Die Jungfrau

und das

Berner Oberland

von

Theodor Wund

Bayer. Staatsbibliothek München

Aus der Bibliothek

Gottfried Merzbacher

1926

Frederick H. Hunt,
Bookseller,
London, W.C.

<36631984370010

<36631984370010

Bayer. Staatsbibliothek

4° Geo. U. 128 R

Brandl

102

In luftigen Höh'n

Skizzen aus dem Bergsteigerleben

von

Theodor Wundt.

Die Jungfrau und das Berner Oberland.

Früher erschienen:

Das Matterhorn und seine Geschichte.

Bayerische
Staats-
Bibliothek
München

Ruine Unspunnen.

Nach einer Photographie gezeichnet von J. Rummelspacher.

In luftigen Höh'n

Skizzen aus dem Bergsteigerleben.

Die Jungfrau

und das

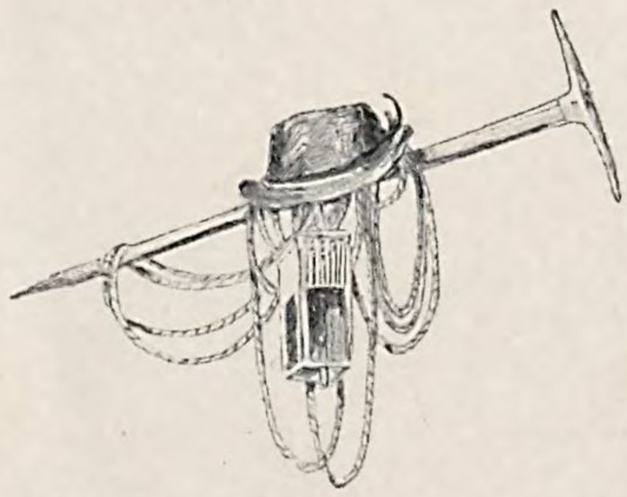
Berner Oberland

von

Theodor Wundt

Herausgegeben von der Sektion Berlin

des deutschen und österreichischen Alpenvereins.



BERLIN

RAIMUND MITSCHER

Druck von Greiner & Pfeiffer, Kgl. Hofbuchdruckerei, Stuttgart.

Ihrer Majestät

der

Kaiserin und Königin Friedrich

der begeisterten Verehrerin des Hochgebirges

in tiefster Ehrfurcht gewidmet

von dem

Verfasser.

Vignetten von Emil Terschack, Gröden.
Lichtdrucke und Autotypien von Eberhard Schreiber, Stuttgart.

Die Bilder auf Seite 168 und 178 wurden dem Verfasser von Herrn Theophil Boss in Grindelwald überlassen.

Alle Rechte vorbehalten.

Inhalts-Verzeichnis.

			Seite
1.	Kapitel.	Auf der Wengern-Alp	1
		Der Eiger	6
		Der Mönch	13
		Die Jungfrau	17
2.	„	Die Besteigung des Schneehorns	31
3.	„	In Mürren	53
4.	„	Die Überschreitung der Jungfrau	67
5.	„	In der Berglihütte	92
		Das Finsteraarhorn	96
6.	„	Interlaken	110
7.	„	Anno dazumal	124
8.	„	Die Besteigung des Schreckhorns	137
9.	„	Eine Wintertour	168
10.	„	Die Besteigung des Mönch	193
11.	„	Die Projekte einer Jungfraubahn	211
12.	„	Die Überschreitung des Wetterhorns	221

Bayerische
Staats-
Bibliothek
München

Auf der Wengern-Alp.

Bis zu dem Bodensee, dem Schwarzwald, den Vogesen und dem Jura leuchten die Schweizer Alpen hinaus in das Land, ein schneeweisser Wall von Bergen, eine unendliche Anzahl von Spitzen und Zacken, die in ihrer Vielheit das Auge beinahe verwirrt. Ein Blick aber prägt sich dem Beschauer, wo immer er sich auch befinden möge, sofort ein, der Blick auf das Berner Oberland. Stolz hebt sich dasselbe aus dem übrigen Volk von Bergen empor und seine zahlreichen Gipfel beherrschen das Zackengewirre durch ihre himmelstrebende Höhe und packende Eigenart. Deutlich ist das mächtige Aletschhorn, das messerscharf zugespitzte Finsteraarhorn, das düstere Schreckhorn zu erkennen, Berggestalten, die man nicht so leicht wieder vergisst. Es ist kein Zweifel, das Berner Oberland ist die Perle unter den Nordalpen, wenn nicht unter den Alpen überhaupt. Aber so stolz sich auch seine Gipfel erheben, sie treten doch zurück hinter der Königin des Gebirges, der Jungfrau, die ihm mit ihren beiden Genossen, dem Mönch und Eiger, den Stempel ihrer Hoheit

aufdrückt. Und was wir hier schon aus der Ferne bewundern, das gewinnt noch an Grösse und Pracht in der Nähe. Bern, Thun und Interlaken, sowie alle Aussichtspunkte am Nordfusse des Gebirges huldigen der Jungfrau, je näher wir ihr kommen, um so mehr, bis auf den Hängen der Wengern-Alp der Höhepunkt erreicht ist. Eine „Welt voll Pracht und Herrlichkeit“ erhebt sich hier vor uns in die Lüfte, so grossartig in ihrem Aufbau, so vielseitig in ihren Formen, dass ihr Anblick für einen der schönsten in den Alpen gilt. Was demselben aber noch seinen ganz besonderen Reiz verleiht, das ist der Kontrast, welchen diese einzig schöne, wilde Hochgebirgsnatur zu den lieblich anmutigen Regionen fruchtbarer Alpenweiden und hochstämmiger Tannenwälder hier unten bildet — ein Kontrast, wie er wunderbarer nicht gedacht werden kann. Tausendfach glitzern dort die Schneekrystalle an den ausgedehnten Firnwänden, an welchen die Sonne, in voller Pracht herunterflutend, tiefe Schatten wirft, und klar hebt sich das bläulich-grüne Eis von den dunklen, zerklüfteten Felswänden ab. Das alles liegt unmittelbar vor uns, und doch befinden wir uns auf grüner, blumenbesäter Flur. Wir haben bekannten Boden unter den Füssen, und es dünkt uns, als blickten wir in eine Ewigkeit hinein.

Wie sieht es jenseits dieses mächtigen Walles aus?

Begeben wir uns in Gedanken einen Augenblick dort hinauf, um auch den Zusammenhang mit dem übrigen Gebirge kennen zu lernen. Wir sehen da, dass Jungfrau, Mönch und Eiger im Verein mit dem benachbarten Wetterhorn nur die Vorposten des Berner Oberlandes bilden, dessen Inneres sie verdecken. Die von Südwesten kommenden Gebirgszüge haben sich zu einem ausgedehnten Massiv verbreitert, welches sich etwa 15 Kilometer weit bis zu den Hängen des Rhonethales ausdehnt. Dasselbe trägt im wesentlichen den Charakter eines zum Teil durch tief eingeschnittene Thäler zerrissenen Hochplateaus, aus dem die Gebirgsgruppen des Aletschhorns, des Finsteraarhorns und des Schreckhorns als die hauptsächlichsten Erhebungen hervortreten und die Jungfrau, welche in Bezug auf die Höhe erst den dritten Rang einnimmt, zum Teil noch überragen. Dieses Plateau hat in der Gegend des vor uns befindlichen Nordwestrandes eine durchschnittliche Höhe von etwa 3000 Metern — also etwa 1000 Meter mehr als die Wengern-Alp — und senkt sich ganz allmählich nach dem Rhonethale zu. Infolge dieser beträchtlichen Höhe liegt es durchweg in den Regionen des ewigen Schnees. Die weitesten Gletscherreviere Europas, abgesehen von Skandinavien, dehnen sich hier neben einander aus, und auch die Berge selbst sind so vielfach mit Eis bedeckt, dass das Gestein meist nur in den Gratrücken hervortritt, sofern nicht bei einzelnen besonders steilen Wänden der Schnee und das Eis ihre haftende Kraft verloren haben. Es ist eine starre und kalte Natur dort oben, ohne jegliche Spur einer Vegetation, eine Natur, die nur durch ihre ursprüngliche Grossartigkeit auf das Gemüt einwirkt.

Die Wengern-Alp bildet einen Teil des Höhenzuges, der sich vom Fusse des Eiger in nördlicher Richtung bis in den Winkel der beiden Lütschinen bei Zweilütschinen erstreckt. Sie ist von dem Hauptgebirgskamme durch das von der kleinen Scheideck kommende, tief eingeschnittene Trümletenthal getrennt. Im Westen erhebt sich jener Höhenzug in ausgedehnten, senkrechten Felswänden aus dem Lauterbrunner Thale. Er bildet bei dem lieblichen Dorfe Wengen mit seinen fruchtbaren Alpenweiden eine bewohnte Stufe, von der aus dann wieder steile Felsen bis zu der Kammhöhe hinaufreichen. Im Osten, nach dem Grindelwalder Thale zu, ist der Abfall ein mehr allmählicher. Aus dem Kamme selbst ragen Lauberhorn, Tschuggen und Männlichen als Hauptaussichtspunkte hervor, welche alle ihre besonderen Reize haben.

Wenn die Schönheit des Ausblickes von der Wengern-Alp hauptsächlich darin besteht, dass die drei Berge in nächster Nähe vor uns liegen, und dadurch der Kontrast zwischen der eisigen Gebirgswelt und den grünen Matten ein besonders ergreifender ist, so erweitert sich auf der kleinen Scheideck der Blick auch nach dem Grindelwalder Thale zu mit dem herrlichen Wetterhorn. Auf dem Lauberhorn haben wir neben dem intimen Blick auf die nahe gelegenen drei Berge schon eine umfassende Rundsicht, welche sich auf dem Tschuggen und Männlichen, dem „Rigi“ des Berner Oberlandes, noch mehr erweitert. Nicht zu vergessen ist endlich als Aussichtspunkt die unmittelbar unter der Wengern-Alp gelegene Mettlen-Alp, welche, von prächtigen Tannenwaldungen umgeben, dem Blick auf die Berge noch den Reiz eines malerischen Vordergrundes verleiht.

Für den Bergsteiger bilden unsere drei Berge ungemein interessante Objekte. Der Kampf mit dem Eis, welcher hier angesichts der grünen Fluren der Wengern-Alp ausgefochten wurde, war ein ausserordentlich harter, ja man kann sagen beinahe der schwierigste im ganzen Berner Oberland. Der Wall, der das Hochplateau hier gegen die bewohnten Regionen abschliesst, ist einer der höchsten in dem Gebirge, und die an ihm haftenden Gletscher zeigen infolge ihrer grossen Steilheit eine ganz ausserordentliche Zerrissenheit und Zerklüftung. In steter Bewegung befindlich, setzt der unsichere Boden dieser Eisströme dem Eindringling nicht allein bedeutende Schwierigkeiten, sondern auch stellenweise thatsächliche Gefahren entgegen.

Bedenkt man nun, dass wenigstens die Jungfrau und der Mönch von dem hochgelegenen Innern des Gebirges verhältnismässig leicht zu erreichen sind, so wird wohl mancher kopfschüttelnd fragen, wie man dazu komme, sich auf solche Unternehmungen einzulassen. Auch poetische Naturen haben sich dagegen gesträubt: „Man rühmt sich, die Jungfrau erstiegen zu haben," so schrieb einst Rambert, „doch nein! Vielleicht war es die Jungfrau von Eggischhorn, die von der Wengern-Alp bleibt ewig die Jungfrau. Sie trotzt unseren Blicken, sie spottet eines solchen Gedankens, und man mag es nicht glauben, dass jemals eines Menschen Fuss diesen unbefleckten Schnee entweiht habe." Doch auch der Bergsteiger hat seine Ideale, und die wilden Eisklüfte und strahlenden Firne dort oben locken ihn deshalb gewiss nicht minder, weil sie unersteiglich zu sein scheinen. Im Gegenteil! Er weiss: je grösser der Kampf, um so grösser der Sieg. Es ist seine Lust, in dem Erhabenen zu schwelgen, und kann es etwas Erhabeneres geben als den Kampf mit einer solchen Natur, in der nur Grosses und Mächtiges gedeiht, einen Kampf, in dem die Kleinlichkeiten dieser Welt in ihr Nichts zusammensinken und der Mensch sich ganz als das fühlt, was er sein soll, als das höhere, die Natur aus eigenem Willen und eigener Kraft beherrschende Wesen.

Sehen wir nun zunächst zu, was alles sich dort oben ereignet hat, denn dadurch erst bekommen wir das richtige Interesse an den Bergen, die verstanden sein wollen wie die Menschen.

Der Eiger.

3975 Meter.

Der Eiger erhebt sich in schroffen Hängen aus dem tief eingeschnittenen Felsenthore, durch welches die Eismassen des unteren Grindelwald-Gletschers ihren Ausweg nach dem Thale suchen. Er bildet einen scharfen, langgestreckten Kamm, der auf der Nordseite seine gewaltigen Felswände in das Grindelwalder Thal hinabsendet und im Süden von dem ausgedehnten Becken des Eismeeres umspült ist, welches ihn von dem Centralmassiv des Gebirges trennt. Mit seinen starren, kahlen Wänden hebt er sich bei Grindelwald ebenso von dem schneeweissen Hintergrund der benachbarten Berge, wie von den grünen Fluren des Thales ab. Ein düsterer, trotziger Geselle, hat er sich von seiner Umgebung gesondert, und Leslie Stephen hat nicht so ganz unrecht, wenn er in poetischer Freiheit seinen Namen von dem französischen Ogre, Ungeheuer, ableitet.

Auf der Westseite, von der Wengern-Alp aus gesehen, bietet der Berg einen wesentlich anderen Anblick dar. Er ist hier von den zerklüfteten Eismassen des Eiger-Gletschers umgeben und bis zu dem Gipfel in ein weisses Gewand eingehüllt, aus dem nur der vorgelagerte „kleine Eiger“ wie eine Felseninsel hervorragt. Zur Linken an der Westkante, da wo Fels und Eis miteinander im Streite liegen, wird die normale, von dem Irländer Barrington im Jahre 1858 zum ersten Male gemachte Besteigung des Berges ausgeführt. Über die Fluren des Fallbodenhubels schreitend, erreicht man am Fusse des Berges die Felsen des Rotstockes, eine Verlängerung des Westgrates. In mächtigen Steilabfällen stürzen dieselben auf der Thalseite in die Tiefe und bilden dem Berge zu die Einfassung des

Der Eiger von der Wengern-Alp.

Gletscherbeckens, das sich zwischen dem grossen und kleinen Eiger ausdehnt. Dieses Becken wird bei der Besteigung der Länge nach durchschritten, bis zu jenem Punkte an dem oberen Rande, wo eine schmale Schneerinne die Felsen durchsetzt. Unmittelbar links von derselben zeigt die Bergkante einen weiten Vorsprung, die sogenannte „Kanzel“, bei welcher der Grat erreicht wird, den es nunmehr bis zu dem Gipfel hinaufgeht. Die Schwierigkeiten der Besteigung sind veränderlicher Natur und richten sich ganz nach den jeweils vorliegenden Schneeverhältnissen. Tritt der Fels offen zu Tage, so ist sie verhältnismässig leicht. Ist dagegen das Gestein mit Eis bedeckt und der Schnee auf der letzten Gratstrecke fest gefroren, so stellen sich dem Vorwärtskommen bedeutende Hindernisse in den Weg, und der Sommerfrischler, der auf der Wengern-Alp und dem Scheideck-Hotel das Teleskop nicht aus der Hand lässt, begreift nicht, weshalb es so langsam geht. Nimm dich also in acht, kühner Bergsteiger, wenn du alpine Lorbeeren pflücken willst! Der Eiger ist ein Paradeberg wie das Matter-

horn. Dort unten bei dem Hotel ist eine Tafel aufgestellt, welche genau über dich Auskunft giebt und jede deiner Bewegungen wird oft von schönen Augen beobachtet und kritisiert.

Der Gipfel des Berges wird als sehr interessant geschildert. Drei schmale Firnkanten stossen da so scharf zusammen, dass man kaum Raum genug hat, um aufrecht stehen zu können.

Die Aussicht ist infolge der isolierten Lage des Berges von besonderer, eigenartiger Schönheit. Gewissermassen ausserhalb des Gebirges und doch in dessen unmittelbarer Nähe stehend, sieht der Beschauer dasselbe in den Hauptgipfeln sich noch über seinen Standpunkt hinaus erheben, und während er hier in diese eisige Welt mit ihren verlassenen Klüften und steilen Abgründen hineinsieht, erstreckt sich die grüne Landschaft um ihn mit ihren Matten, Wäldern und glitzernden Seen bis in die weitesten Fernen. Die grössten Kontraste sind hier zu schönster Harmonie miteinander verbunden.

Von Interesse in der Geschichte des Berges ist ein Abenteuer, welches die Engländer Tuckett, Fox und Whitwell am 3. Juli 1871 auf dem unteren Gletscher erlebten. In der Absicht, den Berg zu besteigen, waren sie hier ein Stück weit angestiegen, als eine mächtige Lawine von oben herabkam und sie beinahe begrub. Ein „Rennen ums Leben“ nannte Tuckett den Vorfall.

„Plötzlich“, so schrieb er,*) „hörte ich ein Krachen und sah, wie gewaltige Eis- und Schneemassen von den Hängen über uns abbrachen. Wir blickten alle hinauf, aber keiner dachte daran, dass uns etwas anderes bevorstehe, als der Anblick einer grossen Lawine

*) Alpine-Journal, Vol. 5.

aus nächster Nähe, wie man ihn nur selten zu sehen bekommt. Der mächtige Katarakt füllte das Couloir über uns bis zum Rande aus, aber als er etwa eine Entfernung von 6—800 Fuss zurückgelegt hatte und die Wolke gefrorenen Schaumes nach dem Sturze über die Felsen sich wie durch Zaubermacht plötzlich verdreifachte, da fuhr mir der Gedanke an Gefahr durch den Kopf. Bei der ungeheuren Geschwindigkeit, welche die Lawine jetzt hatte, konnte sie leicht über die ganze Oberfläche des Gletschers und damit über uns selbst wie mit dem Besen der Zerstörung hinwegfegen.

„Instinktiv — falls es noch eine Rettung gab — sprang ich den Felsen des Rotstockes zu und rief den andern: ‚rennt für euer Leben!‘

„Lauener, obgleich der Gefahr am nächsten, erkannte sie doch zuletzt und blieb so 8 oder 10 Schritte hinter uns zurück. Dann rief auch er, aber schon mühten wir uns verzweifelt durch den tiefen Schnee, den Blick nach oben gewendet, dem rasch anrückenden Feinde zu. Es schien, als ob er, seiner Beute sicher, erst mit uns spielen, uns einen Augenblick lang glauben lassen wolle, dass wir ihm doch entgehen könnten. Dann rollte er plötzlich mit der Ausgelassenheit einer rachsüchtigen Macht eine Masse von Blöcken und Schnee abseits, wie um uns zu zeigen, dass er uns doch überflügeln könne, wenn er nur wolle. So kam er näher und näher, wie eine Welle, die im Begriff ist, sich zu brechen, und füllte die ganze Breite des Gletschers über uns aus. Jetzt rennt, o rennt, wie noch nie in eurem Leben, denn hier kommt er gerade auf uns zu, uns noch immer überflügelnd, schnell, tödlich, unversöhnlich.

„Im nächsten Augenblick sahen wir nichts mehr. Ein wildes Durcheinander von wirbelndem Schnee und Eisstücken, eine gefrorene Welle fegte über uns hinweg, uns völlig voneinander verbergend, aber wir waren unberührt — wenigstens ich für meine Person —, und noch rannten wir. Nach einer halben Sekunde war der Nebel vorüber. Da lag der Körper des Ungeheuers, dessen Kopf mit Blitzesschnelligkeit dort unten in vollem Laufe dahinfuhr, unbeweglich, starr und harmlos.

„Die ganze Sache hatte nicht mehr als 5—6 Sekunden gedauert, und dass wir mit knapper Not davongekommen waren, geht

daraus hervor, dass ich 12 Meter von dem Rande der Lawine entfernt war, als sie vorbeisauste. Lauener aber konnte sich nur dadurch retten, dass er sich im letzten Augenblick nach vorwärts stürzte.“

Auch auf anderem Wege als dem gewöhnlichen ist der Eiger erstiegen worden, und zwar im Jahre 1876 von dem Engländer Foster über den zu dem Mönch führenden Eigergrat, sowie von Coolidge und Miss Brevoort in Begleitung ihres unzertrennlichen Gefährten, des berühmt gewordenen Hundes Tschingel, über den kleinen Eiger im Jahre 1871. Das nach dem Viescher-Gletscher hinüberführende schwierige Eigerjoch wurde zum ersten Male von Leslie Stephen und den Gebrüdern Matthews im Jahre 1859 überschritten.

Noch nicht gelungen ist die Besteigung des Eigers über den nach Nordosten gewendeten Grat des Mitteleggi. Dagegen stieg M. v. Kuffner im Jahre 1885 auf diesem Wege nach dem Grindelwald-Gletscher ab, eine hervorragende Leistung, welche seither nicht mehr wiederholt worden ist. Das nebenstehende Bild, welches der im Kaukasus so früh verstorbene Engländer Donkin von dem gegenüberliegenden Mettenberge aus aufgenommen hat, erläutert die Schwierigkeiten dieser Route zur Genüge.

Felspartie am Rotstock.

Copyright W. M. Spooner & Co., London.

Phot. W. F. Donkin.

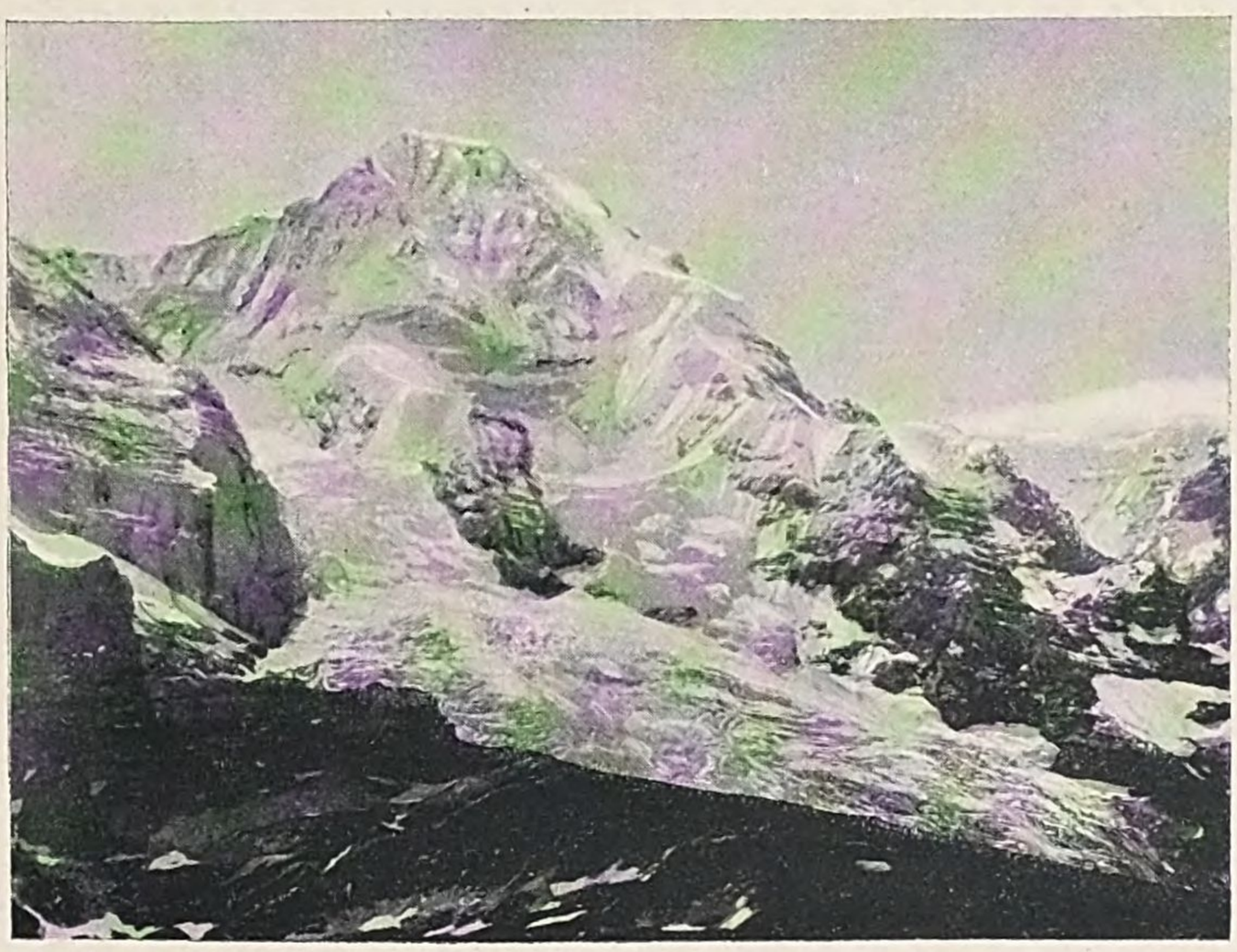
Eiger und Mönch vom Mettenberg.

Der Mönch.

4105 Meter.

Von dem Mettenberge aus gesehen, zeigt der Mönch die Form eines schneebedeckten Daches, dessen in südöstlicher Richtung verlaufender Giebel sich senkrecht von dem Hauptgebirgskamme abzweigt und in zwei steil abfallenden Graten endigt. An dem Fusse derselben liegt das obere und untere Mönchjoch. Das letztere, uns zunächst gelegene, trennt den Berg von dem Gebirgskamme, welcher mit den Viescherhörnern die südliche Umrahmung des Eismeeres bildet und sich in die beiden Ketten des Finsteraarhorns und der Grünhörner verzweigt. Es verbindet den hochgelegenen Ewigschneefirn mit den steil in die Tiefe stürzenden Hängen des Grindelwald-Viescherfirns. Das obere Mönchjoch führt zu dem in die Reviere des grossen Aletsch-Gletschers hineinragenden Trugberge und verbindet den Ewigschneefirn mit dem Jungfraufirn. Die Gestalt des Berges zeigt von hier aus eine gewisse solide Regelmässigkeit, und es ist nicht unmöglich, dass dieser Umstand im Verein mit der weissen Kutte ihm seinen Namen verschafft hat.

Wesentlich anders ist der Blick von der Scheideck aus. Wir haben da eine weite Felswand vor uns, welche, dem Eiger ähnlich, in grosser Steilheit in die Tiefe stürzt, aber im Gegensatz zu diesem vielfach mit Firnschnee bedeckt ist. Einen eigentlichen Gipfel sehen wir auch hier nicht, sondern, wie vom Mettenberge aus, einen breiten Rücken. Links von demselben fällt der Eigerkamm als ein teilweise gezackter Grat in die Tiefe, und zur Rechten senkt sich ein langgestreckter, vereister Grat mit überhängenden Gletschern bis herunter zu den grasigen Matten der Wengern-Alp.



Schon aus dem vorstehenden ergiebt sich, dass die Besteigung des Berges von dem Mönchjoche aus wesentlich geringere Schwierigkeiten bietet, als von der Wengern-Alp. Sie wurde dort zum ersten Male von Dr. Porges aus Wien im Jahre 1857 ausgeführt, aber es konnte nicht ausbleiben, dass auch der Versuch gemacht wurde, den Gipfel über den Grat von der Wengern-Alp her zu erreichen. Dies gelang am 13. Juli 1866 dem um die Erschliessung des Berner Oberlandes hoch verdienten Edmund v. Fellenberg von der Sektion Bern des Schweizer Alpen-Klubs, in Begleitung der Führer Christian Michel, Peter Egger und Gertsch, welche damit eine der schwierigsten und interessantesten Touren des ganzen Gebietes eröffneten. Dasselbe Unternehmen hatten die Engländer George und Moore schon im Jahre 1862 auszuführen versucht, es war ihnen aber nicht möglich gewesen, den steilen unteren Absatz des etwa auf halbem Wege befindlichen „hängenden Gletschers“ zu erklettern. Um diese Passage überwinden zu können, hatte Fellenberg eine 25 Fuss lange Leiter mit sich genommen, aber die Mühsale, welche dieselbe auf dem schwierigen Wege verursachte, standen um so weniger im Verhältnis zu dem damit gewonnenen Nutzen, als sich schliesslich herausstellte, dass sie bei weitem nicht lange genug war.

„Der arme Gertsch“, so schreibt Fellenberg,*) „hatte mit der kolossalen Leiter seine liebe Not. Er hatte notdürftigen Stand, stiess überall an, die Leiter nahm ihm die Gleichgewichtsstellung, so dass er oft strauchelte, und wenn er nicht am Seil gewesen wäre, hätten wir die grösste Gefahr für sein Leben riskiert. Alle Augenblick musste gehalten werden, bis das 25 Fuss lange Monstrum so placiert

---

*) Jahrbuch des Schweizer Alpen-Klub, Band 5.

war, dass er wieder einige Schritte wagen durfte. Dann musste die Leiter stellenweise nachgezogen werden, kurz, es war eine sehr mühsame und zeitraubende Manövriererei.“ Was Wunder war es, dass der Arme den Anstrengungen schliesslich erlag und bergkrank wurde!

Man befand sich ein Stück weit über dem schmalen Firngrate, der sich von dem felsigen Vorwerke des Berges nach diesem hinüberzieht, und die eigentlichen Schwierigkeiten sollten jetzt erst beginnen. „Anfangs“, so fährt Fellenberg fort, „ging es gut, doch bald musste wieder gehackt werden, und zwar wurde die Eiswand noch steiler. Gertsch, den man eine Zeitlang hatte ruhen lassen, musste beinahe von Tritt zu Tritt nachgezogen werden, obgleich Egger ihm die Leiter abgenommen hatte. Wir hielten nun auf einen etwas rechts von unserem Standpunkte liegenden Gneissfelsen zu, da geradeaus die Eisböschung zu steil wurde. Dabei mussten im Traversieren Tritte eingehauen werden. Unter uns zur Rechten fiel die stahlglatte Eiswand in die Tiefe des Guggi-Gletschers ab. Da nahm der alte Christen den Pickel von neuem zur Hand, und unter seinen wuchtigen Schlägen flogen die Eissplitter der Tiefe zu. Plötzlich kehrt sich Michel um und mit einem fürchterlichen Aufschrei des Zornes herrscht er den armen Gertsch an, der in seinem Tritte an einer Eisböschung von 45 Grad eingeschlafen war: ‚Wenn mer allzämen in d’ Ewigkeit söllen fahren, Gertsch, so bist du d’ Schuld!‘ Mit Müh und Not, unter Zittern um das Leben Gertschs und unser eigenes erreichten wir nach einer ferneren bösen halben Stunde, wobei Gertsch in den gefährlichen Traversiertritten immer wieder einschlief, den gehofften ersten Gneissfelsen. Kaum war Gertsch in Sicherheit, so schlief er wie bewusstlos ein. Es war bereits 10 Uhr und die entscheidende Eiswand noch hoch über uns! Nun sahen wir schon die Unmöglichkeit ein, heute noch den Gipfel zu erreichen.“

Es wurde also Halt gemacht und beschlossen, die Besteigung auf den folgenden Tag zu verschieben. Während nun Gertsch an einem sicheren Orte niedergelegt wurde, stiegen die andern weiter, um den Weg für den folgenden Tag herzurichten. Derselbe führte über eine äusserst steile Eiswand, deren Neigung auf 45—48 Grad geschätzt wurde und etwa 500 Stufen erforderte, bis man an dem Fusse des hängenden Gletschers ankam. „Es war 12 Uhr und 10 Minuten, als

wir vor uns mit der Nase an eine himmelblaue, teilweise überhängende, über 40 Fuss hohe Eiswand stiessen. Da waren wir nun: gerade hinter uns der Eisgrat, rechts schauerlich steile Eiswände nach dem Guggi-Gletscher abfallend, überragt von den abgebrochenen Eiswänden des hängenden Gletschers, links nach dem Eiger-Gletscherkessel eine entsetzlich steile Eiswand, auch überragt von den blauen Wänden des hängenden Gletschers, vor uns 40 Fuss senkrechtes Eis. Mit einer urkernig ausgesprochenen Verwünschung über die Leiter, die uns jetzt doch nichts nütze, stellte Michel diese ab. ‚Jetz, Fellenberg, heit ech still und wychet mer nit vom Platz. Ig will jetz gan achten, wann da öppis ds'macha sig!' So leitete Christen Michel die schönste Rekognoscierung ein, die je ein Gletscherführer gemacht hat. An einem 180 Fuss langen Seile angebunden, fing er an, an dem furchtbar steilen Gehänge Tritte für Hände und Füsse einzuhauen. Von meinem Standpunkte gesehen, sah er aus wie eine Fliege, die an einer Wand klebt. Das lange Seil wurde auf Michels Kommando langsam nachgelassen und von Egger und mir festgehalten. Bald war Michel hinter einem Eisvorsprung verschwunden und in ängstlicher Erwartung, nicht ohne inneres Beben um das Leben unseres Meisters, sassen wir schweigsam da, denn das konnten wir sicher erwarten, dass, falls Michel es für nötig erachte, über Seileslänge hinaus zu rekognoscieren, er es im Interesse des Gelingens gewiss thun würde. Es war beinahe eine halbe Stunde verflossen, als er wieder sichtbar wurde und bald darauf reichten wir einander fröhlich die Hände. Der Bescheid war ermutigend, es sei die Wand schon zu machen, aber ‚en Tüfels-Hackery' werde es absetzen." Damit wurde der Rückzug nach dem Lagerplatz angetreten und am andern Morgen die Besteigung ohne Gertsch glücklich ausgeführt. „Jetze hei mer's gwunne!" Mit diesem Jubelruf näherte man sich dem Gipfel. Trotz der am vorhergehenden Tage gemachten Stufen hatte man 12 Stunden gebraucht und war bei dem Abstiege über das Mönchjoch genötigt, noch einmal zu biwakieren.

Die Jungfrau.

4166 Meter.

Weder Eiger noch Mönch lassen sich, so stolze Gebilde sie sind, auch nur annähernd mit der Jungfrau, dieser unumstrittenen Königin des Berner Oberlandes, vergleichen. Wir haben hier ein Gebilde von solcher Vielseitigkeit vor uns, dass wir mehr den Eindruck eines ganzen Gebirgsstockes, als denjenigen eines einzelnen Berges erhalten. Eine Reihe herrlicher Vorgipfel umgiebt in weitem Kranze die Spitze, mächtige, von schroffen Felsen durchsetzte Gletscherströme ziehen sich in wilder Zerklüftung an den steilen Wänden herab, gezackte Kämme wechseln ab mit weiten Schneefeldern und abgelegenen Felsschluchten, und nur die edle Form der alles überragenden Gipfelpyramide gewährt einen Ruhepunkt in diesem wechselvollen Bilde.

„Hoch und hehr in seiner Erscheinung," so schreibt Rambert, „hat das Volk dem Berge den rechten Namen gegeben. Ja, es ist die Jungfrau, die unnahbare, Ehrfurcht gebietende Frau, die kein unholder Blick verletzen mag, weil in der reinen Region, in welcher sie thront, nichts Gemeines sie erreichen kann. Sie ist das Bild des Unzugänglichen. Für hohe und stolze Seelen giebt es keinen schöneren Berg."

Betrachten wir den Berg im einzelnen, so sehen wir, wie sich sein Kamm zur Linken aus einem breiten Sattel, welcher die Verbindung mit dem Mönch bildet, erhebt. Dieser Sattel, das 3470 Meter hohe Jungfraujoch, stürzt zur Linken in einen steilen Felsencirkus nach dem Guggi-Gletscher ab. Zur Rechten senkt sich der Kühlauenen-Gletscher, ein höher gelegener Zufluss des ersteren, als eine zerklüftete Eiswand in die Tiefe. Hier liegt das eigentliche Joch, der tiefste Teil der Depression. Noch weiter zur Rechten erblicken wir einen Felsenabsatz der Gipfelpyramide, von dem aus ein Grat in leicht geschwungener Linie nach dem Gipfel des vorgelagerten Schneehorns führt und dann in schroffen Wänden, an denen der Schnee nur spärlich haften bleibt, in die Tiefe stürzt. Zwischen dem Schneehorn, das angesichts seiner Gestaltung wohl eher den Namen Felshorn verdienen würde, und den dem Berge zur Rechten vorgelagerten Silberhörnern, senkt sich der hochgelegene, zerklüftete Giessen-Gletscher in die Tiefe. Die Silberhörner, diese „von Licht und Glanz umflossenen Diamanten am Busen der Jungfrau“, bilden unstreitig den Höhepunkt des ganzen Bildes. Unterhalb derselben zeigt das Profil des Berges einen kurzen, steilen Felsenabsatz, von dem aus ein schmaler Grat zu dem auf unserem Bilde nicht sichtbaren „schwarzen Mönch“ führt. Es ist dies jene ungeheure kahle Felsenmasse, welche dem in Mürren befindlichen Beschauer den Gipfel der Jungfrau verdeckt und über 1700 Meter tief in das Lauterbrunner Thal abstürzt. Um also einen Begriff von der Höhe unseres Berges zu haben, ist es notwendig, sich vor Augen zu halten, dass wir von der Wengern-Alp aus nur etwas mehr als seine obere Hälfte erblicken.

Der Gedanke, die Jungfrau von ihrer schwer zugänglichen Nordseite aus zu besteigen, gehört dem eigentlichen bergsteigerischen Zeitalter an und wurde erst um die Mitte der sechziger Jahre gefasst. Dagegen führte der Umstand, dass im Süden der Aletsch-Gletscher in ganz geringer Steigung bis zu einer Höhe von über 3000 Meter an den Fuss des Berges heranreicht, dazu, dass die erste Besteigung des Berges von hier aus bis in den Anfang dieses Jahrhunderts zurückdatiert. Damals, als der Sinn für derartige Unternehmungen noch völlig fehlte, waren es die Mitglieder der Familie Meyer aus Aarau,

Die Jungfrau von der Wengern-Alp.

welche sich an die höchsten Gipfel des noch ganz unerforschten Gebietes wagten und im Jahre 1811 und 1812 nicht allein die Jungfrau erstiegen, sondern sich auch an das noch weit schwierigere Finsteraarhorn wagten, dessen Gipfel ebenfalls, wenn auch nur von den Führern, erreicht wurde.

Es ist von besonderem Interesse, diese erste Jungfraubesteigung, welche in den „Miscellen für die neueste Weltkunde“ veröffentlicht wurde, etwas eingehender zu verfolgen.

Johann Rudolph und Hieronymus Meyer waren 1811 nach dem Wallis und von hier aus in das Lötschenthal gegangen.

„Man hatte uns die Alp genannt, in welcher wir einen der wackersten Gemsjäger finden könnten, der uns durch seine Erfahrungen zu leiten im Stande sein würde. Wir trafen der Gemsjäger zwei an. Keiner von ihnen wollte ohne den anderen gehn. So nahmen wir sie beide, und zahlten jedem für den Tag 25 Batzen. Ausserdem begleitete uns ein Bauer aus Guttannen; ferner drei unserer Leute von Aarau. Alle waren theils mit Lebensmitteln und Milch, theils mit Bürden Holzes beladen. Zu unserem Gepäck gehörte auch eine neue Leiter, ungefähr 20 Schuh lang, die bequem auseinander genommen werden konnte; und Seile von 100 Schuh Länge. Wir deckten unser Gesicht mit Flören, doch nur einer von uns behielt dies Schutzmittel auf der Reise bei. Das Auge der andern gewöhnte sich an den Glanz, ohne den mindesten Schaden oder Schmerz davon zu leiden.“

So wurde am 1. August die Lötschenlücke überschritten und auf den grossen Aletschfirn hinuntergestiegen. Hier mussten die drei bergunkundigen Aarauer Diener, „welche allzu viel Ängstlichkeit verriethen“, zurückgeschickt werden, und es ergaben sich bald weitere Schwierigkeiten.

„Je weiter wir vordrangen über die Eisflächen, je fremder ward alles, was uns umgab. Unter der Menge von Gebirgshörnern, welche aus den Tiefen hervorragten, konnten wir dasjenige der Jungfrau nicht wieder erkennen; selbst nicht beim ersten Blick unterscheiden, welcher von diesen mehrere tausend Fuss hohen Berggipfeln der höchste sei.

„In dieser Verlegenheit beschlossen wir uns zu trennen und

von verschiedenen Seiten und Höhen die Gegend zu rekognosziren, theils um die Jungfrau zu entdecken, theils die Möglichkeit, wie man sich derselben mit der wenigsten Gefahr nähern könne."

Bei dieser Rekognoszierung erkannte Rudolph Meyer, welcher in die Gegend des Dreieckhorns gegangen war, die Jungfrau bestimmt. „Ihre mächtigen Schneelager, oder die Eishaube über den karakteristisch darunter hervorstehenden schwarzen Felsen verriethen sie unwidersprechlich.

„Jetzt vereinigten wir uns alle wieder an einer etwas hoch liegenden, aus dem Eismeer hervorragenden Felsklippe an der nördlichen Seite des Gletschers, da wo sich der Aletschfirn mit dem Jungfraugletscher vereinigt, und erkoren uns hier ein Nachtlager. Über Steinen, die wir, so gut es ging, an den Seiten auftürmten, legten wir unsere Alpenstöcke; darüber breiteten wir ein grosses, schwarzes Linnentuch, welches wir mitgenommen hatten, und das uns zur Fahne auf dem Jungfraugipfel dienen sollte, wenn es uns gelänge, ihn zu erklimmen. Die darüber ausgefalteten Mäntel vollendeten das Dach. Neben dieser Hütte liessen wir ein erwärmendes Feuer auflodern.

„Der Abend und die Nacht waren kühl, aber nicht so kalt, als wir besorgten. Wir schichteten uns, so gut es ging, neben und über einander, um uns gegenseitig zu erwärmen."

Am 2. August ging es über den Jungfraufirn nach dem Gipfel des Berges zu. Hierbei machten insbesondere die breiten Gletscherspalten grosse Schwierigkeiten. Da ausserdem Föhn ausbrach und es zu regnen anfing, so wurde auf halbem Wege wieder umgekehrt und nach einer erneuten Rekognoszierung in der Gegend der Grünhornlücke und des Ewigschneefeldes ein zweites Nachtlager, vermutlich am südlichen Ende des Trugberges, bezogen.

Über den Weg, welcher am folgenden Tage eingeschlagen wurde, bestanden Zweifel. Studer hat dieselben dahin berichtigt, dass der Marsch vermutlich über den von dem Rotthalhorn herabkommenden Schneerücken und demnächst nach dem Rotthalsattel führte. Von hier aus ging es dann auf dem gewöhnlichen Wege dem Gipfel zu. An der Hand des umstehenden Bildes, welches oberhalb der Konkordiahütte aufgenommen ist, lässt sich diese Route auch bequem verfolgen.

Jungfrau und Rotthalhorn vom Konkordiaplatz.

„Wir rückten“, so heisst es, „über die von der Jungfrau niederhängenden Eis- und Schneemassen vor. Wir hofften, da wir nun nahe vor dem Berge standen, ihn auf dem gleichen Schneelager bis zur Höhe erreichen zu können. Aber was wir für ein ununterbrochenes Schneefeld hielten, war Täuschung des Auges; denn plötzlich sahen wir unter unseren Füssen eine Tiefe von ungefähr 40 bis 50 Schuh, zu welcher wir nur mit Mühe gelangen konnten. Links und rechts senkten sich Bergwände steil und tief unter uns nieder; der Weg hinab zum Fusse des Jungfraugipfels war ein schmaler Gletscherrücken oder Sattel. Wir befestigten, wo dieser anfing, an einem tief in den Schnee eingestossenen Stock das Seil, und setzten uns reitend auf den zugespitzten Schneesattel. So glitten wir, einer nach dem andern, glücklich hinab, und kamen an den Fuss des Gipfels (Rotthalsattel).

„Dieser Berg ist steil. Zwischen den nackten Felsklippen zieht sich ein schmales Schneeband hinauf bis zur Höhe. Wir wählten dieses zum Hinaufklettern. Einzeln half einer dem andern nach. Ein Gemsjäger kroch voran, befestigte in gewisser Höhe das Seil, und die übrigen erleichterten sich dadurch das ziemlich steile und schauder-

hafte Nachklimmen. Wir empfanden, wie vortheilhaft es sei, dass unserer nicht mehr als vier Personen waren; die sich Hilfe leisteten. Mehrere würden einander zum grössten Hinderniss geworden sein.

„Nachdem wir die jähe Felswand, in deren Klüften wir bald auf Eis, bald auf Schnee, bald auf Gestein, emporgekommen waren, unter uns hatten, und vor der letzten Kuppe der Jungfrau standen, sahen wir zu derselben hinauf keinen anderen Zugang, als über einen scharf zugespitzten Schneesattel oder Eiskamm.

„Wir setzten uns reitend auf diesen, und glitten vorsichtig, halb sitzend, halb kletternd, aufwärts.

„Am Ende des Sattels erblickte der Gemsjäger, nicht ganz ohne Schrecken, einen tiefen Eisschrund, der den Schneekamm von der Kuppe des Berges trennte. Zwar die Spalte des Eises war nur einen guten Schritt breit; aber das Gefährliche lag im Aufstehn der Sitzenden neben den Untiefen und im Übersteigen.

„Nachdem jenseits der Boden so gut als möglich mit dem Alpstock geebnet worden, erhob sich der Erste und stieg hinüber; die andern folgten darauf.

„Als einmal der schwerste Schritt gethan war, ebnete sich das Schneelager, und wir kamen nach wenigen Schritten auf den höchsten Punkt des Jungfraugebirges zu stehen. Es war 2 Uhr Nachmittags vorüber.“

Der Abstieg ging, abgesehen davon, dass einer der Gemsjäger an Schneeblindheit erkrankte, ohne weitere Zwischenfälle glücklich von statten.

Damit war der Berg besiegt, aber die Nachricht hievon stiess mehrfach auf Zweifel, und so entschloss sich Gottlieb Meyer, der Sohn und Neffe der beiden ersten Besteiger, im Jahre 1812 die Besteigung nochmals auszuführen. Auch dieses Unternehmen gelang glücklich und zwar auf dem inzwischen gebräuchlich gewordenen Wege über den Jungfraufirn, direkt hinauf nach dem Rotthalsattel.

Die nächste Besteigung des Berges fand im Jahre 1828 durch sieben Grindelwalder Führer unter der Führung von Peter Baumann statt. Sie waren der in demselben Jahre von Kaspar Rohrdorf aus Bern erschlossenen Route über das Unter- und Ober-Mönchsjoch gefolgt

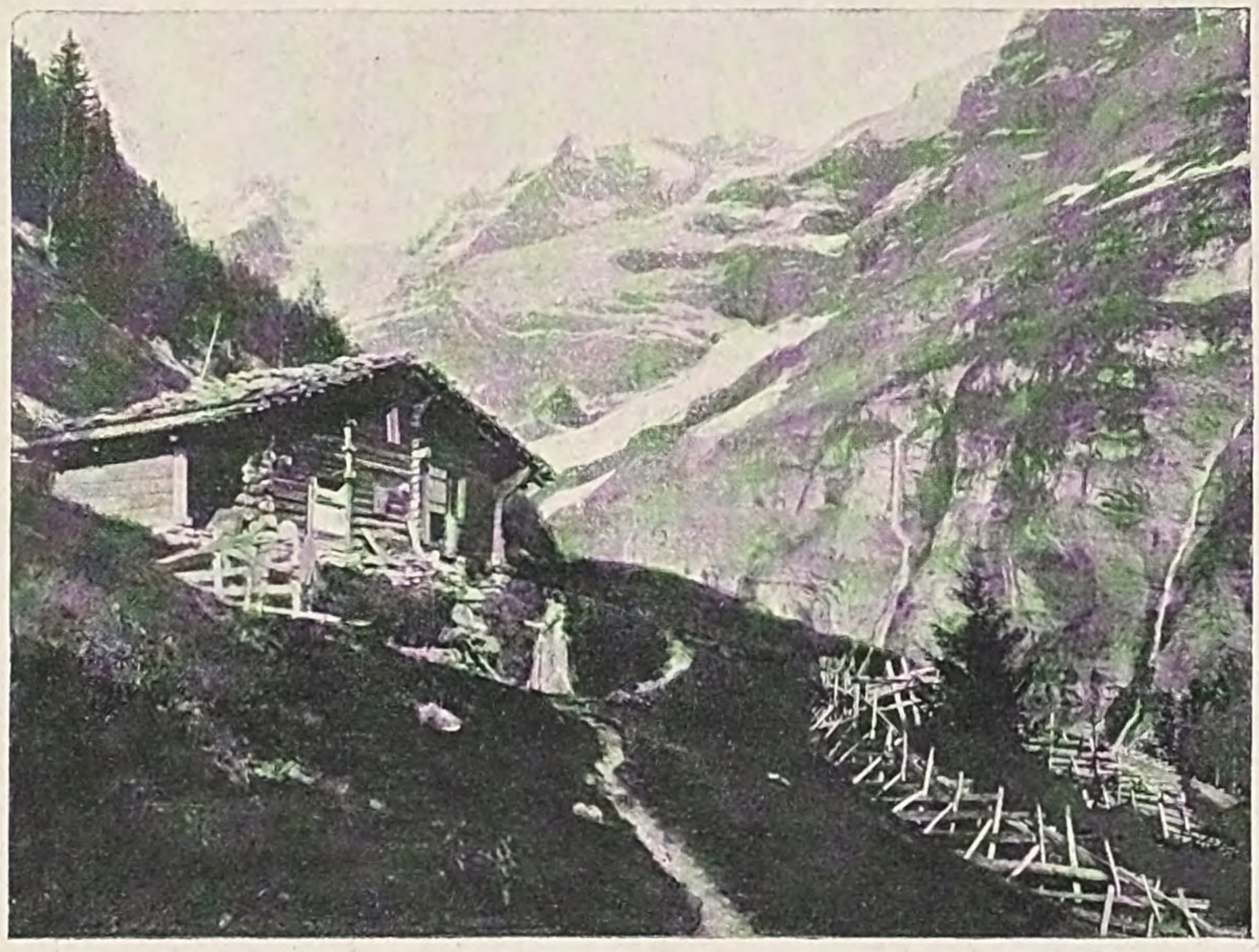
und machten den Berg dadurch auch Grindelwald dienstbar. Es sollte freilich noch lange dauern, bis dieser Weg populär wurde, denn erst im Jahre 1841 erfolgte die vierte Besteigung des Berges durch Agassiz und Genossen, welche um diese Zeit ihre berühmten Gletscherstudien machten. Die fünfte Besteigung wurde 1842 von Gottlieb Studer ausgeführt und in den fünfziger Jahren begann dann der grosse Andrang, welcher sich seither stetig vermehrt hat.

Sehr viel später wurde der Berg auf der schwierigen Nordseite in Angriff genommen. Die ersten, welche hier erfolgreich eindrangen, waren sechs Engländer unter der Anführung von Leslie Stephen. Sie erstiegen am 21. Juli 1862 das Jungfraujoch über den Guggi- und Kühlauenen-Gletscher. In dem darauffolgenden Jahre erreichten E. v. Fellenberg und Karl Bädecker die Gipfel des Schneehorns und Silberhorns. Sie waren anfänglich der Route Stephens gefolgt, hatten dann, von dem Kühlauenen-Gletscher aus sich nach rechts wendend, die Felsen des Schneehorns erklettert und waren von hier bis zu dem Silberhorn vorgedrungen. Damit war auch der Weg für eine Ersteigung der Jungfrau von Norden her vorgezeichnet, und es blieb nur eine Frage der Zeit, wann der von dem Silberhorn nach dem Gipfel führende Grat erklettert werden würde. Fellenberg selbst hatte dies im Jahre 1865 und unmittelbar vor ihm Hornby und Philpott versucht, aber sie waren infolge Unwetters abgeschlagen worden. Dagegen gelang die Besteigung wenige Tage darauf den Engländern Young und George.

Es ist nunmehr Zeit, auch der „Helden“ unserer Geschichte zu gedenken, eines jungen Ehepaars, Max und Dolly, welches wir auf seinen Touren da hinauf begleiten werden. Der eine oder andere Leser kennt sie schon, diese beiden Schwärmer, die ihre Flitterwochen auf dem Matterhorn zugebracht hatten und jetzt auch dem Berner Oberland ihren Besuch abstatteten. Sie sind keine Gipfelstürmer von Profession und befinden sich auch in den Thälern recht wohl, aber das freie, ungebundene und abenteuerliche Leben dort oben hatte für sie einen ganz besonderen Reiz, so dass es sie immer wieder hinaufzog in jene geheimnisvollen Regionen.

In der Absicht, das Schneehorn zu bezwingen, waren sie nach der Guggihütte am Fusse des Mönch gegangen.

Folgen wir ihnen zunächst bis dahin.



Der Weg von Interlaken nach der Wengern-Alp wird in der Regel mit der Eisenbahn zurückgelegt, und vieles von seinen Reizen geht dabei naturgemäss verloren. Es ist deshalb hier, wo wir weder Hitze noch Ermüdung zu befürchten haben, wohl angezeigt, die Tour zu Fusse zu machen.

Schon gleich bei dem Verlassen des Ortes erhalten wir Eindrücke von mächtiger Wirkung. Durch die Wagnerenschlucht ziehend, welche in steilen Wänden den kleinen Rügen von dem Abendberge trennt, kommen wir in einen Wald voll prächtiger Eichen, Tannen und Buchen. Hoch erheben sich die Stämme, und das frische, wechselvolle Grün aller Schattierungen bildet ein lebendiges Dach über uns, einen Dom der Natur, in welchem sich die Gedanken sammeln, bis sie mit einem Schlage in die Weite geführt werden. An dem Waldrande angekommen, breitet sich vor uns das freundliche Lütschinenthal aus, eine fruchtbare, reich bewachsene Ebene, der Inbegriff ländlichen Gedeihens. Dahinter schieben sich die bewaldeten, felsigen Höhen immer mehr zusammen, und die prächtigen, in den blauen Himmel hineinragenden Gestalten von Jungfrau und Mönch mit ihren glänzenden Schneeflächen bilden den grossartigen Abschluss. Es ist ein interessanter Boden, auf welchem wir uns hier

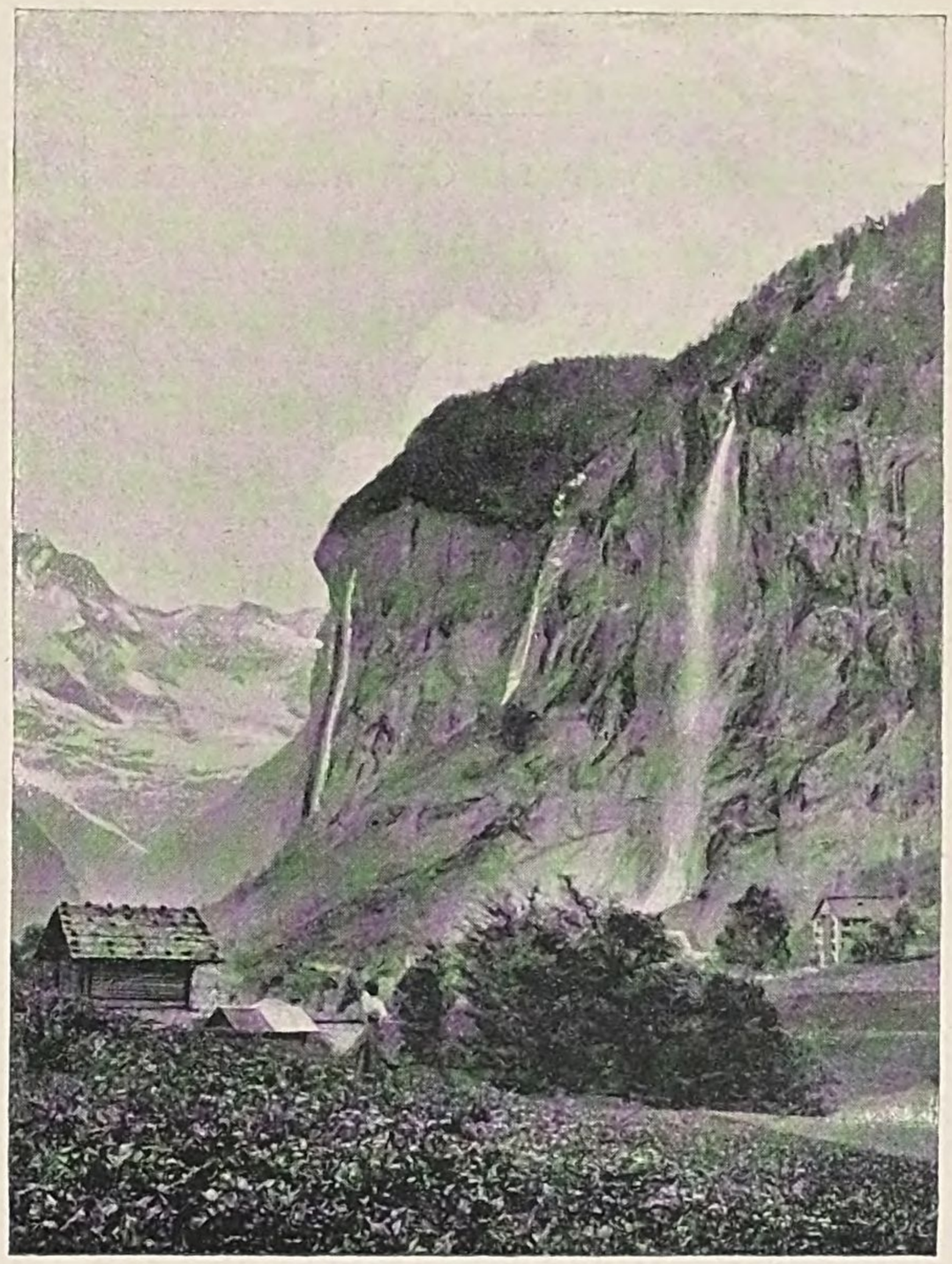
befinden. Die Ruine Unspunnen dort drüben erzählt von einem uralten, mächtigen Geschlecht, das, längst schon ausgestorben, in der Sage fortlebt. Ein Blaubart soll einst da gehaust haben, der seine Weiber lebendig begraben liess, und ein feuriger Hund bewacht die

Das Lütschinenthal bei Interlaken.

Schätze in den Gewölben. Auch machte Byron die Ruine zum Sitze seines Weltenstürmers Manfred, welches Drama er zum grossen Teil auf der Wengern-Alp dichtete. Jetzt ist die Wiese neben der Ruine der Schauplatz friedlicher Kämpfe geworden. Alljährlich finden hier im August die Schwingfeste statt, bei welchen die Burschen der Umgebung ihre Kräfte erproben, und Hirtenfeste mit Nationalspielen werden hin und wieder abgehalten.

Wir durchschreiten nun die langgestreckte Ebene und freuen uns, nach dem meist recht heissen Gange wieder in den Wald zu kommen. Das Thal verengt sich immer mehr, die senkrechten Felsen der Rotenfluh drängen sich an die Lütschine heran, und nach einem

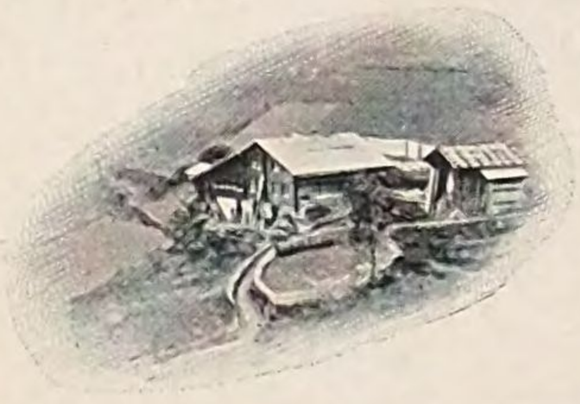
kurzen Blick auf das prächtige Wetterhorn, das sich bei Zweilütschinen zur Linken zeigt, kommen wir in eine schmale Felsschlucht hinein. Ungeheuer erheben sich die Felsen der Hunnenfluh, wild rauscht der Bach zu unseren Füssen, Felsblöcke liegen überall zerstreut herum und wir haben in dem schönen Wald den Eindruck eines natürlichen Parkes. Nach kurzem Anstiege eröffnet sich dann das Lauterbrunner Thal. Mächtige, meist über 500 Mtr. hohe Felswände fassen das nicht ganz einen Kilometer breite Thal mit seinen saftigen Wiesen und schmucken Häusern ein. Im Hintergrund erheben sich die schneebedeckten Berge, und von den gewaltigen Höhen zur Seite rieseln die Staubbäche, silbernen Fäden gleich, herab, — „lauter Brunnen“. Es ist ein überaus liebliches Bild, eine Idylle, in welcher Erhabenheit mit Anmut stimmungsvoll vereinigt ist. Im Hochsommer freilich, wo die Bäche zu versiegen beginnen, werden die Staubbäche immer unscheinbarer und verlieren viel von ihrem Reiz.



Das Lauterbrunner Thal.

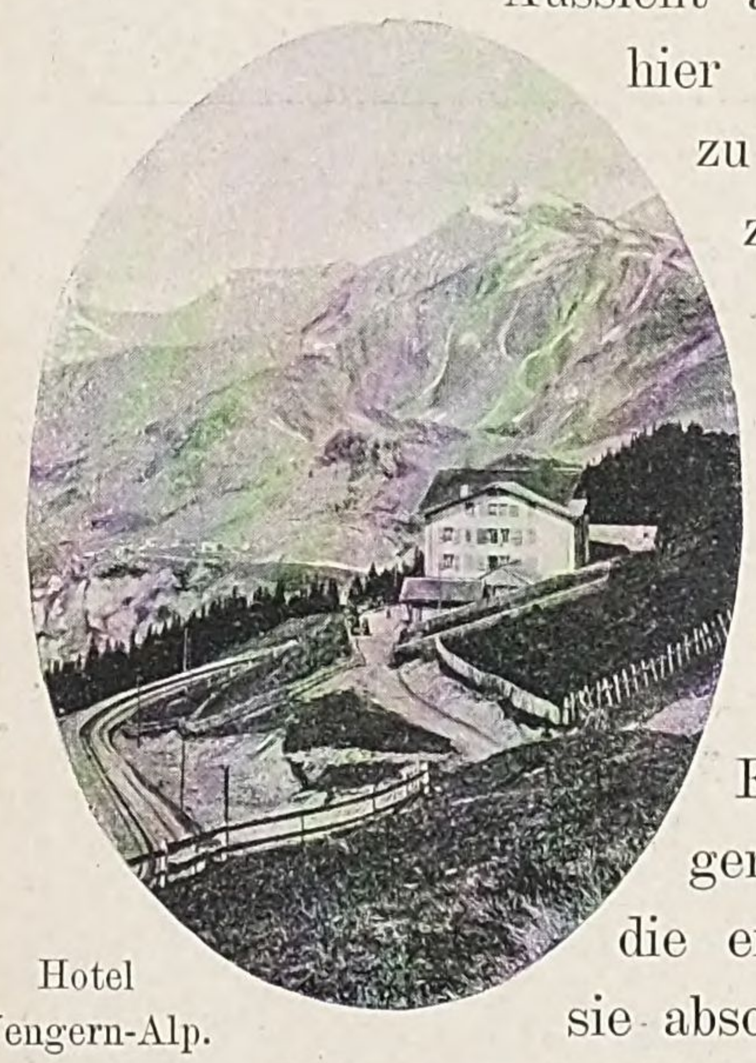
Lauterbrunnen bildet das Standquartier für die Berge des westlichen Gebirgsteiles und hat eine ganze Anzahl erstklassiger Führer hervorgebracht. Auch ist es für Sommerfrischler eine vortreffliche und verhältnismässig billige Station.

Der Weg nach Wengen, ein schrecklicher Pfad, führt im Zickzack an den östlichen Felsen in die Höhe. Am Vormittag schattig, brennt die Sonne nachmittags hier glühend heiss herab, und der Wanderer preist sich glücklich, wenn er den Ort erreicht hat. Auf ausgedehnter Alm gelegen, mit prächtigem Blick ringsum und von Wäldern umgeben, bietet derselbe mit seinen 1300 Meter See-



höhe einen angenehmen Sommeraufenthalt. Wir haben von hier ab den schönsten Teil des Weges vor uns. In mässiger Steigung über die herrlich grünen Wiesen nach dem Walde zu führend, erblicken wir zur Rechten die schneebedeckten Riesen des hinteren Lauterbrunner Thales, und die herrliche Jungfrau mit ihren Genossen entfaltet ihre Pracht mit jedem Schritte mehr, bis wir bei der Mettlen-Alp, welch kleinen Umweg wir nicht gescheut haben, unmittelbar vor ihr stehen. An dem Rande des Trümletenthales, inmitten der Wälder und abseits von der grossen Heerstrasse gelegen, gewährt diese Alp neben ihrer einzig schönen Aussicht auch eine idyllische Ruhe. Welcher Unterschied hier im Schatten unter den alten, knorrigen Tannen zu liegen und von dieser Welt des Eises dort drüben zu träumen, während auf der Wengern-Alp Lokomotiven pfeifen und rauchen und das internationale Getriebe beständig auf und ab wogt. Merkwürdig, dass hier noch kein kleines Berghotel errichtet wurde!

Blick auf die westlichen Berge.



Hotel Wengern-Alp.

Der Weg nimmt hier ein Ende, und der Reisende kann sicher sein, dass sofort bei seinem Erscheinen ein Biedermann auf ihn zueilt, um ihm genau die einzuschlagende Richtung anzugeben, über die er im übrigen keine Sekunde gezweifelt hat, da sie absolut nicht zu verfehlen ist. Nun, einige Rappen sind ja auch nicht zu viel für den Alten, eines der wenigen historischen Überbleibsel aus jener verflossenen Zeit, wo das Berner Oberland noch das Eldorado für solche harmlose Wegelagerer aller Art war. Wenn man in dem Thal geradeaus weitergeht, so sieht man bei dem Heraustreten aus dem Wald, einige Schritte zur Linken, das Hotel vor sich.

Hier hat der gewissenhafte Reisende, der den Weg pflichtmässig ab-bädekert, in erster Linie die „Lawinen“ zu bewundern. Wenn nun aber auch die Enttäuschung über diese Naturerscheinungen innerlich meist eine grosse ist, so gehört es doch nicht zum guten Ton, dieser Überzeugung Ausdruck zu verleihen. Thatsächlich haben diese Eisabstürze bekanntlich mit den eigentlichen Lawinen, bei welchen

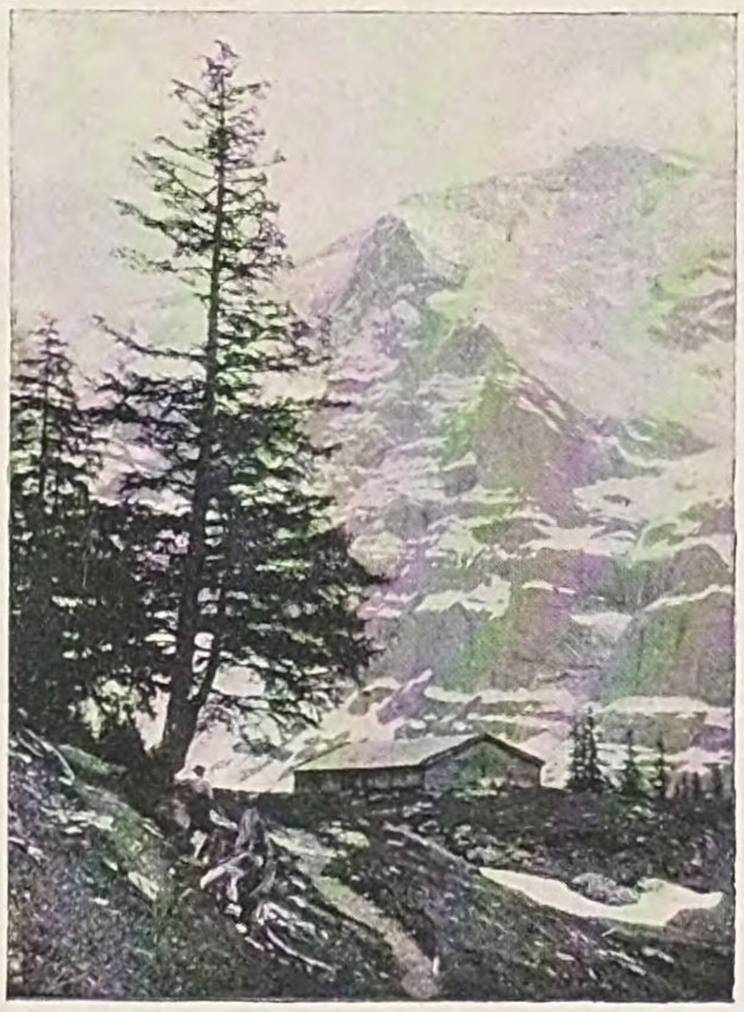
Das Lauberhorn bei Sturm.

der Föhn zu Beginn des Frühjahres die Schneemassen ganzer Thalhänge in die Tiefe jagt, nichts gemein. Dürftigen Wasserfällen gleich, aber mit um so lauterem Gepolter stürzen die sich losbröckelnden Eismassen immer in denselben Felsrinnen am unteren Ende der Gletscher herab, und es war gar kein so übler Gedanke von jenem Engländer, dieses an sich höchst imposante Schauspiel, das in der Entfernung jede Grossartigkeit verliert, dem Touristen zugänglicher zu machen.

Mr. Galton konstatiert, dass es völlig ungefährlich ist, die von dem Giessen-Gletscher herabkommenden Lawinen aus nächster Nähe zu betrachten. Über den untersten Teil der Firnmassen hinwegschreitend, welche am Fusse der Felsen des Schneehorns eine Art

von Gletscher bilden, stieg er an den grasigen Matten und Felshängen der Jungfrau zu einem Bande empor und gelangte auf diesem bis unmittelbar zu der Lawinenrinne.

„Hier“, so schreibt er,*) „wartete ich unter einem überhängenden Felsen auf eine Lawine, aber obgleich ich von der absoluten Sicherheit meiner Stellung überzeugt war, so muss ich doch gestehen, dass ihr Herankommen mich beunruhigte. Sie machte sich zunächst durch ein ungeheures Donnern und das Erscheinen von einer Wolke von Schneestaub bemerkbar, welche weit über meinen Kopf hinausflog. Ich wusste nicht, was mir bevorstand, und rannte so schnell als möglich davon, bis ich mich bei dem Erscheinen der Lawine in ihrem gewohnten Kanal versicherte, dass alles in Ordnung sei. Dann eilte ich wieder zurück, um mich an dem Sturm und Aufruhr zu ergötzen. Die Grossartigkeit der Lawine wurde durch die Nähe, in der ich mich befand, bedeutend erhöht. Das Vorbeisausen der Eisblöcke hinunter in die Tiefe und das Krachen bei dem Aufstürzen war geradezu furchtbar.“



Interessant sind die Besitzverhältnisse der Wengern-Alp. Dieselbe bildet zusammen mit der Mettlen- und Biglen-Alp, den drei verschiedenen Stationen während des Sommers, eine sogenannte Alpgenossenschaft mit 375 Kuhrechten. Diese Kuhrechte sind verkäuflich und, wie alles auf dieser Welt, recht ungleich verteilt. Denn während es Anteilhaber von über 80 Kuhrechten giebt, von denen jedes einen Wert von etwa 500 Franken hat, so haben andere bloss ein halbes oder gar nur einen Fuss Anteil.

Auf dem Weg von der Wengern-Alp zur Scheideck verschiebt sich die Aussicht nur wenig, bis, auf der Höhe angelangt, das Grindelwalder Thal mit dem schönen Wetterhorn auftaucht.

Zu der Guggihütte hinüber sind es etwa zwei Stunden.

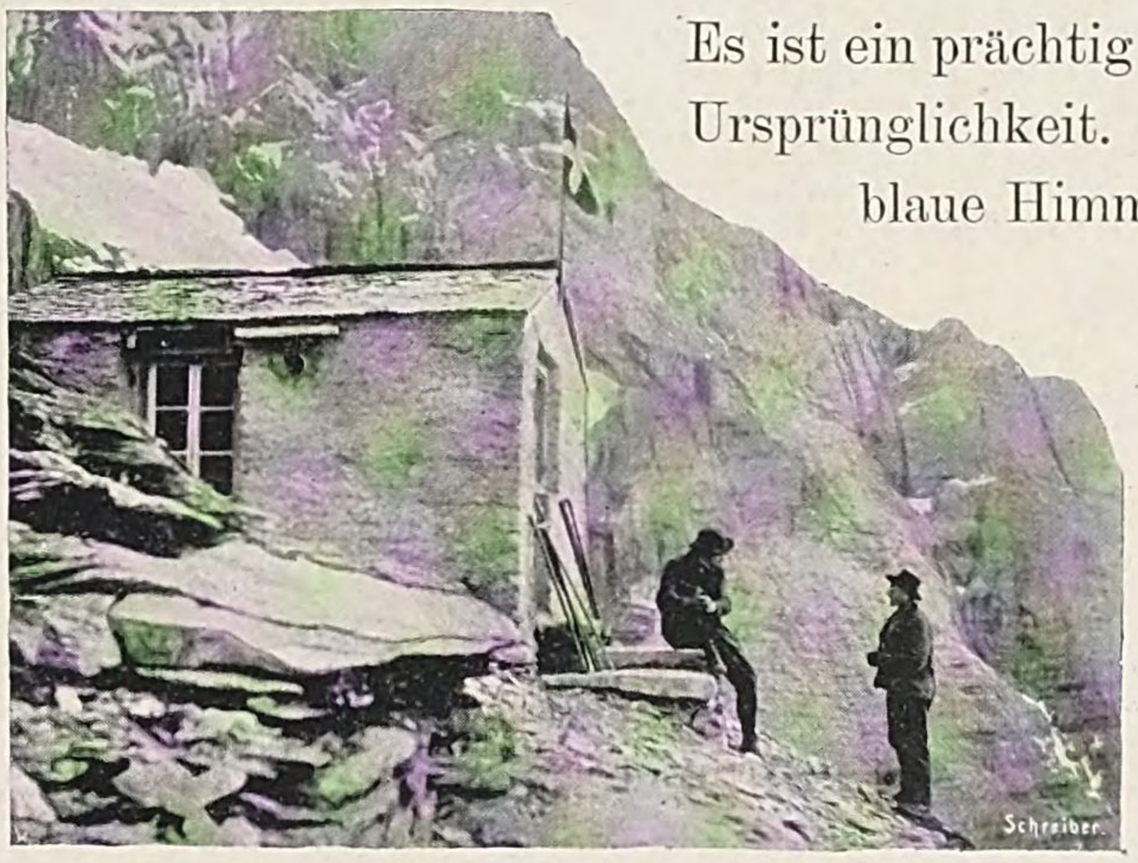
---

*) Alpine-Journal, Vol. 1.

Die Besteigung des Schneehorns.

3415 Meter.

In einer Höhe von 2397 Metern an den Felsen des Mönchs gelegen, gewährt die Guggihütte jene prächtige Aussicht, welche durch ihre gewaltigen Kontraste für den Nordfuss unseres Gebirges charakteristisch ist. Unmittelbar hinter ihr erheben sich die kolossalen Steilabfälle des Mönch. Man sieht an den senkrechten Wänden vorbei in den gewaltigen Kessel am Jungfraujoch hinein, und aus den zerklüfteten Eismassen des Guggi-Gletschers erhebt sich das Schneehorn und die eisgekrönte Jungfrau in nächster Nähe hoch in die Lüfte.



Die Guggihütte.

Es ist ein prächtig wildes Bild voll erhabener Ursprünglichkeit. Dort aber wölbt sich der blaue Himmel über den Wäldern und Matten der Wengern-Alp und wir sehen weit hinein in die fröhlich grüne Landschaft mit ihren Bergen und Thälern.

Die Hütte selbst ist aus Stein massiv gebaut und nur für 6—8 Personen berechnet. Aber gerade diese Kleinheit macht sie um so behaglicher, und infolge des geringen Besuches herrscht verhältnismässige Sauberkeit in ihr. Alle für den Bergsteiger notwendigen Gegenstände, wie Kochgerät, Herd, Tisch, Stühle, Teppiche u. s. w. sind vorhanden, und es war eine Lust für unsere Freunde, sich häuslich einzurichten. In der Gesellschaft von drei tüchtigen Führern, den beiden Zermattern Schanton und Truffer, sowie einem der Gebrüder Lauener aus Lauterbrunnen, fühlten sie sich bald äusserst wohl da drinnen.

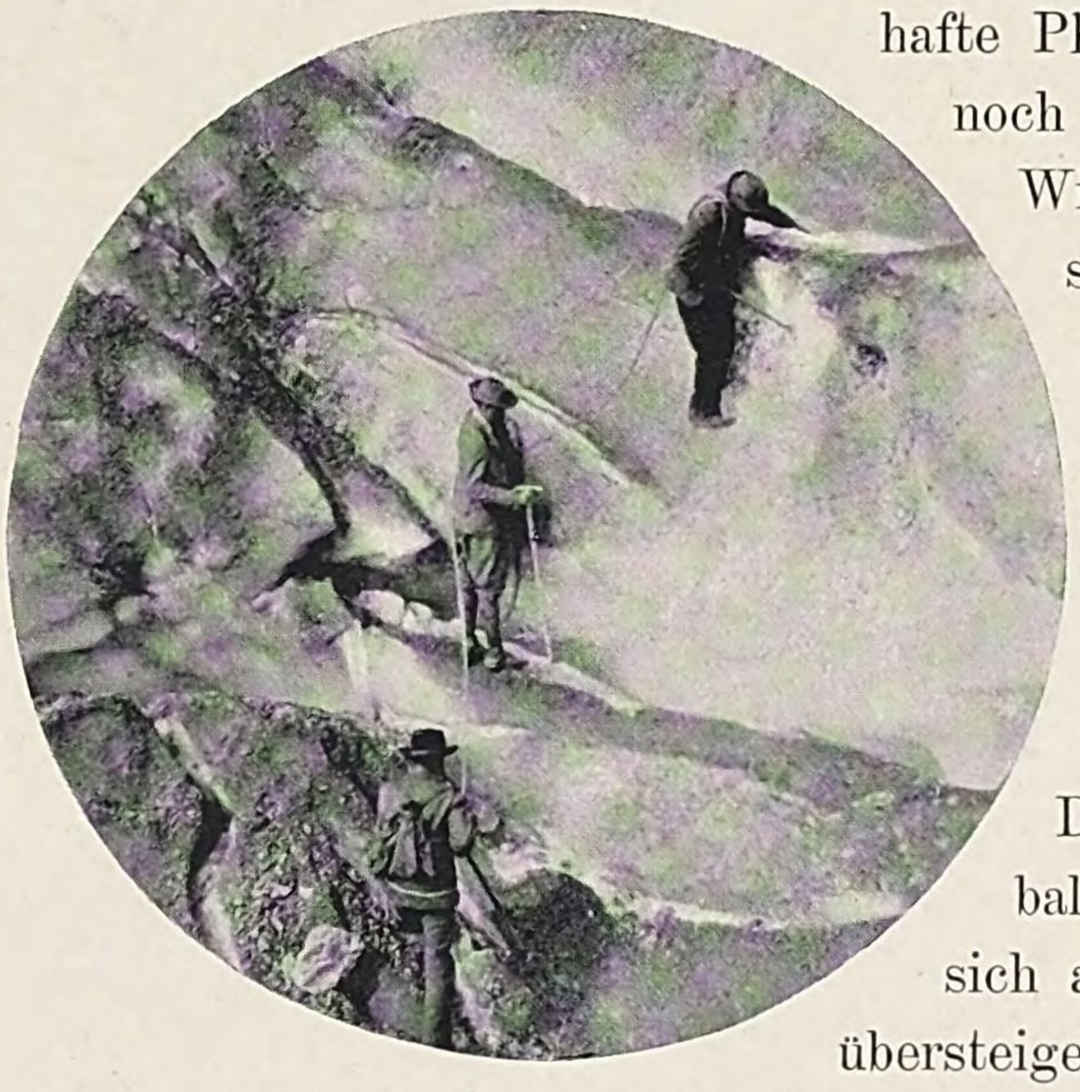
Der Abend wurde durch einen prächtigen Sonnenuntergang verschönt, den man bei lauer Luft auf der kleinen Terrasse vor der Hütte genoss. Noch strahlten die schneebedeckten Berge in hellem Glanze, als die Schatten an den Thalwänden emporkrochen, leichte Dünste sich erhoben und die düstere Wolkenbank am fernen Horizont sich zu vergolden begann. Man hörte das Geläute der Herden dort drüben auf der Alm, es wurde dunkler und dunkler, bis endlich die Sonne auch an den eisigen Gipfeln verschwand, um dem glänzenden Abendrot Platz zu machen, das sich schliesslich in dem kalten Grau der Nacht verlor. Dann kamen die Sterne nacheinander an dem dunklen Himmel hervor, der Mond begann seinen Lauf und es herrschte eine unendliche, friedliche Stille.

In der Hütte wurde noch eine Zeitlang am Feuer geplaudert. Wie mochte es am folgenden Tag gehen? Nach Laueners Ansicht waren die Verhältnisse nicht günstig. Der Gletscher sei völlig aus-

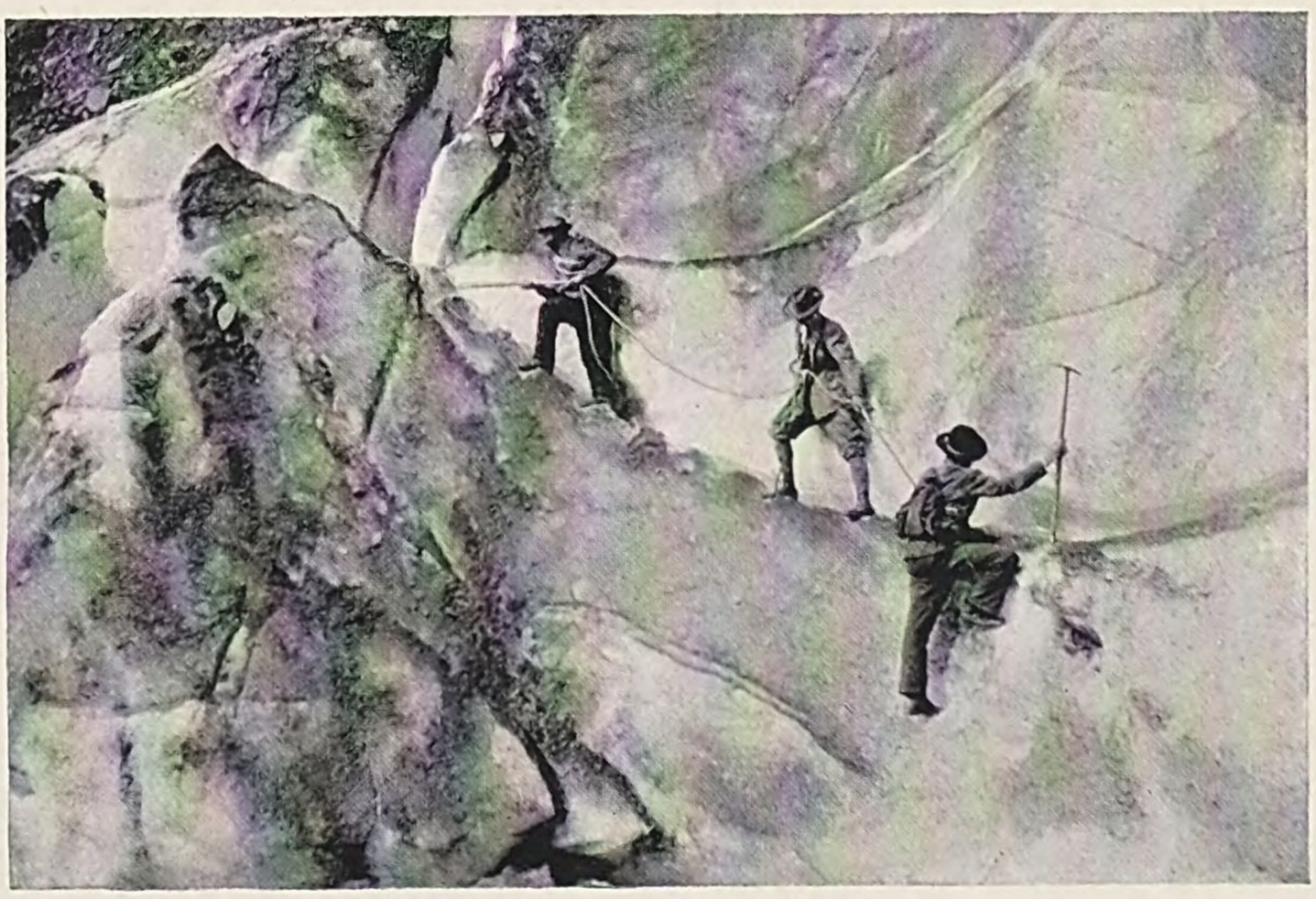
geapert. Wo im Frühsommer feste Schneebrücken seien, da treten jetzt die eisigen Klüfte offen zu Tage, oder was noch schlimmer, sie seien mit trügerischem Schnee bedeckt, der nicht halte. Es werde schwer sein, ohne Leiter hinaufzukommen, und fraglich, ob man rechtzeitig die Hütte wieder erreiche. Also möglicherweise ein Biwak auf dem Gletscher! — — Die beiden Zermatter hatten wenig zu erwidern. Schweigsam, wie immer, sassen sie da.

Der folgende Tag brachte zunächst einen frühen Aufbruch; nach dem verwöhnten Hotelleben in Interlaken, das für so manchen schon zum Capua geworden ist, eine schlimme Sache. Ein beständiges Recken und Strecken der Glieder, ein schlaftrunkenes Gähnen, ein unbeschreibliches Missbehagen, wegen des Gletscherbrandes jede erfrischende Waschung entbehren zu müssen, und ein pro forma hinuntergestürzter schwarzer Kaffee, das ist die Signatur bei Beginn einer solchen Wanderung. Aber die Lebensgeister wurden heute bald geweckt. Nach zwei Minuten befand man sich auf dem Guggi-Gletscher, auf einem glatten, abschüssigen Boden, der gebieterisch Achtsamkeit verlangte,

und die eisige Temperatur wirkte wie eine kalte Dusche. Es ist ungeheuerlich, welche Zerklüftung der Guggi-Gletscher hier zeigt. Ein Chaos von mächtigen Eistrümmern erhebt sich ringsum in den abenteuerlichsten Formen, und die in der Dämmerung besonders leb-



hafte Phantasie gestaltet dieselben noch eigenartiger aus, als sie in Wirklichkeit sind. Es handelt sich zunächst darum, den Gletscher beinahe in seiner ganzen Breite zu durchschreiten und man folgt zu diesem Zwecke ein Stück weit dem Grunde eines tief eingeschnittenen Querthales. Dann wurde es notwendig, bald hierhin, bald dorthin die sich auftürmenden Eismassen zu übersteigen, Manöver, die für einen mit der Gletscherwelt nicht Vertrauten ziemlich halsbrecherisch ausgesehen haben mögen, in Wirklichkeit dies aber keineswegs waren, da es sich immer nur um kurze Strecken handelte und das harte



Eis in den Stufen einen durchaus sicheren Halt bot. Die Führer freilich hatten genug zu thun, um die Stufen zu schlagen und den Weg durch kleine Steinmänner zu markieren. Max und Dolly aber, welche mit den in der Schweiz merkwürdigerweise verpönten Steigeisen ausgerüstet waren und deshalb doppelt festen Fuss fassen

konnten, sahen behaglich zu und hatten vollauf Zeit, die wilden Formen dieser grandiosen Eiswelt zu bewundern. So ging es längere Zeit hinauf und hinab, herüber und hinüber, bis in der Nähe des jenseitigen Gletscherrandes offenes Terrain erreicht wurde. Hier

wurde ein Steinmann errichtet, um bei dem Rückwege den Einstieg in den Gletschersturz leicht zu finden, und dann strebte man rasch dem mächtigen Kessel zu, welcher den Absturz des Jungfraujoches zur Linken bildet. Es war inzwischen heller Tag geworden, und

man konnte die Aussicht in ihrer vollen Schönheit bewundern. Gewaltig erhoben sich die steilen Wände des Mönchs und Schneehorns zu beiden Seiten, und das Jungfraujoch schloss das wilde Gletscherthal in grandioser Weise ab.

Dann wurde der Punkt erreicht, wo der Kühlauenen und Guggi-Gletscher sich vereinigen. Der erstere bildet unterhalb des Schneehorns ein weites Plateau, welches an seinem äusseren Rande in einen zerklüfteten Gletschersturz abfällt. Von diesem führt ein steiler Eishang herunter. Bei der Besteigung handelt es sich zunächst darum, diesen Hang zu erklimmen und weiterhin den Gletschersturz durchschreitend, das Plateau zu erreichen. Leslie Stephen schildert diese Stelle folgendermassen*): „Zwischen uns und dem höher gelegenen Gletscherplateau lag eine zerbrochene und zerklüftete Eismasse, deren Überschreitung höchst zweifelhaft erschien. Dieselbe konnte zwar durch den Anstieg über eine Masse von Eistrümmern zum Teil umgangen werden. Dieser Marsch würde aber gerade so sein, wie wenn man einen Spaziergang vor einer Batterie Kanonen machte, die jeden Augenblick zu schiessen anfangen kann.“ Immerhin war dies nur der erste Eindruck, welchen er erhielt. Denn thatsächlich versuchten damals die Führer, sich einen Weg durch dieses Labyrinth zu bahnen. Sie gelangten auch beinahe bis auf das höher gelegene Plateau, aber im letzten Moment wurden sie durch eine mächtige Spalte an einem weiteren Vordringen verhindert. Sie kehrten also zurück, um eine Leiter zu holen, mit Hilfe deren es an dem darauffolgenden Tage gelang, auch die Spalte zu überwinden und die Passhöhe zu erreichen.

Nach einer kurzen Rast betrat unsere Partie den steilen, hin und wieder von Spalten durchsetzten Eishang, den es gerade in die Höhe ging. Bald waren alle in einer langen Linie übereinander eingefädelt, und während der vorausgehende Führer mit Wucht die Stufen schlug, warteten die andern, den Blick auf die glatte Wand gerichtet, bis die Reihe an sie kam, einen Schritt nach vorwärts zu machen. Die Eisteile, welche Laueners Axt in die Luft sprengte, flogen ihnen um die Ohren, die Füsse wurden kalt von dem langen Stehen und das Gesicht glühte in der Sonne. Hoch oben aber in

---

*) The playground of Europe.

Anstieg an einem Eisblock.

dem Eisbruche, wo der Gletscher in sich zusammenstürzt, hörte man dann und wann ein unheimliches Krachen und Gepolter. Wenn die dort abbröckelnden Eisblöcke hier herunter kamen, so gab es keine Rettung, denn ein Ausweichen an der glatten Wand war völlig unmöglich.

Hier hatte sich einst ein Ereignis abgespielt, das, beinahe wie ein Märchen klingend, den Ruhm eines tapferen Führers verkündet und dem Bergsteiger vor Augen führt, wie notwendig es ist, dass er stets den Kopf hochhält und auch in der scheinbar grössten Gefahr seine Kameraden nicht verlässt.

Am 13. Juli 1886 hatte sich Herr Burkhardt aus Basel, ein Mitglied des Schweizer Alpenklubs, mit den Führern Teutschmann und Jossi an dieser Wand befunden, um die Jungfrau zu besteigen. Da brach, so berichtet das Alpine-Journal*), eine enorme Eismasse von dem oberen Teile des Gletschers los und kam donnernd herab. Glücklicherweise ging dieselbe zwar nicht über den Pfad der drei Männer hinweg, aber einige Eisteile trafen sie doch, so dass sie den Halt verloren. Jossi, der voraus fiel, stürzte mit dem Kopf voran in eine tiefe Spalte und zog Burkhardt nach sich. Dieser kam am Rande derselben und auf dem Rücken mit dem Kopf nach unten liegend zum Halten, also in einer Stellung, in welcher er weder sich noch Jossi zu helfen vermochte. Beider Leben hing jetzt lediglich von der Kraft Teutschmanns ab, dem allein es gelungen war, sich auf den Füssen zu erhalten. Es stand ausser seiner Macht, mehr zu thun, denn es war unmöglich, ohne weitere Hilfe die beiden an dem Seile hängenden Männer in die Höhe zu ziehen. Gab er auch nur einen einzigen Schritt nach, so wären alle drei in die Tiefe der Spalte gestürzt. So aber stand er da mit dem Eisbeil fest aufgepflanzt und hielt, wohl bewusst, dass es sich nur um eine Frage der Zeit handle — einer sehr kurzen Spanne Zeit. Denn seine Kraft liess rasch nach — und was dann? Es wäre für ihn und Burkhardt ein leichtes gewesen zu entkommen, wenn sie den dritten opferten. Ein Schnitt mit Burkhardts Messer hätte sowohl ihn wie Teutschmann frei gemacht. Aber dieser schreckliche Gedanke wurde

---

*) Vol. 13.

weit zurückgewiesen. Sie waren entschlossen, zusammen zu leben oder zu sterben. So verging eine bange halbe Stunde; alle Hoffnung war so gut wie aufgegeben und Teutschmanns Kräfte schwanden merklich, als gerade noch zur rechten Zeit Hilfe kam. An demselben Morgen war eine andere Partie, bestehend aus Herrn Gerlach aus Berlin mit den Führern Peter Schlegel und Rudolf Kaufmann, von der kleinen Scheideck aufgebrochen, um die Jungfrau zu besteigen. Dieselbe war, als sie die Spuren Burkhardts erkannte, diesen gefolgt und erreichte die Unglücksstätte gerade noch ehe es zu spät war. Ohne eine Sekunde zu verlieren, stieg Schlegel in die Spalte hinab, band Jossi ein neues Seil um und durchschnitt das alte. „Aber dann werde ich fallen!“ rief dieser und wurde bewusstlos heraufgezogen. Er war zwar leicht verletzt, jedoch im stande, nach der Hütte zu gehen, von wo aus er abgeholt wurde.

Peter Schlegel.

Es war eine ziemliche Zeit vergangen, als unsere Partie nach Überwindung des Eishanges den darüber befindlichen Gletschersturz erreichte, und wenn man bis dahin in beständiger Furcht geschwebt hatte, von abstürzenden Eistrümmern getroffen zu werden, so zeigte es sich jetzt, dass diese Gefahr mehr eine eingebildete als eine wirkliche gewesen war. Denn hier lagen so ungeheure Spalten und Schründe auf breitem Raume nebeneinander, dass sie völlig genügten, um alle von oben herabkommenden Eismassen in sich aufzunehmen, und es hätte als ein besonders unglücklicher Umstand bezeichnet werden müssen, wenn die abbrechenden Blöcke über dieselben hinausgeflogen wären. Wie nun aber durch dieses morsche Labyrinth hindurchkommen? Nach allen Seiten hin erstreckten sich die eisigen Schluchten in wirrem Durcheinander, gewaltige Türme erhoben sich, den Ausblick versperrend, ringsum, und trügerisch war der Boden, auf dem man sich befand. Wohin man sich wenden sollte war ungewiss, und nur auf gut Glück konnte die Richtung eingeschlagen werden. Wieder wurde also im Zickzack ein Weg durch die mächtigen Trümmer gesucht. Vorsichtig, mit dem Pickel sondierend, ging es herüber und hinüber, hinauf und hinunter, und mancher weite Sprung

Auf einer Eisbrücke des Guggi-Gletschers.

musste gewagt werden, aber man kam doch vorwärts. Da, als der Gletschersturz schon beinahe durchschritten war, versperrte ein weiter, unüberschreitbarer Schrund den Weg. Nach der einen Seite, zur Linken, öffnete er sich ins Freie. Hier stürzten die Eismassen senkrecht in die Tiefe, und ein Vorbeikommen war völlig ausgeschlossen. Nach rechts aber schien er sich quer über den ganzen Gletscher hinweg zu ziehen. Was nun? Nach langem Suchen zeigte sich schliesslich eine sogenannte Eisbrücke. Grosse Massen von Schnee hatten sich am Rande des Schrundes festgesetzt und bildeten ein kleines, tief gelegenes Plateau, von dem aus die Brücke in kühn geschwungenem Bogen nach jenseits hinüberführte. Wenn irgendwo, so musste der Übergang hier versucht werden. Aber hielt die Brücke auch? Steil und schmal stieg sie in die Höhe und war in der Mitte kaum 2 Meter stark. Doch viele Überlegungen sind in solchen Fällen nutzlos, da muss Probieren über Studieren gehen. Schanton wurde also an ein langes Seil gebunden, und bedächtig betrat er dieses merkwürdige Bauwerk der Natur. In der Mitte angekommen, lauteten seine drastischen Ausrufe zwar nicht gerade vertrauenerweckend, aber die Geschichte hielt doch, und bald hatte er wieder festen Boden unter den Füssen. Dann folgten die andern, von jenseits unterstützt, in zwei Partien. Der Schrund war also überwunden, aber noch war nicht viel gewonnen. Im Gegenteil. Bald stellten sich neue Hindernisse in den Weg, schwieriger als alle bisherigen. Nach kurzem Marsche wurde der untere Rand des Plateaus erreicht. Er bestand aus einem mächtigen, senkrechten Eiswall, der sich turmhoch in die Lüfte erhob und völlig unersteigbar war. Hier gab es nur eine Möglichkeit, so lange nach seitwärts entlang zu gehen, bis sich eine irgendwie praktikable Stelle zeigte. Dabei aber lief man direkte Gefahr. Der eisige Hang war völlig unterhöhlt, das Wasser sickerte an ihm herab, und die überall herumliegenden Eistrümmer zeigten nur zu deutlich, dass jeden Augenblick da oder dort ein Einsturz erfolgen konnte. Ein langes Zaudern war aber ebenfalls bedenklich. Also vorwärts! Es war eine arktische Wildnis von unheimlicher Pracht, in die man jetzt hineinkam. Ein weites Gletscherthal musste durchschritten werden, dessen senkrechte, blaugrün schillernde Wände zu beiden Seiten hoch in die Lüfte ragten und nur ein kleines Stückchen Himmel frei liessen.

Mannshohe Eiszapfen hingen an ihnen herab, und überall zeigten sich Spalten und Risse. Rasch ging es hier vorwärts trotz des tiefen, unheimlich weichen Schnees, um zahlreiche vorspringende Ecken herum und in höhlenartige Schluchten hinein, durch die man oft gebückt hindurchkriechen musste. Es waren 10 Minuten, welche wehrlos dem Glück anvertraut waren. Dann öffnete sich das Thal allmählich dem Mönch zu, die Wand zur Rechten wurde flacher, und nach kurzem Anstiege war das Plateau erreicht. Hurra! Das Glück hatte sich als beständig erwiesen, und der wohlverdiente Schluck wurde in kräftigem Zuge genommen.

Der weitere Weg war jetzt genau zu sehen. Über das mächtige Eisfeld hinweg führte er nach der Felswand des Schneehorns, an welcher es gerade in die Höhe ging. Das alles war ganz unschwierig, — wenn es nur erst gelang, die breite Spalte zu überschreiten, welche sich quer über das ganze Plateau entlangzog.

Wir sehen auf dem nebenstehenden Bilde, da wo diese Spalte ihre schmalste Stelle zeigt und etwas zur Rechten einen kleinen schwarzen Punkt: es ist dies einer der Führer, der vorausgegangen war, um einen Übergang zu suchen. Alle anderen Dimensionen ergeben sich daraus von selbst, insbesondere auch die Mächtigkeit des überhängenden Eislagers, das, zum Teil schon geborsten, infolge der Schiebung des Gletschers Stück für Stück abbröckelt und mit dröhnendem Gepolter immer wieder einzelne Blöcke in die Tiefe wirft. Wie sollte man über den mächtigen Schrund hinwegkommen? „Es ist zu spät für den Guggi-Gletscher im August," meinte Lauener, „Anfangs Juli sind die Spalten noch verschneit, da macht sich alles viel einfacher." Auch die beiden Zermatter schüttelten die Köpfe. Es sei schon 11 Uhr und zum mindesten fraglich, ob man noch rechtzeitig die Hütte erreichen könne. Aber dies sind Augenblicke, welche jedem Bergsteiger vorkommen, und er würde wenig erreichen, wäre er nicht fest in seinen Entschlüssen. An dem Rande der Spalte entlang ziehend, zeigte sich an jener Stelle, wo sie sich am meisten verengt, in der Tiefe ein verschneiter Vorsprung. Hier wurde Lauener hinabgelassen. Es gelang ihm, mit einem weiten Sprunge jenseits auf weichem Schnee festen Fuss zu fassen, und, gesichert durch das

Das Schneehorn von dem Plateau des Kühlauenen-Gletschers.

Mönch und Jungfraujoch von unterhalb des Schneehorngipfels.

Seil, vermochte er sich rasch in die Höhe zu arbeiten. Damit war das Schneehorn gewonnen. Wohl war das Vorwärtskommen in dem weichen Schnee dort drüben recht ermüdend und die zum Teil morschen Felsen des Berges zeigten vielfach eine glatte Eiskruste. Doch das hatte jetzt nichts zu sagen. Vorwärts, nur vorwärts! Unmittelbar unterhalb des Grates kam dann die berüchtigte Schneewächte. Massen vom Wind hergetriebenen Schnees hingen einem Dache gleich mit mächtigen Eiszapfen über den Felshang heraus, und ein nicht ungefährliches Manöver musste ausgeführt werden, um von unten her da hindurch zu kommen. In weitem Abstande postierte man sich in fester Stellung, um in der Lage zu sein, bei einem etwaigen Absturze von Schneemassen den vorausgehenden Führer zu halten. Doch nichts dergleichen passierte. Bald hatte dieser ein Loch durch den Schnee geschlagen, und vorsichtig kroch einer nach dem andern durch diese eisige Thüre hindurch. Dann ging es rasch hinauf zu dem nahen Gipfel.

„Eigene Empfindungen“, so schreibt Studer gelegentlich der ersten Besteigung des Silberhorns, „mussten den glücklichen Sieger durchziehen, von diesem schwindeligen Standpunkte aus die geheimnisvolle Gestaltung des Berges ganz nahe vor sich enthüllt zu sehen.“ Und geheimnisvoll ist sie in der That, die Jungfrau, die „seit Ewigkeit verschleierte“. Je weiter man in ihre Gefilde eindringt, um so mehr überrascht sie durch die Mächtigkeit ihres Baues und den Reichtum ihrer Gestaltung.

Wir haben jetzt von der Wengern-Alp eine Höhendifferenz von über 1500 Metern zurückgelegt. Trotzdem ist der Berg vor uns scheinbar keineswegs niedriger geworden. Er erhebt sich als ein riesiger, da und dort von Felszacken durchsetzter Kamm so hoch in die Lüfte wie nur je. Ein breites, eiserfülltes Hochthal trennt uns von ihm, das sich an dem Fuss der Gipfelpyramide bis zu der „Silberlücke“ hinaufzieht. Unmittelbar vor uns endigt dieses mächtige Thal an den Felsen des Schneehorns in steilem Absturze, und die hier herabkommenden Eismassen drängen sich zwischen diesem und dem kleinen Silberhorn nach dem steilen Giessen-Gletscher in die Tiefe. Zur Linken des Bergmassivs sehen wir die gewaltigen Eishänge des Jungfraujoches und weiterhin den Mönch, der angesichts des nahegerückten Jungfrauwalles verhältnismässig zurücktritt.

Je unmittelbarer und mächtiger nun diese in Eis erstarrte Welt vor uns steht, um so reizvoller ist der Blick nach rückwärts auf die grünen Fluren und Thäler, die glitzernden Seen und die gewellten Vorberge, die sich wie auf einer Landkarte hinter einander ausbreiten, bis in die blaue Ferne.

Gehen wir nun in Gedanken noch einen Schritt weiter, um die Gestaltung der Jungfrau ganz kennen zu lernen, hinauf nach der höchsten Spitze unseres Bildes. Es steht uns da eine nicht geringe Überraschung bevor, denn dort oben in einer Höhe von 4060 Meter angekommen, befinden wir uns keineswegs auf dem Gipfel des Berges, sondern auf einem weiten Schneeplateau, und aus demselben erhebt sich ein eisgepanzerter Felsturm noch hoch in die Lüfte. Dies erst ist der eigentliche Jungfraugipfel. Wir selbst befinden uns nur auf

Die Jungfrau vom Gipfel des Schneehorns.

Nach einer Photographie gezeichnet von Th. Volz.

Der Gipfel der Jungfrau von dem Vorgipfel.

dem Vorgipfel, welcher von der Wengern-Alp aus den Hauptgipfel zu dominieren scheint, während man in grösserer Entfernung, wie zum Beispiel von Interlaken, die beiden Gipfel in ihrem richtigen Verhältnis zu einander erkennen kann.

Doch es war nicht lange Zeit, um die Aussicht zu bewundern. Ungeduldig gingen die Führer hin und her und drängten zur Rückkehr. Sie hatten nicht unrecht, denn bei der glühenden Hitze wurde der Weg da hinunter von Minute zu Minute unsicherer.

„Wenn wir nur erst wieder über der Eisbrücke wären!“

„Oder in der Hütte,“ meinte Lauener, der es sich nun einmal in den Kopf gesetzt hatte, dass man auf dem Gletscher übernachten müsse.

Nun, die Engel halfen auch bei diesem Abstiege wie gewöhnlich. Wohl war der Schnee weich und verursachte viele Mühen, wohl mussten bange Minuten in dem morschen Gletschersturze und an dem glatten, steilen Hange darunter ausgestanden werden. Dann aber ging es in weiten Sätzen vorwärts, und Lauener wurde gründlich ausgelacht, als man schon um 6 Uhr abends die Hütte erreichte. Was aber hatte man hier verloren? Wie düster und trübselig sah es jetzt da drinnen aus, und wie verlockend winkte dort drüben das komfortable Scheideckhotel. Ein Bett, ein Bett, ein Königreich für ein Bett! Nach einer kurzen Pause ging es also wieder weiter, und gegen 8 Uhr wurde das Hotel unter den üblichen Segenssprüchen der anwesenden Vertreter des Thalsohlenklubs betreten. Welcher Genuss, es sich jetzt bequem machen zu können!

Doch der Mensch denkt und der Wirt lenkt. Er bedaure, es sei kein Platz mehr vorhanden.

Kein Platz für eine Dame nach einer 14stündigen Tour? Max wetterte und tobte, aber es half alles nichts. Was nun? Schliesslich blieb nichts übrig, als in Gottes Namen weiter zu gehen, aber dann auch gleich hinunter nach Lauterbrunnen, wo das Gepäck sich befand.

Nun, gar so schlimm war die Sache gerade nicht. Eine Mondscheinpromenade in solcher Landschaft, — was kann sich ein junges Ehepaar Schöneres denken? Die Führer freilich, welche untergekommen waren und sich schon häuslich eingerichtet hatten, machten

recht verdutzte Köpfe. Sie liessen die beiden einstweilen voraus, die denn auch Arm in Arm in aller Behaglichkeit über die schöne Wengern-Alp hinabschlenderten, dem Summen der Käfer lauschten, die Berge bewunderten und das Hervorkommen der Sterne beobachteten, wie das junge Eheleute so zu thun pflegen.

„So werden wir aber nicht weit kommen," meinten die Führer, welche sie schnell eingeholt hatten. Inzwischen war auch die Nacht eingebrochen, der Hunger machte sich geltend, und die Beine begannen bald von selber zu gehen. Immer rascher wurde das Tempo, und immer mehr zog sich die Gesellschaft in die Länge. Es war der reine Wettlauf. Wer gewann? Die schöne Leserin wird gewiss triumphieren, wenn sie erfährt, dass Max total geschlagen wurde. Als er endlich Wengen erreichte, hatte er das Rennen längst aufgegeben. Armer Ehemann! Zunächst machte er sich wenig daraus, er war über solche Kleinigkeiten erhaben. Als er aber in dem Dorfe in der Dunkelheit einige Male den Weg verfehlte und von mitleidigen Einwohnern, die mit Geschrei und Gepolter aus dem Schlafe geweckt wurden, immer wieder auf die richtige Fährte gesetzt werden musste, begann er doch allmählich bedenklich zu werden. „Thorheiten!" murmelte er vor sich hin.

Es giebt auf der ganzen Welt keinen miserableren Weg als den von Wengen hinunter nach Lauterbrunnen. Überall ist der steile Pfad mit Steinen bedeckt und von Wasserrinnen durchzogen, Dinge, die man bei Tage schliesslich ertragen kann, die aber in der stockdunklen Nacht — die Laterne befand sich vorne bei Dolly — nicht gerade geeignet sind, nach einem 16stündigen Marsche den Humor zu erhöhen. „Thorheiten!" Doch was half aller Ärger, diese via dolorosa musste nun einmal abgekilometert werden. Das infame Dorf da drunten schien in nächster Nähe zu liegen, aber es kam und kam nicht.

Wie mochte sich das Wiedersehen gestalten? Max war in schrecklicher Laune, aber als ihm Dolly auf der Schwelle des Hotels in frischem, weissem Kleide heiter entgegentrat und ihm erklärte, sie habe ein herrliches Bad genommen, da meinte er lachend: „Mit dir mache ich noch einmal eine Hochzeitsreise!" Dann nahm auch er ein Bad, aber ein innerliches.

Lauterbrunnen.

In Mürren.

An dem Nachmittage nach der Besteigung des Schneehorns sehen wir Max und Dolly in der Eisenbahn nach Mürren. Wohl ist der Fusspfad da hinauf an landschaftlichen Reizen ebenso reich wie irgend ein anderer im Berner Oberland. In grossem Bogen die mächtige Felswand des Lauterbrunner Thales umgehend, steigt er, meist durch den Wald führend, anfänglich ziemlich steil an. In der Höhe überschreitet er den Pletschbach, einen unbedeutenden, nichtssagenden Wasserlauf, dem es kein Mensch ansieht, welche Be-

rühmtheit er unmittelbar darauf als Staubbach erhält, und führt dann an dem oberen Rande der Felsen entlang. Nun wird man es aber gewiss unserem Ehepaar verzeihen, wenn es nach den Anstrengungen des gestrigen Tages die Eisenbahn vorzog. Diese macht auf ihrem Wege wenige Umstände. In einer schnurgeraden Linie führt sie zunächst als Drahtseilbahn, bei welcher der abwärts fahrende Wagen durch Wasserkraft das treibende Element bildet, direkt hinauf nach

Mürren.

Grütsch. Es ist höchst spassig anzusehen, wie der kleine Wagen, einer Fliege gleich, an dem steilen Berghange emporkriecht, langsam aber sicher und ohne den entsetzlichen Rauch der gegenüber ansteigenden Wengern-Alp-Züge, welcher oft stundenlang wie eine Wolke von Schmutz über dem schönen Thale lagert. Bei der Fahrt selbst gehen einem alle Gefühle des Senkrechten und Wagrechten verloren, und man muss sich immer wieder darüber klar werden, dass nicht die Bäume draussen schief stehen, sondern der Wagen selbst, in dem man sich befindet, so steil ist der Weg. Von Grütsch, wo die Höhe von Mürren nahezu erreicht ist, und man einen prächtigen Überblick über die drei Berge erhält, geht es dann rasch mittelst Elektricität unserem Ziele zu.

Mürren, der höchste das ganze Jahr hindurch bewohnte Ort des Berner Oberlandes, liegt unmittelbar über den senkrechten Felsen des Thales, auf einem schmalen, teilweise bewaldeten Plateau. Bei frischer Luft bietet es eine Menge herrlicher Spaziergänge und trägt infolge seiner abgeschlossenen Lage, im Gegensatz zu der viel besuchten Wengern-Alp, über welche die Touristen ruhelos hinwegströmen, den Charakter eines Luftkurortes. Es ist eine kleine Hotelstadt — mit grossen Hotels — und das vornehme Publikum mehr stationär. Hier herrscht das Tennis-Racket und die weisse Flanellblouse des sportliebenden Engländers vor, und für Ruhesuchende ist der Platz wie geschaffen.

Die Aussicht hat für manchen, der glaubt, hier, wie von der Wengern-Alp aus, die Jungfrau in nächster Nähe in ihrem eisigen Gewande bewundern zu können, im ersten Augenblick etwas Befremdendes. Der Ort liegt nahezu in der Verlängerung der drei Berge, welche sich bei dem Marsche von Lauterbrunnen her immer mehr hintereinander zusammenschieben. Dazu kommt, dass der vorgelagerte Eckpfeiler des Gebirges, der schwarze Mönch, sich als eine ungeheure, senkrechte Felsenmasse so nahe vor dem Beschauer erhebt, dass er trotz seiner nur 2654 Meter betragenden Höhe die Jungfrau nahezu ganz, sowie ein gut Teil des Mönchs verdeckt. Nur der Eiger erhebt sich als eine gleichmässig geformte Pyramide frei in die Lüfte. Dagegen macht der Umstand, dass man sich gegenüber dem Brechpunkte des Hauptgebirgskammes befindet, die Aussicht um so instruktiver, je weiter man an dem Berghange hinter dem Orte in die Höhe steigt. Immer mehr löst sich dann die Jungfrau von dem in sein Nichts zurücksinkenden schwarzen Mönch los, bis man sie schliesslich auf dem Schilthorn vollständig frei vor sich hat. Sie erhebt sich als ein ungeheures Felsenmassiv in die Lüfte, das weniger durch reiche Gestaltung als durch seine gewaltige Masse wirkt. In unermessliche Höhe bauen sich die dunklen Wände übereinander auf, und auch der Gipfel selbst ist weniger graziös als massiv. Deutlich zeigt derselbe die uns schon bekannte Doppelbildung und das hochgelegene Schneeplateau. Um einen richtigen Begriff von den Grössenverhältnissen dort oben zu bekommen, ist es nicht ohne Interesse, den Hauptgipfel, wie er sich von hier aus zeigt, mit dem Bilde zu vergleichen, welches

Jungfrau und Rotthal vom Schilthorn.

wir von dem zur Linken befindlichen Vorgipfel aus gesehen haben (Seite 49).

Denselben gigantischen Eindruck wie die Jungfrau macht der nach Südwesten streichende Gebirgskamm, der sich als eine ausserordentlich steile Mauer mit nur wenig hervorragender Gipfelbildung charakterisiert. Erst das Grosshorn und Breithorn zeigen wieder individuelle Berggestalten. Die Steilheit dieser Wände ist eine so grosse, dass die Gletscher weniger entwickelt sind als auf der Nordseite des Gebirges. Wohl haftet der Firnschnee zum Teil in grossen Massen an den oberen Hängen, und mehrere Eislager haben sich in den kesselförmigen Seitenthälern gebildet, aber dieselben vermögen sich an den steilen Wänden des Thales, zu welchen sie in prächtiger Zerklüftung herabsteigen, nicht lange zu halten.

Ein besonderes Interesse erregt das Rotthal, ein düsterer, hochgelegener Felsencirkus zur Rechten der Jungfrau, der in seiner grandiosen Abgeschiedenheit im Volksmunde zur Heimstätte eines wilden Geisterheeres gemacht worden ist. Heftige Stürme hausen dort oben, und hin und wieder hört man ein eigenartiges Donnern, dessen natürliche Erklärung schon mehrfach vergeblich versucht worden ist.

Jungfrau, Mönch und Eiger von oberhalb Mürren.

Was Wunder, dass sich von alters her der Aberglaube dieser rätselhaften Erscheinung bemächtigt hat? Es ist die so vielfach angetroffene Sage von der blühenden Alm, welche infolge der Ruchlosigkeit ihrer Bewohner in Schnee und Eis begraben wurde. Die Herren des Thales bedrückten die dort wohnenden friedlichen Hirten immer ärger, bis endlich einer von ihnen bei der Verfolgung eines Hirtenmädchens von einem mächtigen schwarzen Ziegenbock in den Abgrund gestürzt wurde. Von dieser Zeit an erstarrte die fruchtbare Alm und wurde von Gletschermassen bedeckt. Die alten Herren aber hausen jetzt als wildes Heer dort oben mit Hussa und Hallo, und wenn man das Toben des Sturmes und jenes donnerähnliche Geräusch hört, so heisst es: „Die Rotthalherren schiessen.“

Für die Besteigung der Jungfrau von dem Lauterbrunner Thale her ergab sich von Anfang an das Rotthal als der natürliche Zugang. Es sollte aber lange dauern, bis ein praktikabler Weg auf den Gipfel gefunden wurde.

Der erste, welcher den Gedanken fasste, den Berg von hier aus zu ersteigen, war Hugi, der Ende der zwanziger Jahre mehrfach das Thal besuchte, ohne jedoch weit über dasselbe hinauszukommen. Ebenso scheiterten andere Versuche, und erst im Jahre 1860 gelang es Tyndall und Hawkins, wenigstens die Höhe des Gebirgskamms auf dem im Hintergrund des Rotthales gelegenen Lawinenthor zu erreichen. So blieb die Jungfraubesteigung ein ungelöstes Problem, bis Leslie Stephen 1864 im Verein mit Macdonald und Grove dieselbe gewissermassen gelegentlich ausführte. In der Absicht, über das Lawinenthor hinüber nach dem Eggischhorn zu gehen, machte Melchior Anderegg, der „Bergführerkönig“, in dem Rotthal den Vorschlag, die Besteigung des Berges zu versuchen. Dies wurde mit Freuden angenommen und unter bedeutenden Schwierigkeiten gelang es, das Rotthalcouloir, eine ausserordentlich steile, vereiste Rinne, welche zu dem Rotthalsattel hinaufführt, zu erklettern. Von hier aus wurde dann der Gipfel auf dem gewöhnlichen Wege erreicht und trotz dieses „Umweges“ ging es noch an demselben Tage weiter bis zum Eggischhorn.

Mit dieser Besteigung war aber noch keineswegs ein wirklich gangbarer Weg auf den Gipfel gefunden. Es zeigte sich vielmehr,

dass das Rotthalcouloir ausserordentlich stein- und lawinengefährlich war, und die von den Lauterbrunner Führern in dem Thale erbaute Hütte wurde bald der Schauplatz einer schrecklichen Katastrophe.

Am 24. Juli 1872 waren zwei Schweizer Lehrer, Merz und von Allmen, zu dieser Hütte hinaufgestiegen und hatten, auf eine Anregung ihres Führers Bischoff hin, zu schon vorgerückter Stunde den gewagten Versuch unternommen, das Rotthalcouloir zu erklettern. Gegen Mittag, als schon verschiedene verdächtige Steine gefallen waren, sahen sie sich zur Rückkehr genötigt. Kurz darauf wurden sie von einer Lawine erfasst und in wildem Wirbel in die Tiefe geschleudert. Während nun von Allmen und Bischoff augenscheinlich sofort das Leben verloren, erwachte Merz in der Nacht nach langer Betäubung, und es gelang ihm unter schrecklichen Mühen, die Hütte zu erreichen. Aber damit war nur wenig gewonnen. In völlig entkräftetem Zustande musste er versuchen, in das Thal hinabzusteigen. Hilflos irrte er den ganzen folgenden Tag über umher und verbrachte eine zweite Nacht im Freien, bis es ihm am dritten Tage gelang, auf der tieferliegenden Stufenstein-Alm Hilfe zu finden.

So kam die Westseite des Berges, welche bis dahin nur viermal bestiegen worden war, in Verruf, eine Thatsache, in welcher die Lauterbrunner Führer nicht mit Unrecht eine wesentliche Schädigung ihrer Interessen erblickten. Gehört doch der Berg geographisch ausschliesslich ihrem Thale an, zu dem er seine sämtlichen Gewässer diesseits der Wasserscheide herabsendet, während er von dem abgelegenen Grindelwald nicht einmal zu sehen ist. Sie setzten alles daran, um einen praktikablen Weg zu finden, und fanden dabei in Dr. Dübi aus Bern einen unermüdlichen Helfer.

Schon im Jahre 1873 hatte Dübi durch eine erneute Besteigung des Berges über das Rotthalcouloir nachzuweisen versucht, dass dasselbe nicht so gefährlich sei, wenn man es nur am frühen Morgen, wo infolge der Kälte der Schnee noch hart ist, passiere. Aber nur einmal noch, im Jahre 1874, wurde dieses gewagte Unternehmen von Bischoff aus Basel wiederholt. Im Jahre 1881 versuchte dann Dübi den Gipfel unter Vermeidung des Rotthalcouloirs, über einen nach Osten ansteigenden Grat zu erreichen. Dies gelang zwar, aber auch diese Besteigung war so schwierig, dass im Jahre 1885

sechs Lauterbrunner Führer den Versuch von neuem machten, und zwar unmittelbar über den zur Linken des Rotthals befindlichen Südwestgrat. Damit war der Berg auch für das Lauterbrunner Thal gewonnen, denn der so gefundene Weg über die festen Felsen bot eine zwar schwierige, aber um so interessantere und von Steinfall völlig freie Route, welche, im Laufe der Jahre durch das Anbringen von Seilen noch besonders gesichert, bald in Aufschwung kam.

Die übrigen, der Jungfrau benachbarten Berge des Lauterbrunner Thales, Gletscherhorn, Ebene Fluh und Mittaghorn, haben nur wenig Anklang bei den Bergsteigern gefunden, und werden äusserst selten besucht. Dagegen übte das Silberhorn auch auf der Westseite seine Anziehungskraft auf besonders kühne Naturen aus.

Schon im Jahre 1863 hatten E. von Fellenberg und Matthews versucht, diesen Berg direkt von dem Lauterbrunner Thale aus zu erklettern. Unter bedeutenden Schwierigkeiten war es ihnen gelungen, den Rotbrettgrat zu erreichen, welcher von Nordwesten her nach dem Gipfel führt, aber die glatten, überhängenden Wände einer Kluft verhinderten das Weiterkommen.

Glücklicher waren zwei Jahre darauf Hornby und Philpott, welche den Berg nach Norden umgingen und von hier über den Silberhorn-Gletscher die Spitze erreichten.

Von besonderem Interesse ist endlich die Unternehmung Seymour King's und seiner Führer Ambros Supersax und Ludwig Zurbrücken, welche sich 1887 ebenfalls an eine direkte Ersteigung des Berges vom Lauterbrunner Thale aus wagten. Nach schweren Mühen hatten sie eine Scharte in dem Rotbrettgrat erreicht.

„Wir waren in bester Laune", so schreibt King,*) „und glaubten schon, dass der schlimmste Teil der Arbeit gethan sei. Aber bald zeigte es sich, dass dieselbe kaum begonnen hatte. Obgleich die vor uns befindliche Wand nicht mehr als 20 Fuss hoch war, so machte doch die eigentümliche Gestaltung der Felsen es unmöglich, an ihr hinaufzukommen. Dieselben hingen auf beiden Seiten über, und alle Versuche, sie zu erklettern, waren vergeblich. Da erblickte ich zufällig in einem Felsenriss eine Flasche, welche den Namen von

---

*) Alpine-Journal, Vol. XIV.

Mr. Matthews und E. von Fellenberg enthielt. Das machte Ambros völlig wütend. Dass wir so viel durchgemacht haben sollten, bloss um dieselbe Stelle zu erreichen, bis zu welcher andere schon längst zuvor gekommen waren, war zu viel für ihn. Er schwur hoch und teuer, unter keinen Umständen umzukehren. Nichts in aller Welt werde ihn dazu bewegen. Er müsse hinaufkommen. Wir können thun, was wir wollen, aber er werde bleiben, bis er oben sei. Dann band er sich das Seil um und bestand darauf, dass wir ihn auf der Nordseite des Berges hinunterliessen.

„Mit grossem Geschick kletterte er hier so lange an der Wand entlang, bis das 100 Fuss lange Seil ausgegeben war. Dann wurde ein zweites von 80 Fuss Länge daran gebunden, und als auch dieses verbraucht war, verlangte er, dass das Seil losgelassen werde. Trotz aller Einwände zog er es an sich und kletterte weiter. Wir sassen inzwischen da und warteten in nicht geringer Angst, dass ihm ein Unfall zustossen könnte. Eine halbe Stunde lang sahen und hörten wir nichts, und unsere Rufe blieben unbeantwortet. Hin und wieder murmelte Zurbrücken etwas wie ‚Dummheit' vor sich hin. Es war ihm augenscheinlich gar nicht wohl bei der Sache. Endlich hörten wir dann einen Ruf von oben. Er war thatsächlich hinaufgekommen."

Die anderen wurden nunmehr aufgeseilt, nach welcher Prozedur King erklärte: „Die furchtbaren Anstrengungen und der Druck des Seiles auf meine Rippen machten mich beinahe sprachlos. Ich konnte mich nur hinlegen und nach Schnaps rufen."

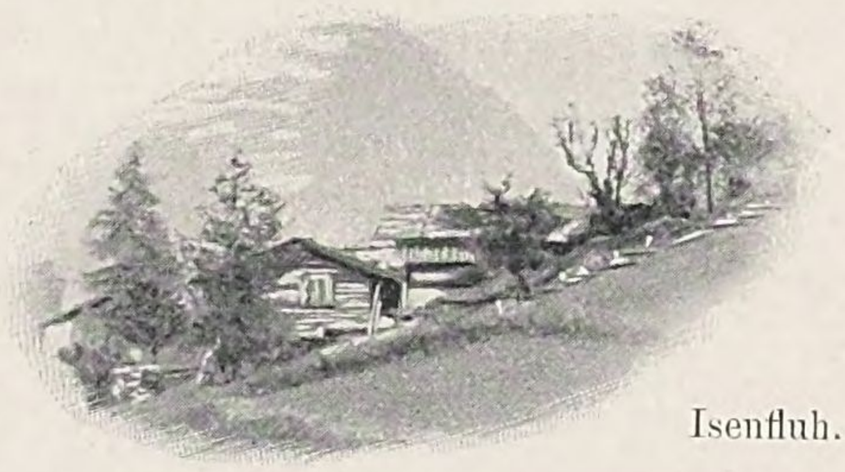
Damit waren nun die Hauptschwierigkeiten der Besteigung zwar überwunden, aber es kostete noch manche Anstrengung, bis man um $^1|_2$4 Uhr nachmittags den Gipfel des Berges erreichte.

Was nun? Von einer Rückkehr auf demselben Wege konnte keine Rede mehr sein. Es blieb nur übrig, entweder über den zerklüfteten Guggi-Gletscher hinunter nach der Wengern-Alp, oder über den Jungfraugipfel nach der Konkordia- beziehungsweise Berglihütte zu steigen. Als kleineres Übel wurde das letztere gewählt und bei Sonnenuntergang der Jungfraugipfel betreten. Der Ausblick von dort soll wunderbar gewesen sein. Weniger angenehm war die Aussicht auf die kommende Nacht. Denn wenn man geglaubt hatte, auf dem Wege hinunter nach dem Rotthalsattel Stufen von einer

andern Partie vorzufinden, so erwies sich diese Hoffnung als trügerisch. Es wurde vielmehr notwendig, die ganze Nacht unmittelbar unterhalb des Gipfels zuzubringen, und am folgenden Morgen mit zu Eisklumpen zusammengefrorenem Proviant den Weitermarsch fortzusetzen.

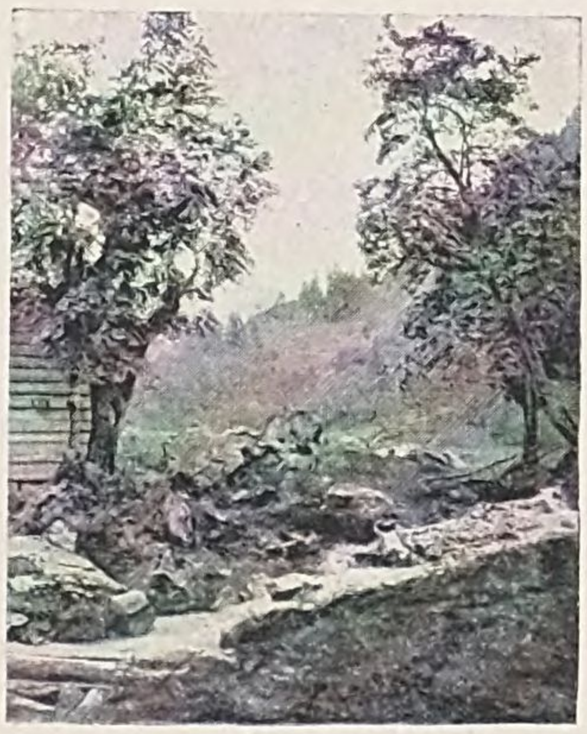
Die Touren, welche von Mürren aus gemacht werden, sind etwas weniger anstrengend. In der Regel wärmt man sich auf den grünen Fluren des Allmendhubels beim Anblick der drei Berge in der Sonne, und es gilt schon als eine Leistung, wenn man das kaum vier Stunden entfernte Schilthorn besteigt.

Interessant für den Jungfrauschwärmer ist auch der an Schönheiten so reiche Marsch nach Isenfluh, einem abgelegenen Dörfchen an den Osthängen der Sulegg. Jedem, der den Berg von Interlaken aus betrachtet, fällt es auf, dass sein unterer Teil durch die zur Rechten vorspringenden Felsen des Lauterbrunner Thales verdeckt ist. Auf der Höhe dieser Felsen gelegen, giebt Isenfluh den für Interlaken charakteristischen Blick vollständig und ohne Einschränkung wieder.



Isenfluh.

Nicht zu vergessen ist endlich das hintere Lauterbrunner Thal. Dasselbe findet seinen Abschluss in einem prächtigen, von gewaltigen Bergesspitzen und Gletschern erfüllten Cirkus, der sich ebenbürtig den schönsten Aussichtspunkten der Schweiz anreiht. Grosshorn, Breithorn, Tschingelhorn und Gspaltenhorn sehen eisumstarrt da herunter auf die grünen Matten, und der silberne Schmadribach, der über die hohen Felsen herabrieselt, verleiht diesem grossartigen Bilde einen eigenen, lebendigen Reiz.



Bei Trachsellauenen.

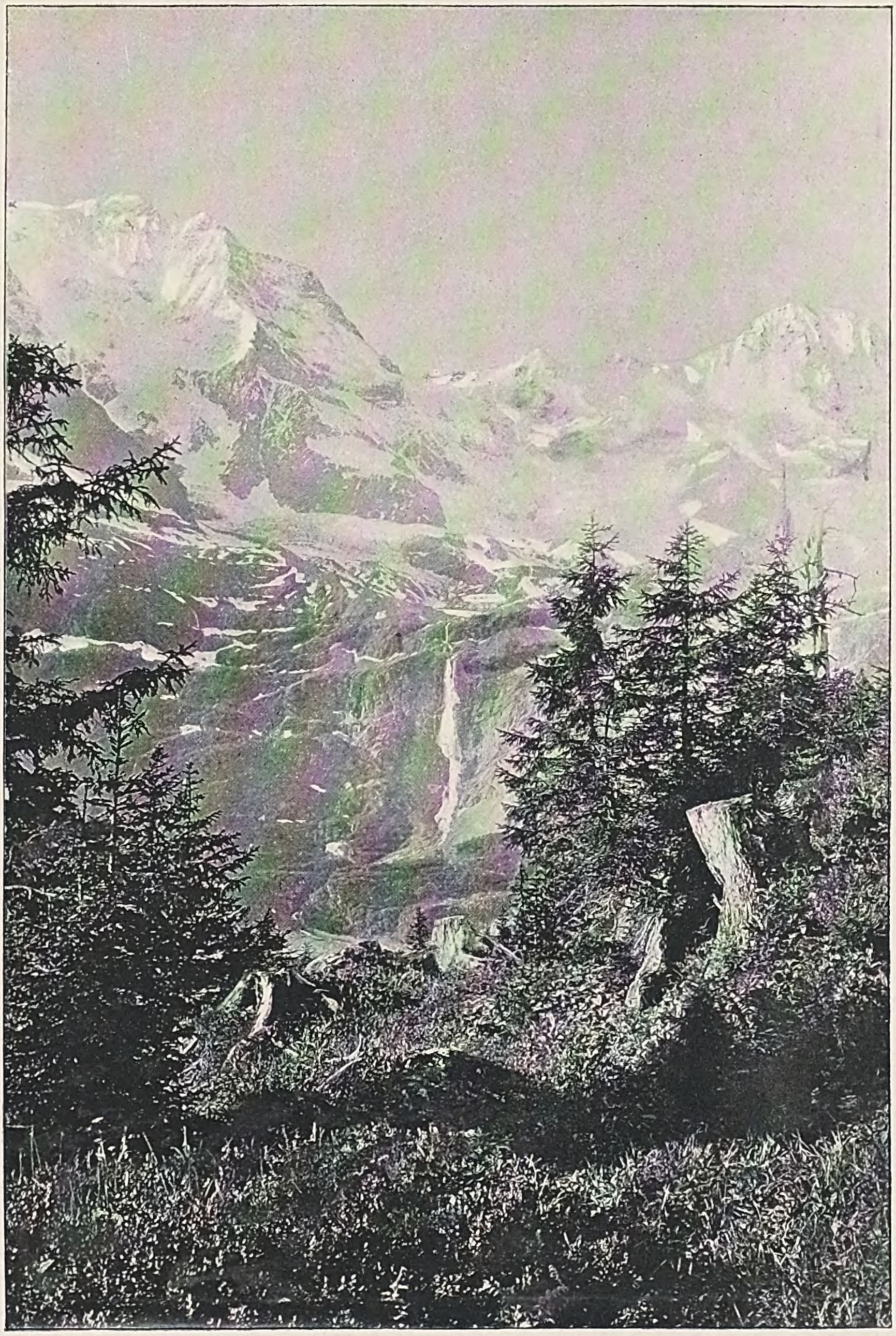
Dazu kommt, dass die „Kultur“ des Berner Oberlandes vor dem entlegenen Thale Halt gemacht hat, und die dort befindlichen Standquartiere Trachsellauenen und Ober-Steinberg noch jene ländliche Einfachheit zeigen, welche das Herz des Bergfreundes erfreut.

Die Jungfrau zeigt sich vom Ober-Steinberg aus als eine schneebedeckte Kuppe, welche in steilen Abfällen zur Rechten nach dem Rotthale abstürzt und nach dem Beschauer zu sich in einem breiten Rücken in die Tiefe senkt. An diesem Rücken lassen sich zu beiden Seiten zwei Kanten unterscheiden. Diejenige zur Linken zeigt den

Die Jungfrau vom Ober-Steinberg.

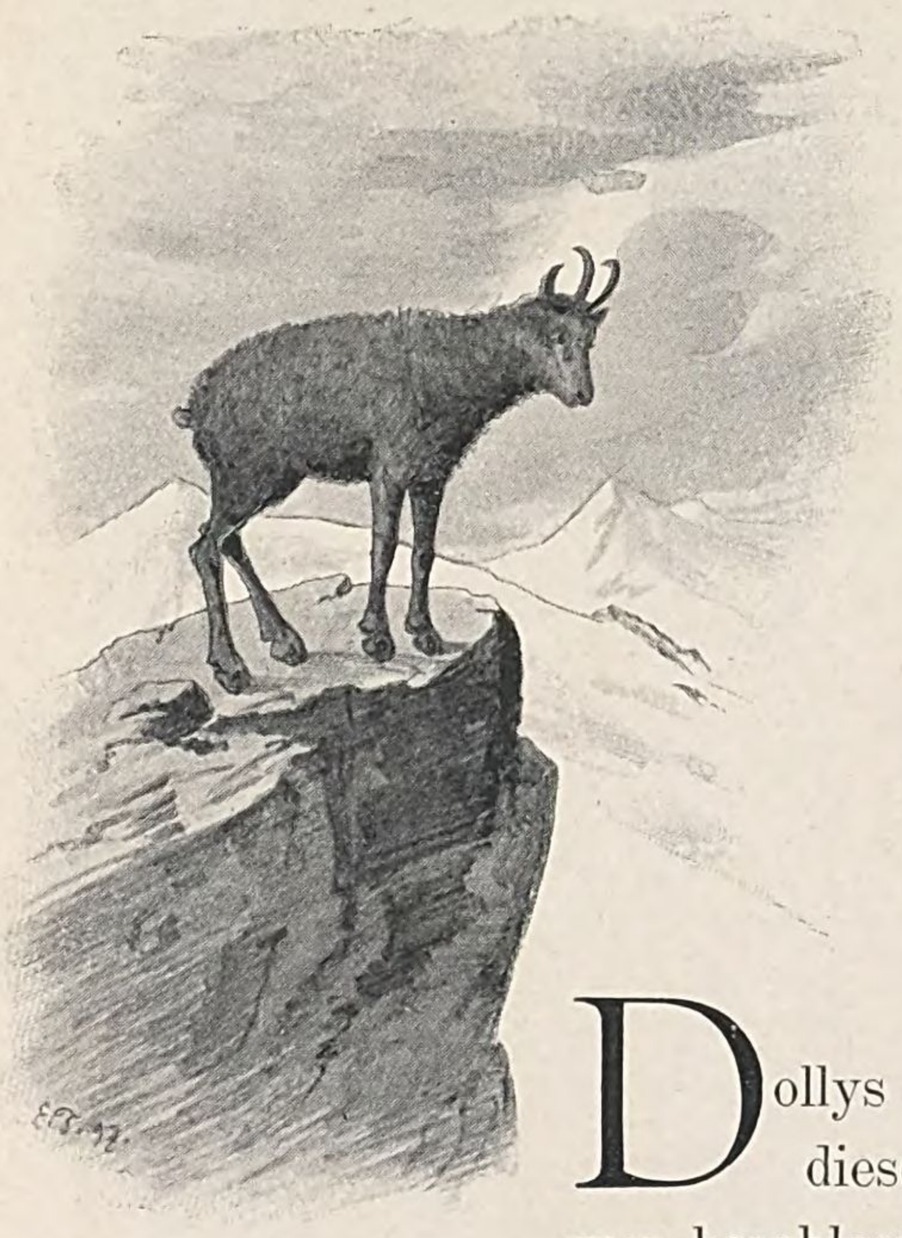
Weg Dübis, die zur Rechten bildet die von den Lauterbrunner Führern gefundene, jetzt gebräuchliche Route. Zu bemerken ist, dass das vorstehende Bild, welches im Spätherbst aufgenommen wurde, den Berg schon in seinem Wintergewande zeigt, während im Sommer, abgesehen von dem hochgelegenen Plateau, der nackte Fels beinahe überall zu Tage tritt.

Trachsellauenen.



Der Schmadribachfall.

Die Überschreitung der Jungfrau.



Dollys Geburtstag stand nahe bevor, der erste in dieser jungen, kaum vier Wochen alten Ehe. Es war beschlossen worden, denselben in Grindelwald feierlich zu begehen, und welch besseren Weg konnte es dahin geben, als gerade hinüber über die Jungfrau?

Nach einigen Tagen der Ruhe sehen wir also die beiden mit ihren Gletschermannen auf dem Wege nach der romantischen Rotthalhütte. Sie hatten in Lauterbrunnen einen Wagen genommen, und lustig ging es das Thal hinauf, eine prächtige Fahrt. Hell strahlten dort oben die schneebedeckten Riesen im Sonnenglanze, und von den hohen Felswänden strömten die silbernen Wasserfäden der Staubbäche herab auf die grünen, blumenbesäten Wiesen, ein einzig schönes, idyllisches Bild. Auf der Strasse herrschte ein reges Leben von Touristen aller Art. Wie sie sich abmühten im Schweiss ihres Angesichtes, die Armen! Da war so ein flotter Vierspänner doch

etwas ganz anderes. Hochwichtig kamen sich insbesondere die wettergebräunten Führer da drinnen vor. Ernst und würdevoll sassen sie da zwischen den eleganten Polstern, ohne ein Wort zu reden, die Pickel in der Hand, die Seile um den Leib geschlungen, zum Zeichen, dass es sich hier um etwas Rechtes handle. Da konnten diese Thalbummler schon die Augen aufreissen.

Bei Gidisdorf wurde ein kurzer Halt gemacht, um den Trümmelbachfall zu besichtigen. Die von Jungfrau, Mönch und Eiger herabkommenden Gewässer vereinigen sich hier in dem Bestreben, die mächtigen Felswände des Lauterbrunner Thales zu durchbrechen. In wildem Wirbel und mit donnerndem Getöse stürzen sie, Turbinen ähnlich, durch die enge, senkrechte Felsschlucht, ein ausserordentlich eigenartiger, wildromantischer Anblick.

Stechelberg.

In Stechelberg wurde der Wagen verlassen, und die Bergfexen mussten sich ihren Ruhm jetzt verdienen. Dies wurde ihnen zunächst sauer genug gemacht. Giebt es doch nichts Schlimmeres, als schwerbepackt beim Beginn einer Tour sich an den Thalhängen in die höheren Regionen hinaufzuarbeiten. Erbarmungslos brannte die Sonne auf den steilen Weg herab, bald hatte der schützende Wald ein Ende, und eine dumpfe, kaum erträgliche Schwüle hing über dem Thale. Wie sie seufzten, die stolzen Fexen! Nur gut, dass wenigstens die Thalbummler sich nicht hier herauf verloren, sie hätten sich nicht wenig gefreut. Fünf schattenlose Stunden bergauf, das war hart, und Max schätzte sich glücklich, als er insgeheim seinen schweren Rock einem der Führer gegen ein noch schwereres Trinkgeld anvertrauen konnte. „Mancher grässliche Fluch schwitzender Touristen klebt an diesen steilen Wänden," dieser Ausspruch eines bekannten Alpinisten bekam auch für die Rotthalhänge seine Geltung.

Endlich war die Stufenstein-Alp erreicht, da gab es wenigstens eine Erfrischung.

„He, hallo! haben Sie etwas zu trinken bei dieser Hitze?“

„Jawohl, Herr, ganz frische Geissmilch, soeben gemolken.“

„Warme Geissmilch — —“

Der zweite Teil des Weges lässt an Monotonie nichts zu wünschen übrig. Immer höher geht es hinauf an den steilen Grashalden, ohne jegliche Unterbrechung, bis endlich eine Felswand erreicht wird, mit deren Erklimmung man das Rotthal betritt. Hier ändert sich die Scenerie mit einem Schlage. Über eine weite Trümmerwüste von Felsblöcken und den zerklüfteten Gletschern hinweg blickt das Auge hinauf an dem schneebedeckten, mauerähnlichen Gebirgswalle, der halbkreisförmig auf allen Seiten so hoch in die Lüfte steigt, dass man sich wie in einem engen Raume eingeschlossen fühlt. Eine bedrückende, desolate Einsamkeit herrscht hier oben auf diesem „Tanzplatze der Rotthalherren“, und nur der herrliche Blick nach rückwärts, hinüber zu den schmucken Berggestalten des Breithorns, Tschingelhorns, der Blümlis-Alp und des Gspaltenhorns bringt Leben in dieses schauerlich öde Bild.

Zwei Hütten sind in dem Thale errichtet: eine ältere, zwischen mächtigen Felsblöcken eingebaute, welche jetzt verlassen und ganz den Unbilden der Witterung preisgegeben ist. Daneben eine neue, die zwar weniger romantisch aussieht, dafür aber um so solider gebaut ist.

Hallo! da war ja schon eine zahlreiche Gesellschaft versammelt, neun Mann stark, Touristen und Führer zusammengerechnet.

Es ist nicht gerade erfreulich, wenn man spät am Nachmittage in eine schon nahezu vollbesetzte Hütte kommt und die Insassen derselben um fünf Köpfe vermehrt. Wer je auf einer langen Eisenbahnfahrt sich im Coupé zum Schlafen niedergelegt hat, um dann auf der nächsten Station von einer Anzahl Mitreisender überrascht zu werden, welche „gleiches Recht für alle“ verlangen, der kennt die Gefühle, mit welchen man bei solcher Gelegenheit empfangen wird.

Doch „auf der Alm do giebt's ka Sünd“ und bald herrschte wenigstens unter den Touristen die schönste Harmonie. Anders bei den Führern. Den Gegenstand ihrer Erregtheit bildeten zwei Wiener Studenten, welche die Absicht hatten, die Jungfrau führerlos zu besteigen. Das fehlte gerade noch, dass jetzt auch die Schweizer Berge von diesen Führerlosen heimgesucht würden! Erst dürfe man ihnen den Weg zeigen und schöne Stufen schlagen, damit sie dann nachher mit ihren Heldenthaten prahlen könnten und die Berge in Misskredit bringen! „Ich bin der Obmann der Hütte“, wetterte einer, „und dafür verantwortlich, dass sie gut im stande gehalten wird. Wie das bei den Führerlosen zugeht, das weiss man. Da wird nichts geputzt und nichts gewaschen. Ich werde ihnen aber morgen genau aufpassen, und beim Kochen kommen wir zuerst, die können sehen, wie sie ihren Kaffee machen!“

Da der Abend prächtig warm war, so hatten Max und Dolly das Essen im Freien vor der Hütte eingenommen, und bald versammelte sich eine Gesellschaft um ihr Lager: die Führerlosen, zwei bekannte Kletterer Namens Bühn und Zimmer, ein Züricher Arzt und ein Kandidat der Theologie. Was wohl der Pfarrer wollte, der sich dort drüben in der Sonne wärmte, das war hier die lebhaft diskutierte Frage. Ein riesengross gewachsener Mann, hatte er es auch im Gebirge nicht verschmäht, seine Amtstracht zu tragen, und die entsetzlich langen Rockflügel, die beinahe den Boden berührten, nahmen sich wunderbar genug hier oben in Gottes freier Natur aus. Wollte er die andern bekehren oder gar die Rotthalherren bannen? Schliesslich beichtete der Kandidat, sein Begleiter, auch er wolle die Jungfrau besteigen. Hallo, die Jungfrau vom Rotthal aus! Sofort wurde gewettet, wie viel er wohl von seinen Rockflügeln zurückbringen werde, und mit Humor hielt der Brave diese Wette.

Während der Nacht war es ziemlich eng in der Hütte, und die Führer rumorten noch lange in ihrem Gelass wegen der beiden „Eindringlinge“. Aber kaum war man recht eingeschlafen, als es sich schon um 1 Uhr morgens wieder regte. Leise standen die beiden

Die alte Rotthalhütte.

Führerlosen auf, legten säuberlich ihre Decken zusammen, assen etwas Brot und gedörrtes Obst und verschwanden geräuschlos. „Gott sei Dank," dachte Max, „dass ich noch zwei Stunden schlafen kann!"

Aber die beiden waren nicht unbemerkt weggekommen. Kaum hatten sie die Hütte verlassen, als die Führer in den Schlafraum stürzten, um nachzusehen, ob auch alles ordnungsmässig wieder in stand gesetzt sei. Da gab es nun allerdings nichts auszusetzen, aber der Gedanke, dass sie voraus seien, war ihnen unerträglich.

„Stehen Sie auf! Wenn wir die beiden nicht fangen, dann können wir heute nicht auf die Jungfrau; da müssen alle Partien beisammen bleiben, sonst giebt es Steinfall. Bei denen ist man so wie so nicht sicher, was sie für Geschichten machen. Wir Führer sind verantwortlich dafür, dass nichts passiert" u. s. w.

Alles protestierte: es sei ein Unsinn, so bald wegzugehen. Vergeblich. Hastig musste der Kaffee getrunken werden, und um 2 Uhr begann das Wettrennen draussen in der stockdunklen Nacht. Er war entsetzlich, dieser Marsch der zwölf Mann starken Karawane über das Trümmerfeld von Felsblöcken hinweg, auf dem man kaum die Hand vor dem Gesicht sehen und jeden Augenblick Arme und Beine brechen konnte. Doch das war jetzt alles gleichgültig; vorwärts, nur vorwärts, war die Losung der Führer. „Wenn wir sie nicht einholen, so können wir nicht hinauf," damit wurde jedes Widerstreben kurzer Hand abgethan. Aber so einfach war die Sache nicht, denn schon flackerte die feindliche Laterne hoch oben an dem Berge, und sie bewegte sich lustig weiter. Wie sie es nur machten, um so rasch vorwärts zu kommen?! Dieses Rätsel löste sich später: sie hatten sich am vorhergehenden Tage den Weg, soweit er in der Dunkelheit durchschritten werden musste, genau markiert. Mit dem einfachen Nachrennen war also nichts zu erreichen, und die Führer versuchten es jetzt, auf anderem Wege zu ihrem Ziele zu gelangen. Ein herabfallender kleiner Stein bot ihnen die Gelegenheit zu lauten Auseinandersetzungen, von welchen das ganze Thal wiederhallte.

Was Wunder war es, wenn nachgerade auch einige der Touristen anfingen, nervös zu werden. Wozu denn eigentlich diese verdammte Rennerei in dunkler Mitternacht, während man von Rechts wegen noch drunten in der Hütte schlafen sollte!

„Wenn sie jetzt nicht halten, dann schiesse ich mit dem Revolver,“ rief schliesslich einer — allerdings nicht der gute Pfarrer, der mit seinen Rockflügeln genügend beschäftigt war.

Das half. Die beiden warteten, um den Führern den Vortritt zu lassen, was diese würdevoll und unter entsprechenden, teils erregten, teils lehrreichen Bemerkungen thaten. Allmählich wurde es dann auch Tag, aber was für ein Tag! Nebel und Regenwolken ringsum, hin und wieder Windstösse und von Sonne keine Spur.

Der Weg zur Jungfrau führt zunächst auf die Höhe des nördlichen Thalrandes. Dann geht es auf dem dortigen Kamme längere Zeit nur wenig ansteigend bequem entlang, bis zu dem eigentlichen Massiv des Berges. Hier wird eine vorspringende Bergnase erklommen, von der aus ein Schneegrat nach der breiten Felswand hinüberführt. Es war etwa 5 Uhr morgens, als man dort oben ankam. Das Wetter hatte inzwischen eine derartige Wendung genommen, dass Max, den das thörichte Wettrennen an sich schon verdrossen gemacht hatte, es für geraten fand, den ruhmlosen Rückzug anzutreten, — ein harter Schlag für die Führer, die jetzt genötigt waren, nicht bloss die anderen, sondern auch die verhassten Führerlosen wieder vorzulassen.

Es ist immer eine missliche Sache um einen solchen Rückzug bei zweifelhaftem Wetter. Wenn nun die andern doch hinaufkamen! Jeder Sonnenstrahl wurde ärgerlich empfunden und machte den Entschluss wieder wankend, und je schlimmer die Witterungsaussichten andererseits wurden, desto besser. Als nun aber gerade mit dem Betreten der Hütte um 7 Uhr morgens schwere Tropfen zu fallen begannen und gleich darauf ein orkanartiger Wolkenbruch niederging, da kamen sich alle entsetzlich schlau vor. Wie die da droben jetzt eingeweicht wurden! Im übrigen war Max menschenfreundlich genug, für sie ein wärmendes Feuer anzünden zu lassen, ehe man sich wieder schlafen legte. So war es ungefähr 10 Uhr morgens geworden, als auch die andern bei strömendem Regen ihren Einzug hielten. Wie sie aussahen, — und nun gar der arme Pfarrer! Er musste den höchsten Zorn der Rotthalherren erregt haben.

Doch wie stand es mit den Führerlosen? Sie waren nicht mit den andern zurückgekehrt, sondern hatten auch diese wieder an sich vorbeiziehen lassen und die Besteigung fortgesetzt. Stunde um

Stunde verrann, und schon war der Nachmittag ziemlich vorgerückt, ohne dass sie sich zeigten. Es konnte nicht ausbleiben, dass die Frage eines Unglücks von den Führern diskutiert wurde. „Es ist die alte Geschichte," so hiess es, „wenn ihnen etwas passiert, dann können wir sie wieder herausreissen. Wir hätten sie gar nicht weitergehen lassen, sondern zur Umkehr zwingen sollen."

Endlich kamen sie aber doch. Hoch oben an dem Berge hatten sie unter einem vorspringenden Felsblocke Schutz gesucht und eng zusammengekauert stundenlang ausgeharrt, bis der strömende Regen schliesslich auch sie zum Nachgeben gezwungen hatte. Gewiss, sie hatten sich tapfer gehalten, und niemand wird ihnen seine Sympathien versagen. Jetzt gab es aber auch für sie kein Halten mehr, und wie alle andern, so zogen sie weiter, hinunter in das Thal zu ihren trockenen Kleidern. Max und Dolly waren also allein. Es war ein langer, endloser Tag. Gähnend sass man herum in tödlicher Langeweile und stierte in das Feuer, dessen prasselnde Flammen noch am ehesten Unterhaltung boten. Ja, ja, so ein Regentag in einer Hütte! Die Stunden verrannen schliesslich, aber das monotone Geräusch draussen liess nicht nach.

„Da werden wir morgen nicht viel machen können," meinten die Führer, aber Max wollte von einer Umkehr nichts wissen. Er bleibe, und wenn die Sündflut komme.

„Und mein Geburtstagsfest," fragte Dolly kleinlaut, „wie wird es dann mit dem?"

„Dein Geburtstag? Nun, den feiern wir eben hier."

„Mit Erbssuppe, Brot und kaltgestelltem Schneewasser?"

Gegen Abend hörte man Stimmen vor der Hütte. Hallo! Da waren thatsächlich zwei tapfere Berliner trotz allen Regens.

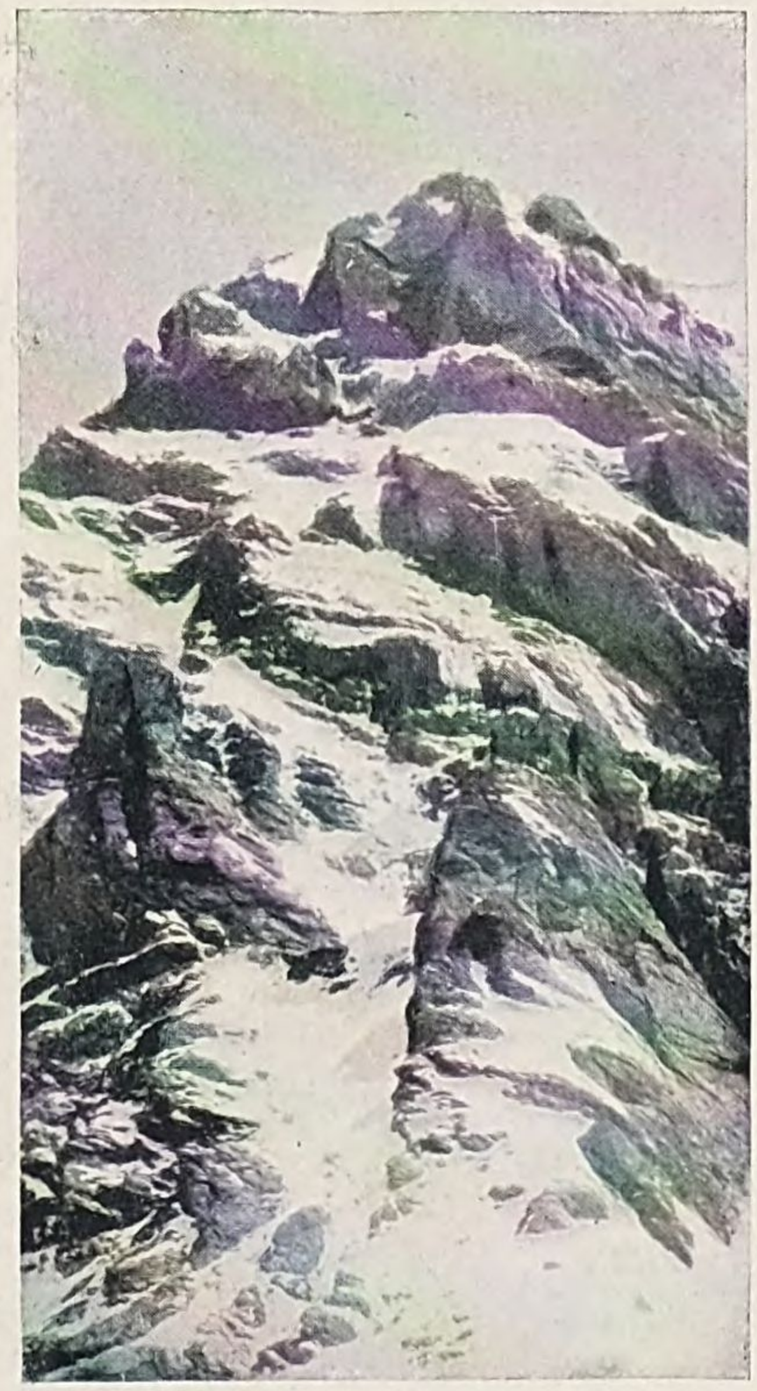
„Gehen Sie morgen mit uns auf die Jungfrau?" fragte Max.

„Auf die Jungfrau? Leider nein, das ist unmöglich, — ich bin verlobt."

„Ach so, verlobt, — da ist freilich nichts zu machen. Dann holen Sie es wenigstens auf der Hochzeitsreise nach."

Am andern Morgen wurde wieder frühzeitig aufgebrochen und zwar in Gesellschaft des „unverlobten“ Berliner, Dr. Houselle, der den armen Bräutigam schnöde verliess. Das Wetter war unentschieden. Sonne, Wind und Nebel kämpften lange miteinander, bis sie schliesslich einen Pakt schlossen, dahingehend, dass den Wolken die Thäler gehören sollten, über denen sie bleischwer, einem Meere gleich, lagerten, während die Gipfel sich eines ungetrübten Sonnenglanzes erfreuten.

Der Marsch auf dem nunmehr bekannten Wege ging überraschend schnell von statten, und bald war jener Vorsprung wieder erreicht, auf welchem man gestern umgekehrt war.



Die Jungfrau, deren eigentlicher Gipfel nicht zu sehen ist, erhebt sich hier in breiter Masse hoch in die Lüfte und gleicht in ihrer Verwitterung einer mächtigen, verfallenen Ruine. Da und dort stehen Felstürme neben den steilen Wänden, tiefe Schluchten hat die Macht des Wassers in den morschen Fels gerissen, und überall liegen Trümmerblöcke herum. Der Weg führt im allgemeinen zuerst über die Felskante zur Rechten und wendet sich dann, durch mehrfache

Seile zur Genüge markiert, schräg in die Höhe, bis der Kamm etwas zur Linken unterhalb des scheinbaren Gipfels erreicht wird. Die Kletterei da hinauf ist, abgesehen von einigen kurzen Stellen, wegen der Seile nicht gerade schwierig, aber deshalb besonders interessant, weil sie durch den allmählichen Anstieg nach links gewissermassen

Blick nach Norden.

auch eine Traversierung bildet. Durch wilde, zum Teil mit Eis erfüllte Schluchten, über glatte Wände und Platten hinweg steigt man bald gerade, bald schräg in die Höhe und hat dabei eine Fülle von Abwechselung. Packend ist vor allem der Blick nach rechts, an den mächtigen Wänden des Rotthales vorbei, welche in furchtbarer Steilheit in die Tiefe stürzen. Nach links dagegen ist der Blick frei, und man sieht über die bewaldeten Interlakener Berge hinweg weit in das Land hinein. Zu erwähnen ist ein Unglücksfall, welcher im Jahre 1895 hier stattfand. Ein Schriftsetzer Namens Ritzau hatte mit einem Gefährten die führerlose Besteigung der Jung-

Die Rotthalhänge.

frau unternommen. Ohne derselben auch nur im geringsten gewachsen zu sein, und ohne ein Seil zu verwenden, folgten die beiden einer andern Partie. Etwa in halber Höhe des Berges wurde Ritzau von Schwindel oder Schwäche erfasst und glitt aus. Sein Gefährte hielt ihn einige Zeit lang mit der Hand, vermochte ihn jedoch nicht wieder emporzuziehen, so dass er schliesslich hilflos in die Tiefe stürzte.

Von besonderem Interesse ist der letzte Teil des Anstieges, der durch eine wilde, mit Schnee bedeckte Schlucht führt, in der der Kletterer seine ganze Kunst zu zeigen vermag. Mit Händen und Füssen angestemmt, geht es in diesem engen, immer steiler werdenden Kamin in die Höhe, bis ein Vorsprung des hochgelegenen Schneeplateaus erreicht wird und sich mit einem Schlage ein weiter Blick nach allen Seiten öffnet.

Es war kaum 8 Uhr, als unsere Gesellschaft dort oben anlangte. Der fascinierende Reiz des Kletterns hatte alle mit unwiderstehlicher Kraft erfasst gehabt. Es war eine Lust gewesen, da emporzusteigen, und beinahe zu schnell war man hinaufgekommen.

Jetzt eine kurze Rast auf dem von glitzerndem Bergkranze umgebenen Firne. War doch das hauptsächlichste Tagewerk gethan! Dort oben über dem nur schwach ansteigenden Plateau erhob sich der leicht zu erreichende Gipfel in nächster Nähe. Eigentümlich ist von hier aus der Blick hinüber nach dem Silberhorn. Wie ganz anders nimmt sich da der „Diamant am Busen der Jungfrau“ aus,

als von der Wengern-Alp. Eine dachförmige, unbedeutende Erhebung an steiler Felswand, — die Kehrseite der Medaille. Aber wir verstehen jetzt, wie schwierig es war, diesem Gipfel von Westen her beizukommen.

Weiter! Tief in dem Firnschnee watend, ging es jetzt über das Plateau hinweg, hinüber nach dem Vorgipfel, ein Umweg, den niemand versäumen sollte. Bietet doch der Gipfel von hier aus jenen prächtigen, uns schon von früher bekannten Anblick, dessen man sonst nirgends anders gewahr wird.

Der Marsch hinauf zu dem Gipfel war ein Spass nach dem vorangegangenen. Um $^1|_2$10 Uhr morgens musste er sich den freudig Erregten beugen. „Ein Hurra dem tapfern Geburtstagskinde!“ Konnte es ein schöneres Fest geben als dieses?

Es ist immer ein erhebendes Gefühl, wenn man einen Hochgipfel wie die Jungfrau betritt. Das Bewusstsein, einen solchen Riesen bezwungen, allen Schwierigkeiten siegreich getrotzt zu haben, sich weit über der bewohnten Erde in diesen luftigen Regionen dem Himmel so nahe zu befinden, ergreift einen jeden. Es ist das Gefühl, dass der Mensch doch Herr über die starre Natur ist, dass er sie beherrschen und bändigen, ebenso wie alle ihre Schönheiten geniessen kann, wenn er nur will, — ein Gefühl stolzer Jugendkraft, des Schönsten, was der Mensch haben kann. Denn jung wird jeder dort oben, so alt er auch sein mag.

Das Silberhorn von dem Plateau.

Aus Firnschnee bestehend, hat der Jungfraugipfel eine sich stets verändernde Gestalt. Meist ein scharfer, nur wenige Meter langer Schneegrat, ist es oft schwierig, einen bequemen Ruhepunkt zu finden, und häufig sind die Besteiger genötigt, rittlings hintereinandersitzend die Aussicht in dieser wenig poetischen Stellung zu bewundern. Heute ermöglichte es allerdings der weiche Schnee, bequeme Sitze herzurichten, frei konnte man sich nach allen Seiten bewegen, und ungehindert schweifte der Blick über das grandiose Panorama hinweg.

Was giebt es dort oben zu sehen? Die Eindrücke, welche man erhält, sind wechselvoll wie alles in diesem Leben; sie hängen ab von dem Stande der Sonne, der Bildung der Wolken und der Klarheit der Atmosphäre, und in einer kurzen Spanne Zeit kann sich der Ausblick wesentlich verändern. Die ersten Besteiger schilderten denselben folgendermassen:

„Der Himmel hing wolkenlos in schöner, dunkeler Bläue über uns. Alle Gletscher schienen Ebenen zu sein, ohne bedeutende Erhöhung und Vertiefung. Nur der Montblanc, Mont-Rose, das finstere Aarhorn, das Schreckhorn, der Mönch, die beiden Eiger und acht bis zehn unbekannte, oder noch unbenannte Hörner vom Wallis, ragen, wie schroffe Berge oder Inseln, aus dem unübersehbaren Eismeere hervor.

„Ebenso sah das bewohnte Land, mit seinen Alpen und Thälern, einem unermesslichen Blachfelde gleich, worin alle Unebenheiten fast verschwunden schienen. Schaudernd senkte sich der Blick in die entsetzliche finstere Kluft des Lauterbrunner Thals. Es glich einem mit finsteren Schatten ausgefüllten Felsenrisse.

„Zwar weder am Himmel, noch unter uns schwebten Wolken. Alles war heitere Luft. Dennoch lag unter uns alles schwarz, dunkel, lichtlos. Da war keine Stadt, kein See, kein Fluss. Nicht ohne Grausen durchirrten unsere Blicke die düsteren Tiefen. Vielleicht konnten sich auch die vom Schnee geblendeten Augen nicht an die lichtverschlingenden Farben gewöhnen. Alles war ein trübes, verschwimmendes Einerlei.“

Diese etwas düsteren Eindrücke sind gewiss von nur wenigen geteilt worden und haben ihren Grund wohl in der Ungewohntheit an ein solches Panorama, dessen Grossartigkeit in erster Linie be-

Mönch und Eiger vom Gipfel der Jungfrau.

Nach einer Photographie gezeichnet von J. Rummelspacher.

drückend und beinahe verwirrend wirken musste. Ist es doch eine bekannte Thatsache, dass erst in unserer Zeit der Sinn für die Schönheit der Gebirgsnatur sich entwickelt hat, in welcher man früher nur Schrecken und „scheussliche Wildnisse“ erblickte. Genug, es bleibt zu konstatieren, dass die Aussicht von dem Jungfraugipfel zu den schönsten gehört, welche es überhaupt giebt. Was ihr, im Gegensatz zu sonstigen Panoramen, einen ganz besonderen Reiz verleiht, das sind in erster Linie die mächtigen Gestalten des Mönch und Eiger. In der Luftlinie nur $3^1|_2$, beziehungsweise $5^1|_2$ Kilometer entfernt, bilden diese gewaltigen, schroffen Berggestalten einen riesenhaften Vordergrund, wie man ihn kaum sonstwo antrifft. Während auf anderen hohen Gipfeln das Auge oft rastlos an den zahllosen Zacken und Spitzen am Horizont hin und her irrt, findet es hier einen Ruhepunkt, zu dem es immer wieder bewundernd zurückkehrt. Jungfrau, Mönch und Eiger, das Dreigestirn des Berner Oberlandes, gehören also auch hier oben zusammen und geben dem Gebirge im Thale wie auf den Höhen sein charakteristisches Gepräge.

Mächtig ergreifend ist ferner der Kontrast zwischen der grünen Landschaft im Norden und den eisigen Gletschergefilden im Süden. Während wir dort auf die lachenden Fluren mit ihren Wäldern, Seen und Ortschaften hinabblicken, starren uns hier der gewaltige Aletsch-Gletscher, das riesige Aletschhorn, das mächtige Finsteraarhorn, das Schreckhorn und die ganze Kette der Centralalpen in Schnee und Eis gepanzert entgegen. Dort ahnen wir das frische, fröhliche Leben, das Getriebe des Menschen mit seinen Freuden und Leiden, das uns trotz alledem immer wieder anzieht, hier aber blicken wir in die starre Unendlichkeit hinein, mit ihrer grossartigen, kalten, übermenschlichen Pracht. Dort heimelt uns die Landschaft an, wir fühlen uns als Mitbewohner dieser grünen Erde, als Träger der Kultur, als ihre geistigen Meister; hier sind wir unendlich kleine Wesen, Atome, die scheinbar ein Nichts bedeuten in dieser starren Öde, — und doch haben wir sie bezwungen.

Was nützt es, im einzelnen eine Welt zu beschreiben, die doch nur gefühlt werden kann!

Es war nicht das erste Mal, dass Max den Jungfraugipfel betrat. Schon früher einmal war er dort oben gestanden und hatte

bei klarem Himmel hinausgeschaut in das weite Land, hinunter in die Tiefen und hinüber nach den Höhen, ohne dass irgend etwas dem Auge verborgen gewesen wäre. Heute war das anders. Dicke Wolken lagerten in den Thälern und über der Ebene, so weit das Auge reichte, und verdeckten das Leben dort unten. Hier oben aber strahlte die Sonne in kaltem Glanze herab auf die eisigen Gefilde,

Das Aletschhorn vom Gipfel der Jungfrau.

in denen nur die ursprüngliche Grösse und Starrheit der Natur zum Ausdruck kam, ein eigen mächtiger, beinahe übernatürlicher Blick.

Der Abstieg auf der andern Seite des Berges hinunter nach dem Rotthalsattel war nicht ohne Schwierigkeiten. Ein ausserordentlich steiler Eishang führt da hinab, und es soll vorkommen, dass der Führer in langsamem Tempo die Schritte kommandiert, — eins, zwei, eins, zwei, — damit der Tourist mit einer gewissen unbefangenen Sicherheit in die Stufen tritt, denn ein Ausgleiten wäre verhängnisvoll. Jetzt freilich handelte es sich darum, die Stufen überhaupt erst zu schlagen, und während der vorausgehende Führer dies mit

Das Finsteraarhorn vom Gipfel der Jungfrau.

Bietschhorn und Breithorn vom Gipfel der Jungfrau.

Geschick besorgte, hatten Max und Dolly, in den kleinen, abschüssigen Tritten notdürftig stehend, ungestört Gelegenheit, in die Tiefe zu blicken und sich zu überlegen, wie wohl am besten der nächste weite Schritt zu machen sei, ein nicht gerade besonders behagliches Gefühl. Einige Zeit war auf diese Weise vergangen, als man drei Männer von unten heraufkommen sah. Sie schienen sehr eifrig zu sein, und es wäre doch unrecht gewesen, ihren Ruhm durch weiteres Bahnen des Weges zu kürzen. Es wurde also an einer einigermassen praktikablen Stelle Halt gemacht, um sie zu erwarten. In dem Gefühle, ihr Tagewerk noch nicht vollendet zu haben, schlugen sie mit Macht die kostbaren Stufen und rückten näher und näher, während unsere Freunde ihre Aufmerksamkeit erneut der Umgebung zuwenden konnten. Merkwürdig, wie sie sich seit dem Verlassen des Gipfels verändert hatte! Dort oben war die Sonne noch nicht in ihrer vollen Höhe gestanden und hatte Mönch und Eiger von der Seite beschienen, so dass dieselben scharfgeschnittene, dunkle Schatten über das glitzernde Eis warfen, was ihnen ein ausserordentlich malerisches, plastisches Relief gegeben. Jetzt, gegen 11 Uhr vormittags, hatte sie eine beträchtliche Höhe erreicht. Nahezu senkrecht strahlte sie herab und beschien die weiten Eisflächen mit jener monotonen Helligkeit, welche das Auge blendet und jede malerische Wirkung ausschliesst. Wie viel schöner war alles einige Zeit früher gewesen! Die Morgenstunde hatte diesmal wirklich Gold im Munde gehabt.

Inzwischen war die bergan strebende Partie herangerückt und die Frage des gegenseitigen Ausweichens machte einige Schwierigkeiten. An der steilen Eiswand war kaum Raum dazu vorhanden, und es wurde nur dadurch möglich, dass man sich, zu zwei in einer Stufe stehend, in gegenseitiger Umarmung aneinander vorbeischob. Dann ging es rasch wieder weiter, hinunter nach dem Sattel.

Der Rotthalsattel ist eine schmale, vereiste Passhöhe, auf welcher nach Osten mächtige Schneewächten überhängen, deren Überschreitung Vorsicht verlangt. Doch der Weg ist ein viel begangener. Als man hier anlangte, zeigte es sich, dass die Wächte auf einer breiten Strecke durchbrochen war, so dass es nur notwendig wurde, eine etwa 10 Fuss tiefe, allerdings völlig senkrechte Schneewand hinunter auf den steilen Firnhang zu steigen. Demnächst wurde der

etwas tiefer liegende Bergschrund übersprungen und auf dem Hange bis hinunter zu dem Jungfraufirn abgerutscht. Damit war das Hochplateau erreicht und die eigentliche Besteigung des Berges, von dem man sich mehr und mehr entfernt, beendigt.

Jungfrau und Rotthalsattel vom Jungfraufirn.

Werfen wir zunächst einen Blick nach rückwärts, um den Anblick der Jungfrau auch von dieser Seite aus kennen zu lernen. Derselbe ist keineswegs ein besonders imponierender. Im Gegenteil! Der Berg hat seine ganze Hoheit, die wir von der Wengern-Alp aus so sehr bewundert, verloren. Als ein mässig hoher Felsblock erhebt er sich vor uns, ohne jede Eigenart oder wechselreiche Gestaltung.

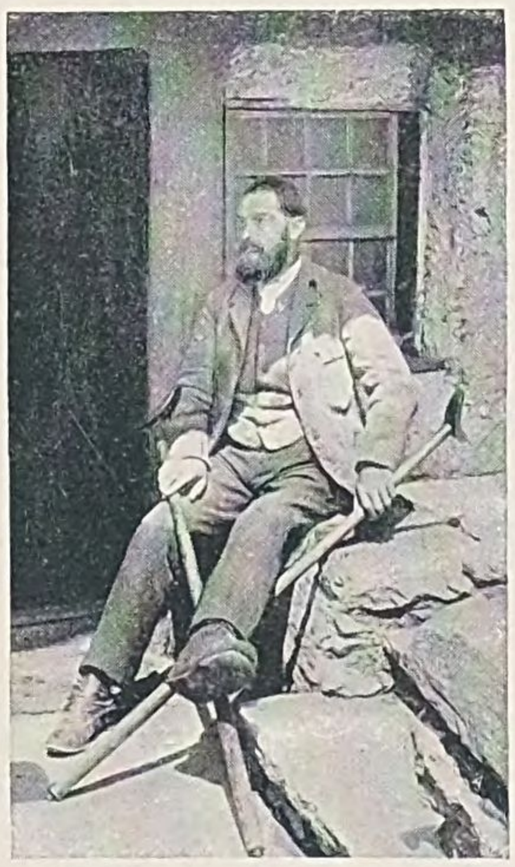
unmehr ist es leider auch an der Zeit, zweier Unglücksfälle zu gedenken, welche sich dort oben zugetragen haben, und zwar zunächst der grossen Katastrophe vom Jahre 1887. Dieselbe wird in dem Berichte der Sektion Uto des Schweizer Alpenklubs folgendermassen geschildert.

Am 14. Juli 1887 brachen sechs führerlose Schweizer Touristen von Lauterbrunnen auf, ohne anzugeben wohin. Allen diesbezüglichen Fragen waren sie vielmehr systematisch ausgewichen und hatten Führer, welche sich ihnen anboten, abgewiesen. Immerhin konnte man durch das Teleskop ersehen, dass sie am folgenden Morgen im Begriff waren, die Jungfrau von dem Rotthal aus zu besteigen. Gegen Mittag aber kam ein starker Wind, der namentlich in den oberen Regionen mit ausserordentlicher Heftigkeit wütete und das Gebirge in dicken Nebel einhüllte. Dann brach ein Unwetter mit fürchterlichem Sturm und Blitzen herein, das nach den Aussagen der Führer allein schon im stande war, die dort oben Kletternden, welche man zuletzt auf dem Hochfirn beobachtet hatte, gewaltsam in die Tiefe zu schleudern. Auch am 16. Juli hielt das schlechte Wetter noch an, und es wurde deshalb nach dem Eggischhorn und der Grimsel telegraphiert, da man erfahren hatte, dass die Touristen über die Konkordiahütte nach der Finsteraarhorngruppe zu gehen beabsichtigten. An beiden Orten war jedoch nichts von ihnen gesehen worden, und als festgestellt wurde, dass der vom Eggischhorn aus nach der Konkordiahütte gebrachte Proviant nicht abgeholt worden war, brach eine Hilfskolonne von Lauterbrunnen nach der Jungfrau auf. Dieselbe musste am 18. ohne Erfolg den Rückweg antreten. Ebenso erwiesen sich weitere Expeditionen, welche von Lauterbrunnen, sowie vom Eggischhorn und von Grindelwald aufbrachen, als erfolglos. Erst am 21. Juli wurden die Leichen der Vermissten an dem vor

uns liegenden Südostabhange der Jungfrau auf dem Gletscher aufgefunden und zwar ein gutes Stück weit rechts von dem gewöhnlichen Wege. Ein Steingemäuer, welches sich etwa 20 Meter südwestlich von der Spitze des Berges befand und aus vier Mauern von 60—70 Centimeter Höhe bestand, deutete darauf hin, dass die Unglücklichen eine Nacht im Schneesturme dort oben zugebracht hatten. Bei dem am folgenden Morgen versuchten Abstiege nach dem Rotthalsattel waren sie dann in dem Unwetter zu weit nach links gekommen. Damit wurde eine Katastrophe unvermeidlich, denn die hier nach dem Jungfraufirn abfallenden Eisgrate nehmen bald eine solche Steilheit an, dass es zur Unmöglichkeit wird, auf ihnen weiterzukommen, und endigen schliesslich an der senkrechten Felswand. Da alle Sechs durch ein Seil miteinander verbunden waren, so wurden sie, vermutlich durch den unvermeidlichen Fall des Vorausgehenden, mitgerissen.

Die Bergung der Leichen machte erhebliche Schwierigkeiten. Die Führer schwebten fortwährend in der Gefahr, durch Stein- und Eisschläge getroffen zu werden. Beständig stürzten von der Jungfrau Eisstücke, Schneemassen und Steine herunter, so dass die Arbeit möglichst beschleunigt werden musste. Auch ein Pickel, der wahrscheinlich den Verunglückten gehörte, kam von oben heruntergeflogen, und es fehlte wenig, dass er einen der Führer traf.

Zu bemerken ist, dass die Verunglückten ausnahmslos vortreffliche Bergsteiger waren.



Christian Inäbnit.

Der zweite Unglücksfall ist derjenige des armen Grindelwalder Führers Christian Inäbnit.

Er begleitete mit Peter Rubi am 7. Juli 1880 einen Herrn nach der Jungfrau. Unmittelbar unter dem Rotthalsattel angekommen, fand man in der Wächte ein tunnelartiges Loch vor, welches eine frühere Partie eingeschlagen hatte. Dieses Loch war zum Teil wieder zugeschneit, und Inäbnit machte sich daran, den Neuschnee mit dem Pickel herauszuhauen, um so das Durchschreiten zu ermöglichen. „Wir trauten der Sache nicht recht," so erzählt er, „aber umkehren thut man doch auch nicht gerne. Wie ich nun mit

dem Pickel in die Schneehöhle hineinhieb, fiel eine schreckliche Masse Schnee, die von dem Rotthalhorn bis hinüber zu der Jungfrau reichte, auf uns herab, schlug uns zu Boden und riss uns mit sich in die Tiefe. Erst rutschten wir ein Stück weit, dann stürzten wir etwa 70 Fuss tief senkrecht in den Bergschrund hinunter. Die beiden andern fielen auf den Schnee und kamen mit dem Schrecken davon. Ich selbst stürzte mit dem Rücken auf ein Eisstück. Dass es nicht tiefer ging, kam nur daher, dass der viele Schnee sich in dem Schrund zusammenpresste. Die andern waren nicht verletzt, mir aber wurde das Rückgrat schwer beschädigt."

„Der Arme", so schreibt der Tourist, „stöhnte schwer unter der Schneelast. Wir befreiten ihn von derselben, und nach einigen Augenblicken versuchten wir mit ihm den Abstieg. Vergeblich! Sobald wir ihn nur berührten, schrie er vor Schmerzen und es schien unmöglich, ihn fortzubringen. Wir wollten ihn nicht allein lassen, aber Rubi konnte auch nicht allein den weiten Weg nach dem Eggischhorn-Hotel machen, da der Gletscher unzählige Spalten zeigte. Auf zehn Stunden weit keine menschliche Seele zur Hilfe! Wir entschlossen uns endlich zum Vormarsch. Solang der Schneehang es gestattete, zogen wir Inäbnit langsam und vorsichtig an einem um seine Füsse geschlungenen Seil abwärts. Als wir auf dem ebenen Gletscher angekommen waren, entschlossen wir uns trotz der Schmerzenslaute Inäbnits, um jeden Preis zu versuchen, nach der Konkordiahütte zu kommen. Rubi ging voran, ich folgte, und Inäbnit stützte sich auf mich. Die Möglichkeit lag ausserordentlich nahe, dass wir alle drei in eine Spalte stürzten. So schleppten wir uns von 9 Uhr morgens bis 7 Uhr abends dahin, Schritt für Schritt, alle 10 Minuten haltend, wenn Inäbnit wieder erschöpft war. Um 7 Uhr abends erreichten wir das heissersehnte Asyl, die Konkordiahütte, und verbrachten in derselben eine höchst elende Nacht. Um 5 Uhr morgens brach Rubi nach dem Eggischhorn-Hotel auf, um Hilfe zu holen, und um 8 Uhr abends konnte unser Verletzter in einem guten Bett ausruhen." Er sollte sich nicht mehr ganz erholen. Mit Krücken sitzt er jetzt in seinem Heimatsorte am Wege, und ein stählernes Untergewand hält den zerschmetterten Körper notdürftig zusammen: ein Bild des Jammers, mehr als irgend ein anderes geeignet, nicht allein zur Dank-

barkeit für gesunde Glieder zu mahnen, sondern auch zu jener Vorsicht, welche dem Starken zur Zierde gereicht und von dem Bergsteiger nie ausser acht gelassen werden sollte.

Für unsere Freunde hatte jetzt die Stunde des Abschieds von den Walliser Führern geschlagen. Während Max und Dolly, wie bekannt, hinunter nach Grindelwald zu gehen beabsichtigten, um daselbst den Geburtstag festlich zu begehen, sollten die beiden Walliser Führer sich nach der Konkordiahütte begeben, um von dort aus am folgenden Tage die Heimat zu erreichen.

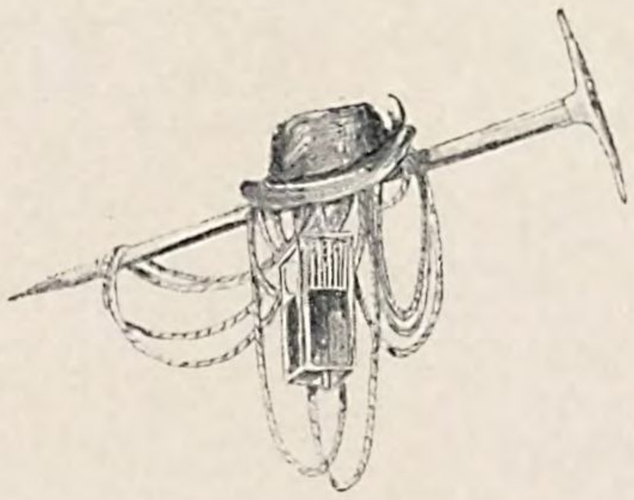
„Die müssen aber doch etwas zu essen haben," meinte Dolly; „wir bekommen ja in Grindelwald genug." Und während der prosaische Max mit Franken und Rappen rechnete, um die Führer zu bezahlen, steckte ihnen die mitleidige Dolly den ganzen Proviant Stück für Stück in die Taschen. Wie sie sich freuten! Dann wurde ein letzter Schluck getrunken, mit kräftigem Händedruck Abschied genommen, und noch lange jodelte man sich zu, bis die beiden allmählich verschwanden.

Ein langer Marsch begann jetzt, denn weit dehnten sich die Schneefelder nach allen Seiten aus und Dollys Freigebigkeit sollte sich bitter rächen. Sie hatte die Rechnung ohne den Jungfraufirn und das Ewigschneefeld gemacht. Das ewige Schneefeld! Mit geradezu fürchterlicher Glut brannte die Sonne herab, um sich in den glitzernden Schneekrystallen millionenfach widerzuspiegeln. Die Hitze war mehr als tropisch. Sie versengte die welke Haut total, so dass dieselbe in Fetzen von dem Gesicht gezogen werden konnte. Doch das wäre noch zu ertragen gewesen, das ist nun einmal das Schicksal des Bergsteigers. Viel schlimmer war der weiche Zustand des Schnees, in welchem man mit jedem Schritte bis um die Knie, ja sogar häufig bis um die Hüften einsank. Dazu nichts zu trinken, nichts zu nagen und zu beissen, lediglich nichts. Wenn wenigstens die Natur eine schöne gewesen wäre! Aber die weiten, nur leicht geneigten Gletscherbecken dort oben, die einen Raum von Quadratmeilen einnehmen,

zeigen eine Monotonie, welche durch die umgebenden Bergesgipfel kaum gebrochen wird. Es ist schon darauf hingewiesen worden, dass der Anblick der Jungfrau von dem Jungfraufirn aus keineswegs ein imposanter ist. Aber auch die anderen, den Firn umgebenden Gipfel teilen dieses Schicksal. Der Trugberg und Kranzberg sind an sich unbedeutend. Der Gipfel des Mönchs überragt das Mönchjoch um kaum 500 Meter, und das von der Nordseite so prächtige Jungfraujoch ist, vom Jungfraufirn gesehen, eine völlig nichtssagende, flache Mulde. Allein das Aletschhorn, das sich aus den tieferen Regionen des Gletschers erhebt, zeigt eine imposante Gestalt, es befindet sich aber während des Marsches im Rücken.

So verrann also Stunde um Stunde in ewigem, ermüdendem Schneestampfen, wie das gewiss schon mancher Jungfraubesteiger missmutig erlebt hat. Wohl oder übel musste der Genuss dort oben jetzt in langwieriger Arbeit erkauft werden, bis endlich das untere Mönchjoch erreicht wurde.

Dann freilich ging es rasch hinab.



In der Berglihütte.

Es war etwa 4 Uhr nachmittags, als unsere Gesellschaft bei der Berglihütte anlangte. Auf einem Riffe gelegen, welches sich inmitten der eisigen Hänge in die Tiefe zieht, gelangt man zunächst an das Dach dieses Felsennestes und, dasselbe umgehend, auf eine schmale Terrasse, den Eingang zur Hütte. Von hier stürzen die Felsen beinahe senkrecht ab. Was kann sich der Fex Schöneres wünschen!

Sollte man hinein oder nicht? Viel Zeit war nicht zu verlieren. — Na, eine halbe Stunde konnte nichts schaden, man ging dann nachher um so rascher.

Wie wohlig es da drinnen aussah in dem kleinen Stübchen. Herd, Tisch, Stühle, Pritsche, alles nah bei einander. Viele Umstände brauchten hier nicht gemacht zu werden. Die Rucksäcke wurden auf die Seite geworfen, man reckte und streckte die Glieder, und ohne zu reden, legte sich einer nach dem andern aufs Ohr. Welcher Genuss nach dieser Schneewaterei! — Sehr lange dauerte derselbe

freilich nicht. Der an den Kleidern hängende Schnee fing zu schmelzen an, das schweissige Hemd wurde kälter und kälter, und das Schneewasser in den Stiefeln trug auch nicht gerade zur Erhöhung der Behaglichkeit bei. Bald wälzten sich also die Fexen trotz aller Müdigkeit ruhelos hin und her, bis einer nach dem andern wieder herunterkroch von dem Lager. Man begann jetzt den Schnee von den Kleidern zu schütteln und sich durch gegenseitiges Frottieren warm zu machen. Max hatte die Stiefel ausgezogen und betrachtete mit philosophischem Blick das heraustropfende Wasser.

„Brrr, wie weit ist es denn eigentlich noch?“

„Na, so fünf bis sechs Stunden.“

Dabei brodelte es dort unten in der Tiefe wie in einem Hexenkessel. Dicke Wolken zogen hin und her, und es war klar, dass man einem gründlichen Gebirgsregen entgegenging.

„Auf, auf,“ rief schliesslich Lauener. „Es ist Zeit, wenn wir vor Mitternacht nach Grindelwald kommen wollen.“

Vor Mitternacht! Noch immer betrachtete Max tiefsinnig seine triefenden Stiefel. „Die ziehe ich heute nicht mehr an,“ meinte er schliesslich, und er sprach dabei aus aller Herzen.

„Ja, was dann?“

„Nichts; wir bleiben eben hier.“

„Ganz recht, aber wie steht es mit dem Essen?“

Teufel ja, das Essen! Der ganze Proviant befand sich drüben bei den Wallisern in der Konkordiahütte, die dort jetzt ein lukullisches Mahl schnabulierten: Schinken, Hühner, Wein und alle möglichen Genüsse! Wie die sich wohl freuten! Und hier: Noch 18 Stunden mit knurrendem Magen. Das waren schlimme Aussichten, auch wenn man von den Geburtstagsgenüssen ganz absah, auf welche sich Dolly so gefreut hatte.

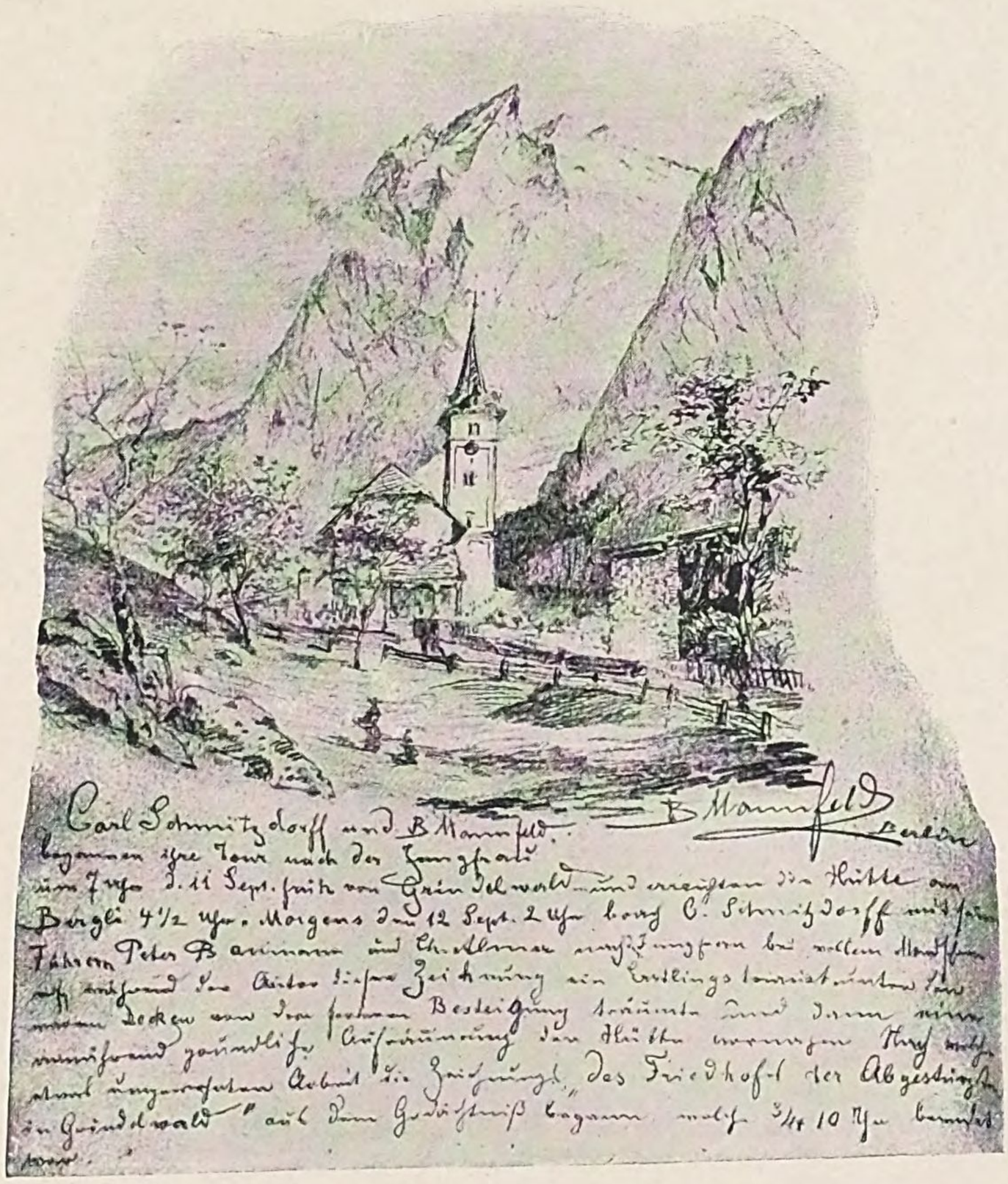
„Drehen wir einmal die Taschen um, da findet sich immer noch etwas.“

Eine Bergsteigertasche! Wer hat nicht schon mit Schaudern da hinein gegriffen in diese unerschöpflichen Reservoire, ohne zu ahnen, was alles an den Fingern hängen bleiben würde! Doch weg mit solchen Sentimentalitäten, jetzt, wo es galt, den grimmigsten Feind, den Hunger zu bekämpfen.

Es wurden also sämtliche Taschen umgedreht und ihr Inhalt auf den Tisch geschüttet, denn gerecht musste geteilt werden in der Not. Aber so viel auch zu Tage gefördert wurde, es war doch herzlich wenig, denn der Inhalt der Lanolinbüchsen und sonstigen Pomaden, welche Dolly zum Vorschein brachte, konnte ebensowenig als Suppe Verwendung finden wie Laueners Talglichterstumpen, ganz abgesehen von Seife, Tabak, Opium und sonstigen Luxusartikeln. Schon begannen die Gemüter sich zusehends zu verdüstern, als Lauener mit Bedacht an seinen Rucksack ging. Hallo, der Rucksack! Der war ja von Dollys freigebiger Hand verschont geblieben, da mussten sich ganze Schätze drin befinden. Mit höchster Spannung sah man der Entleerung dieses wertvollen Stückes entgegen. Zunächst kamen einige kleine Haushaltungsgegenstände, wie Strümpfe u. s. w., über die wir wohl ohne weiteres hinweggehen können. Dann aber wurde die Sache bald anders. Triumphierend zog der Brave einige lange Brotstücke hervor, von denen das „Weiche“ allerdings schon längst verspeist war, dazu eine Tafel Erbssuppe und ein Stück Chokolade. Es war entzückend. Als dann schliesslich Dolly noch eine ganze Ladung Pfefferminz aus einem der entlegensten Schlupfwinkel ihrer Taschen zum Vorschein brachte, herrschte eitel Freude. Mit Eifer und Liebe ging es an das Kochen des Geburtstagsmahles, denn auch Holz hatte sich unter der Pritsche vorgefunden, und bald verbreitete das Feuer eine angenehme Wärme. Ein Hurra für die Erbauer der Hütte! Wie viel schlimmer hatte man es da früher gehabt, dort unten in der Eigerhöhle, wo der Boden „uneben und nass ist und einem von der Decke fortwährend grosse Tropfen von Sickerwasser in den Hals oder auf die Nase fallen, mit jener langsamen Regelmässigkeit, welche schliesslich auch die längste Geduld zum Reissen bringen kann“.

Das Festmahl war brillant. Erbssuppe mit geröstetem Brot und Schneewasser mit Pfefferminz zum Anstossen auf das Wohl des freigebigen Geburtstagskindes, dazu die Aussicht auf Chokolade am andern Morgen. Was konnte man sich Besseres wünschen! Bald erdröhnte die Hütte von den Hochs, welche ausgebracht wurden. Draussen aber dröhnte der Donner, und der Regen platschte auf das Dach nieder, dass es eine Art hatte. Die ganze Natur schien bei

der Feier mitwirken zu wollen, und je mehr sie tobte, um so wohliger wurde es hier drinnen. Was Wunder, dass die Gesellschaft bis spät in die Nacht aufblieb und sich mit Geschichten aller Art die Zeit vertrieb, von denen diejenige über die Besteigung des Finsteraarhorns dem Leser nicht vorenthalten werden soll.



Ein Blatt aus dem Fremdenbuche der Berglihütte.

Das Finsteraarhorn.

4275 Meter.

„Es ist schon lange her“, so erzählte Max, „als ich dort oben stand, und ich war nicht wenig stolz, den höchsten Gipfel des Oberlandes bezwungen zu haben. Ordentlich fühlte ich die alpinen Lorbeeren um die Schläfen flattern, die es jetzt da unten einzuheimsen gab! Was sie für Gesichter machen werden, die hübschen jungen Engländerinnen! Finsteraarhorn — der Name klingt so famos schaurig, und schon bei dem Weggehen hatten wir so viel Mitgefühl erregt: diese grausigen Vorbereitungen, das Prüfen des Seiles, ob es auch wirklich hält, der reichliche Proviant — für alle Fälle der Not, — die Eisbeile, das wirkt ja immer. Und nun vollends in einem einsamen Berghotel, wie dem Eggischhorn, wo alles wie in einer grossen Familie lebte, wo man Lawn Tennis zusammen gespielt und getanzt hatte und alles gut Freund war. Kein Zweifel, dass es heute eine ‚Hetz‘ gab, dafür bürgte schon die Persönlichkeit meines Begleiters, der den Vorzug hatte, das bedeutungsvolle ‚Reverend‘ vor seinem Namen zu tragen.

Thatsächlich war es auch so. Die Herren beglückwünschten uns, die älteren Damen schoben nachdenklich die Lektüre bei Seite und die jungen Misses bestürmten uns mit Fragen, ganz naiv und ungeniert, wie das in England einmal so Sitte ist. Alles setzte sich zu uns an den Tisch, ein festliches Mahl wurde aufgetragen, und nun sollten wir erzählen.

Erzählen!

Eine ‚sehr anstrengende Tour‘, so schreibt der unfehlbare Bädeker, und diesmal war er wirklich unfehlbar gewesen. Um 2 Uhr morgens waren wir weggegangen. Acht Stunden zum Gipfel, macht 10 Uhr; 6 herunter. Es war genau 4 Uhr nachmittags, als wir die Konkordiahütte wieder erreichten. Eine kleine Pause war hier nicht zu viel. Dann ging es wieder weiter, Stunde um Stunde. Immer lockerer wurden die Knie, und die Beine versagten beinahe den Dienst.

Hotel Eggischhorn.
Photographie von L. L. Lewinsohn.

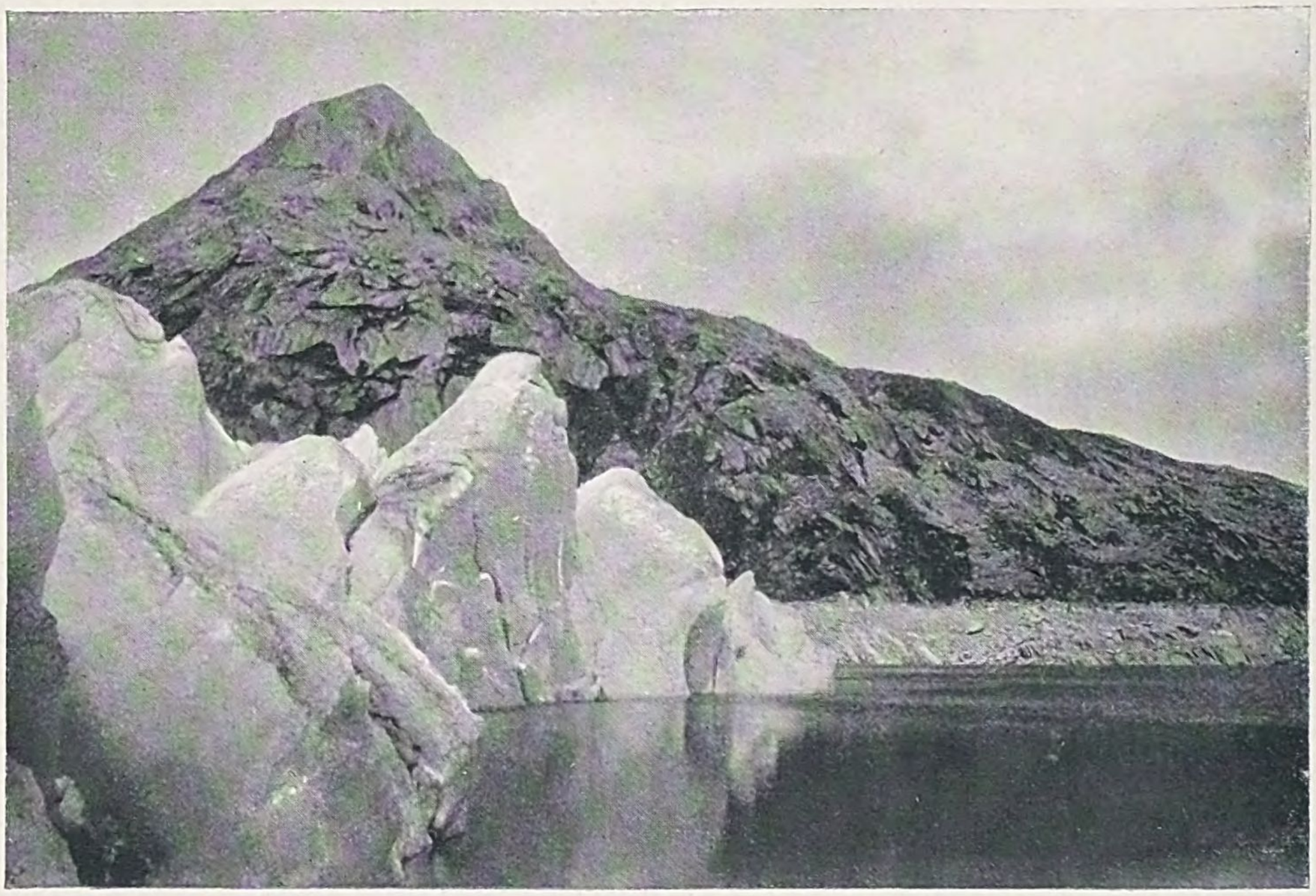
Als es dann in dunkler Nacht noch hiess, eine gute Strecke bergauf zu gehen, da begann die ganze Maschine zu streiken. Es war etwa $^1|_2$ 10 Uhr, als wir endlich in dem Hotel anlangten — gebrochen. Bis zum Hinsitzen hatte unsere Kraft noch gereicht, dann aber war es einfach fertig. Schon bei der Suppe schliefen wir abwechselnd ein, und die Rippenstösse, die wir uns gegenseitig gaben, nützten nur wenig.

Wir waren höchst uninteressant und die Enttäuschung allgemein. ‚O du verfluchter alpiner Lorbeer‘, dachte ich, als ich mich endlich im Bette strecken konnte. Dann schlief ich den Schlaf des Gerechten. Ich hatte entschieden kein Talent.

Und doch war die Tour so schön gewesen, dass ich sie nie vergessen werde.

Erst war es von dem Hotel aus hinauf nach dem Bergrücken unterhalb des Eggischhorns gegangen. Während man hier in weiter

Ferne die ganze Kette der Walliser Alpen hinter sich hat, taucht jetzt mit einem Schlage in nächster Nähe das Berner Oberland auf. Aletschhorn, Jungfrau, Mönch, die Grün- und Walliser Viescherhörner, und ganz hinter den letzteren ein kleiner Zacken, das Finsteraarhorn. Dazwischen windet sich der langgestreckte Aletschgletscher in die Tiefe, ein majestätischer Strom, dessen Eismassen sich in dem zu unseren Füssen liegenden Märjelensee widerspiegeln. Es ist dies einer



Der Märjelensee.

der merkwürdigsten und schönsten Seen, zu dem es nun hinab ging. Die stolzen Massen des Aletschgletschers, welche sich in prächtiger Zerklüftung in seine Fluten senken, sind ein so eigen wildes Gestade, wie man es sonst nirgends in den Alpen antrifft. Langsam bröckeln sie sich, von dem Wasser unterhöhlt, los, und zahlreiche, mächtige Blöcke schwimmen in dem stillen See herum, ein völlig arktisches Bild, käme nicht daneben auch da und dort das grüne Heideland hervor.

Nachdem der See umgangen war, wurde der Gletscher betreten, und eine monotone Wanderung folgte, ohne jede Schwierigkeit, denn einer breiten Heerstrasse gleich senken sich die Eismassen

in ganz allmählichem Gefälle herunter und die überall offen daliegenden Spalten sind leicht zu vermeiden. Trotzdem hat sich auch hier schon ein Unfall ereignet. Ein junger Engländer Namens Longman fiel im Jahre 1863 etwa 50 Fuss tief in eine Spalte, und obgleich sein Vater, zwei Freunde und drei Führer zur Stelle waren, so machte sich doch die Rettung recht schwierig. Zunächst wurde einer der Führer zu ihm abgeseilt. Er fasste den Jungen am Rockkragen und glaubte ihn so emporziehen zu können. Aber bald rutschte er ihm aus und sank wieder in die Tiefe. Ein zweiter Führer, welchen man jetzt hinunterlassen wollte, erwies sich als zu korpulent. Dann wurde dem Abgestürzten ein Seil zugeworfen, aber seine Hände waren schon zu sehr erstarrt, um es sich umbinden zu können. So blieb nichts übrig, als den ersten Führer, welcher sich inzwischen von den Anstrengungen erholt hatte, erneut abzuseilen, und es gelang jetzt, den jungen Mann, der beinahe eine halbe Stunde lang zwischen dem Eis eingeklemmt, im übrigen aber nicht verletzt war, wieder an das Tageslicht zu bringen.

In der Scenerie, so fuhr Max fort, gab es während des Marsches nicht viel Abwechslung, und ich war gespannt auf den Konkordiaplatz. Man hat schon so viel über diesen Platz geschrieben, und die Schilderungen sind meist voll Begeisterung für seine Schönheiten. Ich selbst habe mich, offen gestanden, nicht besonders für dieselben erwärmen können. Es mag ja sein, dass das weite, eisige Feld infolge seiner ungeheuren Ausdehnung dem mit dem Gebirge noch weniger Bekannten sehr imponiert. Wer aber erst einige Hochgipfel bezwungen hat, dem genügt die blosse Masse doch nicht mehr, und mit Ausnahme des überall stattlichen Aletschhornes sehen die Berge hier gerade wie auf dem Jungfraufirn doch verhältnismässig dürftig aus. Nur wenig ragen sie aus dem hochgelegenen Plateau als schneebedeckte, nicht besonders charakteristische Kuppen hervor. Im übrigen lässt sich ja darüber streiten. Über eines aber konnte kein Zweifel sein, nämlich über den Zustand, in welchem sich die Konkordiahütte wenigstens damals befand. Schwamm darüber, es war greulich und die Nacht nichts weniger als angenehm.

Am andern Morgen führte uns der Weg in dunkler Nacht zur Grünhornlücke, wo es zu tagen begann. Man hat von dort aus,

ähnlich wie vom Jungfraugipfel, die gewaltige Breitseite des Finsteraarhorns vor sich, welche in steilen Eiswänden aus dem Walliser Viescherfirn in die Höhe steigt. Zur Linken stuft sich die Kante der Pyramide in zwei Absätzen nach dem Agassizjoch ab. Hier herrscht, abgesehen von der obersten Spitze, das Eis vor, während der Berg zur Rechten sich in einem steilen Felskamme in die Tiefe senkt.

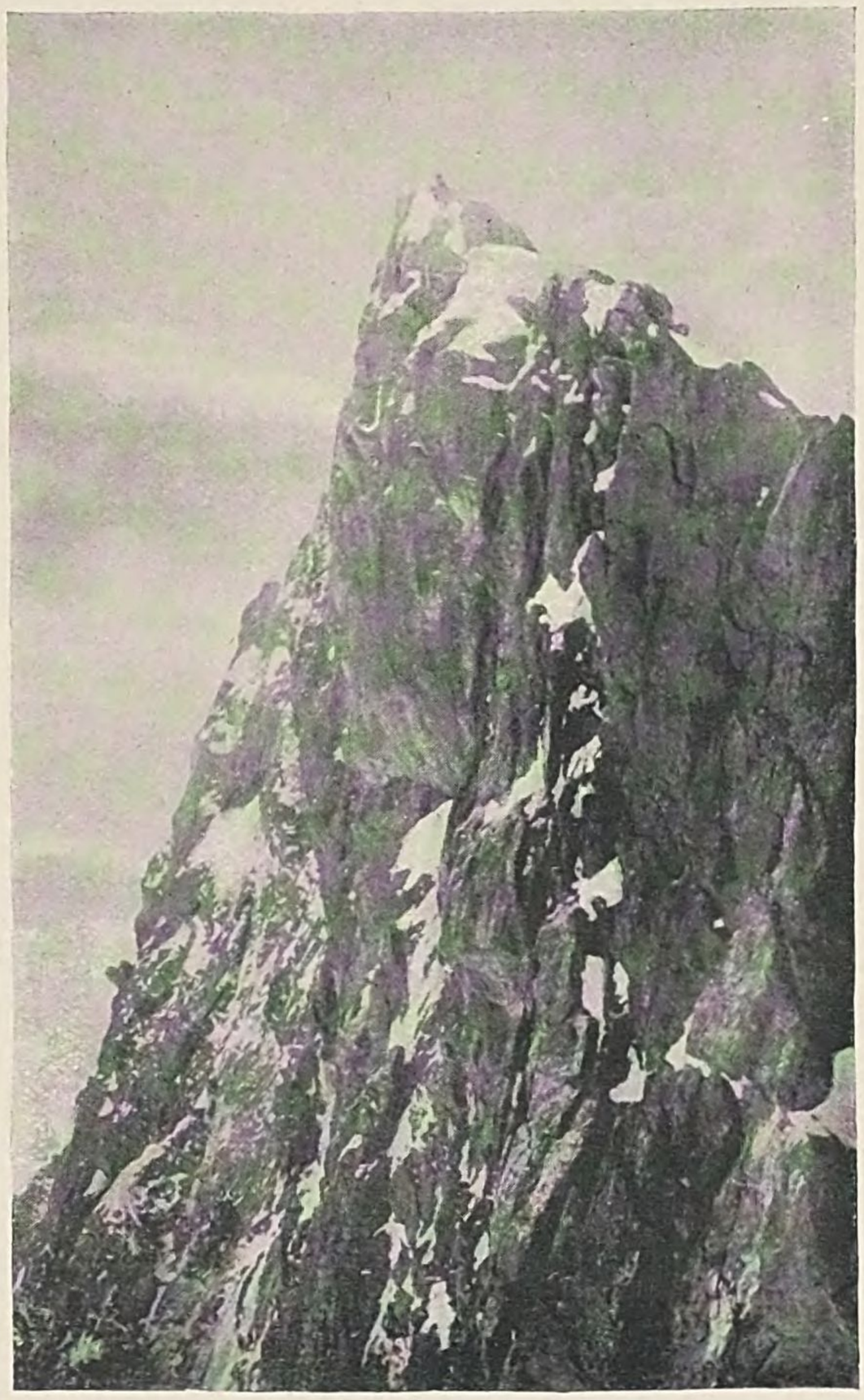
Augenscheinlich giebt es nur zwei Wege da hinauf: die beiden Kanten der Pyramide zur Rechten und zur Linken.

Auf jener glückte die erste Besteigung des Berges den Führern Dr. Rudolph Meyers im Jahre 1812, aber diese Route ist sehr viel schwieriger als die 1829 von Hugi erschlossene über den links befindlichen Nordwestgrat. Dieselbe ist jetzt allgemein gebräuchlich und wurde auch von uns eingeschlagen. Es war ein langes Mühen da hinauf über den Schnee und die steilen Eishänge, und manche Stufe musste geschlagen werden. Erst auf dem Hugisattel, der obersten Stufe unterhalb des Gipfels, begann der eigentliche Spass, die Kletterei auf dem scharfen Grat. Denn scharf ist er, dieser Grat, und nicht umsonst sieht der Berg aus der Ferne hier beinahe wie ein Messer aus.

Die Felswand, welche sich nach links in die Tiefe stürzt, ist schon beim Hugisattel ausserordentlich steil, und näher dem Gipfel zu wird sie völlig senkrecht, eine Wand von geradezu ungeheuerlicher Ausdehnung. Zur Rechten ist der Hang mit Eis bedeckt und weniger abschüssig, aber immer noch steil genug, um solche Abenteuer, wie sie einst Hugi hier erlebte, recht bedenklich erscheinen zu lassen.*)

---

*) „Arnold Dändler“, so schreibt Hugi in seiner ‚naturhistorischen Alpenreise‘, „war gerade vor mir mit einer langen Stange, die er gegen Osten über die Kante hinausstreckte. Indem er so am Abhange schief emporzog, glitschte er aus. Da packte ich mit einem Sprung das andere Ende der Stange; allein der Firn unter mir brach durch. Kaum 2 Fuss dick, hatte er nämlich 5—6 Fuss breit vom Winde über die unsichtbare Felskante hinaus sich angebaut. Ich hing so ganz frei mehr als 4000 Fuss hoch an der Stange fast senkrecht ob dem Finsteraargletscher, während Dändler anderseits über die Firnwand hinabhing. Wenn dieser schwache Wagebalke gebrochen, wäre Dändler unaufhaltsam auf das westliche Vieschermeer über den Firn hinabgeflogen, und ich an den Felswänden östlich auf das Aarmeer gestürzt. Wir hingen beide an der Stange still. Die Öffnung, in der ich hing, erweiterte sich, so dass ich die in die freie Luft hinausgewölbte Decke des Schnees untersuchen und durch das Loch den Finsteraargletscher sehen konnte. Schnell eilten die Gefährten von oben herab und unten herauf zur Hilfe. Zuerst war Dändler auf festen Fuss gestellt. Mir war es gefährlich beizukommen, denn leicht wäre die ganze Decke eingebrochen und alles in den Abgrund gestürzt.



Die Ostabhänge des Finsteraarhorns.

Es war eine herrliche Kletterei da hinauf, die angenehmste Abwechslung nach dem langen, monotonen Steigen im Eis.

Der Gipfel des Berges bestand aus einer länglichen, schneebedeckten Kuppe. Die Aussicht war wild über alle Beschreibung. Mitten in dem Gebirge stehend, ist hier nichts von dem grünen Land zu sehen, wie bei der Jungfrau, keine Spur. Schnee und Eis bis zum Horizont und mächtige Felsen, das ist die Signatur hier oben. Im Süden die fernen Walliser Berge, im Osten das prächtige Aletschhorn, weiterhin Jungfrau und Mönch, verhältnismässig unbedeutend, dann der Eiger, das mächtige Schreckhorn und Lauteraarhorn, eine klotzig massive Felswand, und im Westen die etwas niedrigeren Zacken des Aargebietes. Dazwischen die weiten Gletschermeere, sich endlos nach allen Seiten ausdehnend.

Beim Abstiege zum Hugisattel brauchte ‚his Reverence' verhältnismässig lange Zeit, so dass ich vorausging. Jetzt erst kam mir die kolossale Tiefe der Ostwand so recht zum Bewusstsein. Etwa auf halbem Wege hängt ein Felsblock über den Abgrund hinaus. Ich setzte mich darauf, frei in der Luft mit den Beinen, und liess einen Stein in die Tiefe fallen. Wie lange brauchte er wohl, um hinunterzukommen? Ich habe sehr langsam gezählt, 1, 2, 3, und doch bin ich auf 21 gekommen, bis er zum ersten Male aufschlug.

Sie suchten den Strick mir umzuwerfen und befestigten die Stange. Bald hatte ich wieder einen Fuss auf dem Firne empor, und Lauener, von den übrigen gehalten, packte mich mit nervigter Rechte."

Ist es möglich, lange in solche Tiefen zu blicken? Ich glaube kaum, schliesslich zieht es einen doch an, und der Bergsteiger thut gut, wenn er sich daran gewöhnt, beim Klettern stets nur dahin zu blicken, wohin der Fuss zu treten hat.

Auf dem Hugisattel vereinigten wir uns wieder, und bald darauf folgte eine Rutschpartie über den inzwischen weich gewordenen Schnee. Dann aber begann das Elend des Nachhausegehens.“

„Das war recht gut, du alter Flirt,“ meinte Dolly, welche ordentlich eifersüchtig geworden war.

Eggischhorn-Kapelle.

Schreckhorn und Lauteraarhorn vom Gipfel des Finsteraarhorns.

Photographie von Vittorio Sella.

Einen Vorzug hatte das Geburtstagsfest sicher gehabt. So spät man auch zu Bett, oder richtiger gesagt, zu Stroh gegangen war, von irgend welchen Nachwirkungen war am andern Morgen nicht das geringste zu verspüren. Schneewasser mit Pfefferminz scheint in der That ein Getränk zu sein, das den Kopf vollständig frei erhält und deshalb nicht genug empfohlen werden kann.

Die Vorbereitungen zum Abmarsch waren bald getroffen. Viel einzupacken gab es nicht mehr und der Thatendurst war gross. Er wurde vollauf befriedigt. Denn so einförmig der Marsch über den Jungfraufirn und das Ewigschneefeld ist, so interessant und anregend ist derjenige von der Berglihütte hinunter in das Thal. Welcher Besucher von Grindelwald hat nicht schon den ungeheuren Eiswall bewundert, der sich über dem unteren Gletscher, einem grandiosen Amphitheater gleich, ringsum in die Lüfte erhebt! Es ist einer der schönsten Blicke im Oberland, und mancher hat hinaufgestaunt in diese luftigen Regionen, die ihm völlig unerreichbar erschienen. Nahezu an dem oberen Rande dieses Amphitheaters gelegen, gewährt die Berglihütte an sich schon eine Aussicht ersten Ranges. Auf der einen Seite fassen die ausgedehnten Felswände des Eiger, auf der andern die unglaublich steilen Eishänge der Viescherhörner den Blick zusammen und lenken ihn über den Abgrund hinüber nach dem düsteren Schreckhorn, das sich, einem ungeheuren, drohenden Wahrzeichen gleich, aus den zerklüfteten Gletschermeeren erhebt. Die ursprüngliche Pracht dieses Ausblickes wird aber bei dem Marsche da hinunter noch bedeutend erhöht durch die wilden Einzelnheiten der Umgebung, in welcher man sich befindet. Erst geht es ein kurzes Stück weit an den steilen Felsen hinab. Dann kommt ein ausgedehntes Firnfeld, über welches oben die Eismassen des Vieschergrates herabhängen, während es in der Tiefe in einem mächtigen Gletschersturze endigt. Dazu Spalten ringsum. Zweifellos am interessantesten ist der Abstieg über diesen Gletschersturz. Je nach der Jahrestemperatur unterliegt derselbe bedeutenden Veränderungen, und es giebt Zeiten, in denen die Schründe ganz beträchtliche Schwierigkeiten machen. Häufig ist deshalb der Anstieg zur Berglihütte schwieriger als derjenige von da zur Jungfrau. Nach einer alten Sage soll einst ein

Pass hier herüber geführt haben, welchen Walliser Protestanten benützten, um die Kirche in Grindelwald zu besuchen. Aber damals mussten entweder die Gletscher sehr viel kleiner oder die Frömmigkeit sehr viel grösser gewesen sein als jetzt. So meint wenigstens Leslie Stephen.

Zu den Schönheiten des Ausblickes gesellte sich heute noch eine weitere. Es war sogenanntes „schlechtes Wetter“. Ganz drunten über dem Ausgang zum Thal lagerte eine dicke Wolkenschicht. Es regnete dort in Strömen, und hier oben fand, wie gestern in der Frühe, ein erbitterter Kampf der Elemente statt. Ruhelos zogen die Nebel hin und her und brachten Leben in dieses wilde Bild. Dazwischen versuchte die Sonne durchzudringen. Beinahe greifbar hell durchbrachen ihre Strahlenbündel die dunklen Wolkenbänke und beleuchteten da und dort das glitzernde Eis. Es war ein prächtiger Blick, und Max und Dolly gelobten sich, bei der nächsten Gelegenheit auch das stolze Schreckhorn dort drüben zu bezwingen.

Nach dem Gletschersturze kommt ein Plateau, welches sich ziemlich eben nach beiden Seiten ausdehnt. Hier am Fusse der sich auftürmenden Eismassen erzählt uns die Vergangenheit eine traurige Geschichte, den Tod des braven Führers Peter Egger. Im Begriff, einen von Unwohlsein befallenen Kameraden hinauf zur Hütte zu bringen, verletzte er sich mit einer sogenannten Flaschenlaterne und musste elend verbluten.

An dem unteren Teile des Gletschers konnte eine Zeitlang gerutscht werden, bis zu den Felsen des Kalli. Dann begann ein langer Abstieg an dem steilen Berghange. Man näherte sich jetzt allmählich den bewohnten Regionen. Moose und Alpenrosen begannen sich zu zeigen, Schneehühner wurden aufgescheucht, da und dort pfiffen Murmeltiere und noch weiter unten weideten Schafe. Das war recht hübsch nach dem viertägigen Aufenthalt in Schnee und Eis, aber man gelangte damit auch in die tiefer liegende Wolkenschicht. Diese brachte Regen mit sich, und zwar einen jener Regen, die durch Mark und Bein gehen. Es war ein Jammer, und je weiter man kam, um so schlimmer wurde es. Es ging also in weiten Sätzen hinab, über den zerklüfteten unteren Gletscher hinüber und hinauf auf der bekannten Leiter nach Bäregg.

Das Schreckhorn von unterhalb der Berglihütte.

Doch halt! So einfach war die Sache nicht. Erst musste jeder dem biederen Bäreggwirt, dem Besitzer der Leiter, seinen Franken berappen, ehe er wieder zur Civilisation zugelassen wurde. Reduziert genug sah die Gesellschaft allerdings aus, und es war eigentlich zu verwundern, dass sie nicht noch mehr Entree zu bezahlen hatte.

Also nun zu den Segnungen der Civilisation! Zunächst zeigten sich dieselben in Gestalt eines völlig überfüllten Wirtshauses. Der Thalsohlenklub hatte hier eine ausserordentlich zahlreich besuchte Versammlung angesetzt. Die Debatte, welche sich zumeist um Bier, Schinken und weiche Eier drehte, war eine äusserst stürmische, ja hin und wieder schien sie an dem Buffet in Thätlichkeiten ausarten zu wollen.

„Da gehen wir lieber gleich weiter, hinunter nach Grindelwald.“

„Das ist nicht möglich,“ meinte einer der Klubgenossen.

„Nicht möglich? Ja, warum denn nicht?“

„Nun, Sie sehen doch, wir werden alle hier festgehalten, das Wasser rinnt in solchen Strömen von den überhängenden Felsen auf den Weg herab, dass er völlig unpassierbar ist.“

„Ach so,“ meinte Max, „völlig unpassierbar. Dazu werden also die Wege gemacht. Na, wissen Sie, nass ist nass, und tiefer als bis auf die Haut geht es nicht, denn die ist wirklich wasserdicht.“

Damit stürmte man weiter, dem Thale zu. Schade, denn der Weg da hinunter ist so ausserordentlich hübsch.

Hurra, jetzt kam er, der Bär! Da sollte es etwas anderes geben als Schneewasser mit Pfefferminz, so bekömmlich dasselbe sein mag.

Aus dem
Konzertprogramm
des Kurgartens.

Interlaken.

Legen wir nunmehr Seil und Pickel beiseite. Es gilt jetzt einen neuen Menschen anzuziehen, denn in Interlaken, dem nächsten Ziele unserer Wanderung, ist kein Platz für solche Dinge. Wir treten da wieder in die Sphäre der menschlichen Geselligkeit ein, und zwar, äusserlich wenigstens, in ihrer glänzendsten Form. Ein wahrer Strudel erwartet uns, eine Flut von Menschen aller Nationen, von Konzerten und Feuerwerk, Flirt und Gigerltum, Seide und Pomade. Doch greifen wir nicht vor, denn vor allem ist es ein eigener landschaftlicher Zauber, welcher den Ort umgiebt.

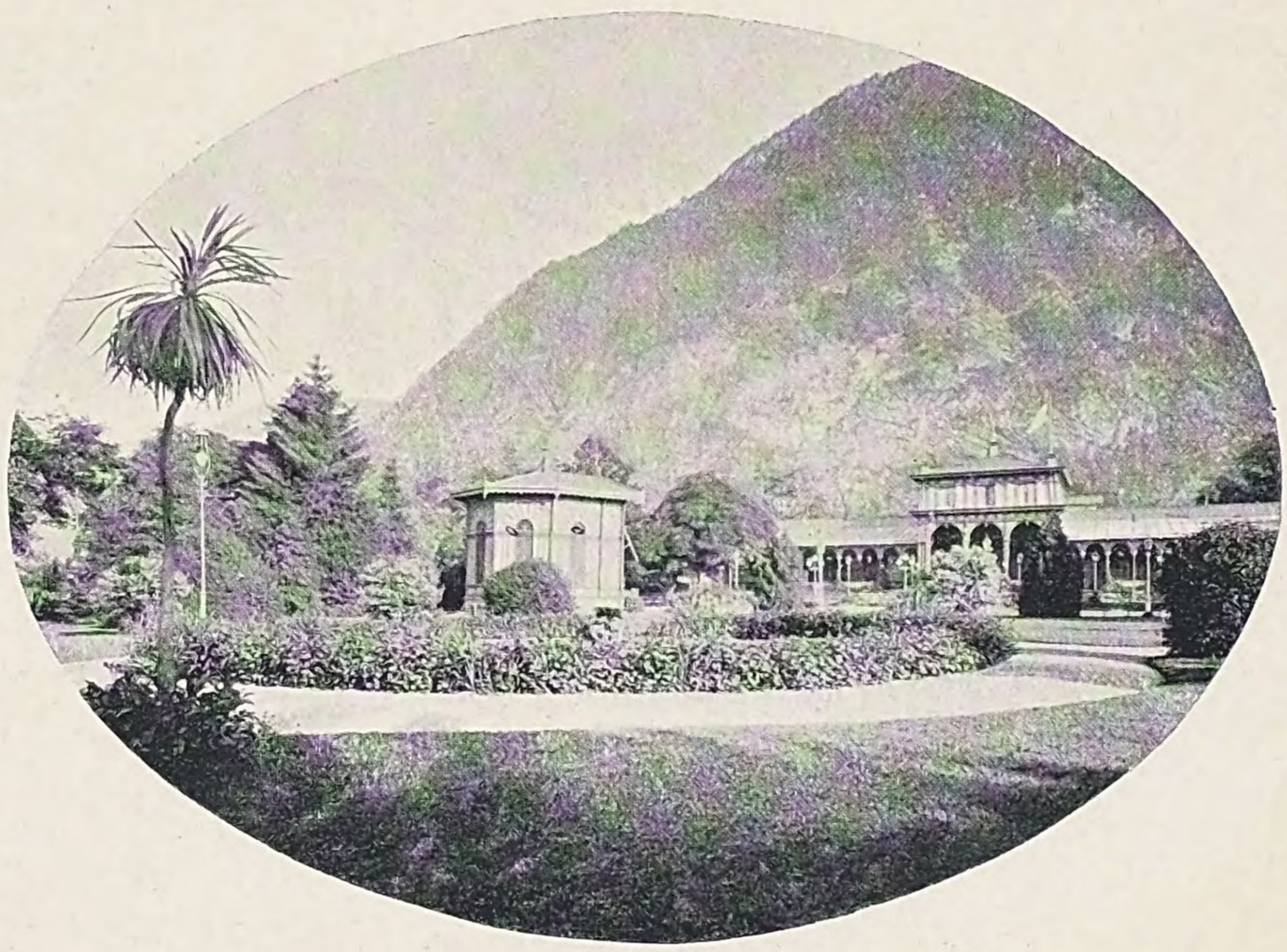
Der Höheweg! Fürwahr, eine stolze Front baut sich hier vor uns auf. Ehrwürdig erheben sich die uralten, historischen Nussbäume über der breiten Promenade, und bedeutungsvoll flüstern die rauschenden, vom Winde hin und her bewegten Blätter. Sonnen

Der Höheweg.

sie sich doch in der silbernen Jungfrau, welche jenseits der grünen Wiese über den Wäldern und schwellenden Bergen in ihrer eisigen Höhe thront, ein wahrhaft majestätischer Anblick, der jedem Bewunderung abzwingt.

Stolz, aber freilich in ganz anderem Sinne, ist auch die Reihe von Hotelpalästen, die sich, von zierlichen Schweizerhäusern umrahmt, jenseits des Weges erhebt, geschäftig, prunkvoll und so prosaisch, als wolle sie zeigen, wie weit der Mensch mit all seiner Kunst hinter der Natur zurückbleibt. Es ist der erste Rang in dem grossen Theater, zu dem die halbe Welt herbeiströmt und in welchem Tag für Tag dasselbe ewig neue und ewig schöne Stück aufgeführt wird: die Jungfrau.

Es ist Abend. Ein breiter Menschenstrom wogt auf und ab, um dem eisigen Berge, der im Glanze der untergehenden Sonne noch einmal all seine Pracht entfaltet, den letzten bewundernden Gruss zu entbieten, um zu sehen



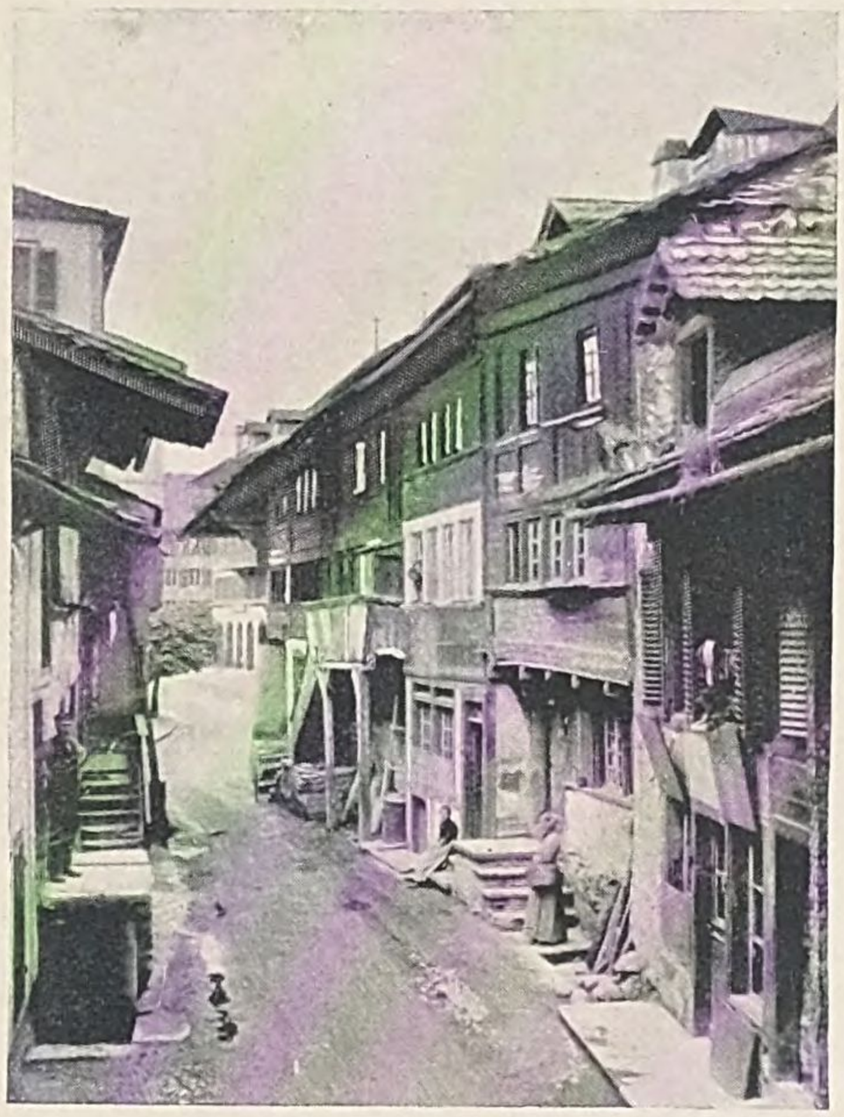
Der Kurgarten.

und — sich sehen zu lassen. Das Diner ist vorüber, es war vortrefflich, man ist in bester Laune, und die Gesichtchen der jungen Damen, die auf und ab promenieren, sind wunderhübsch. Ja, ja, die frische und doch so milde Luft des Oberlandes macht herrliche rote Wangen.

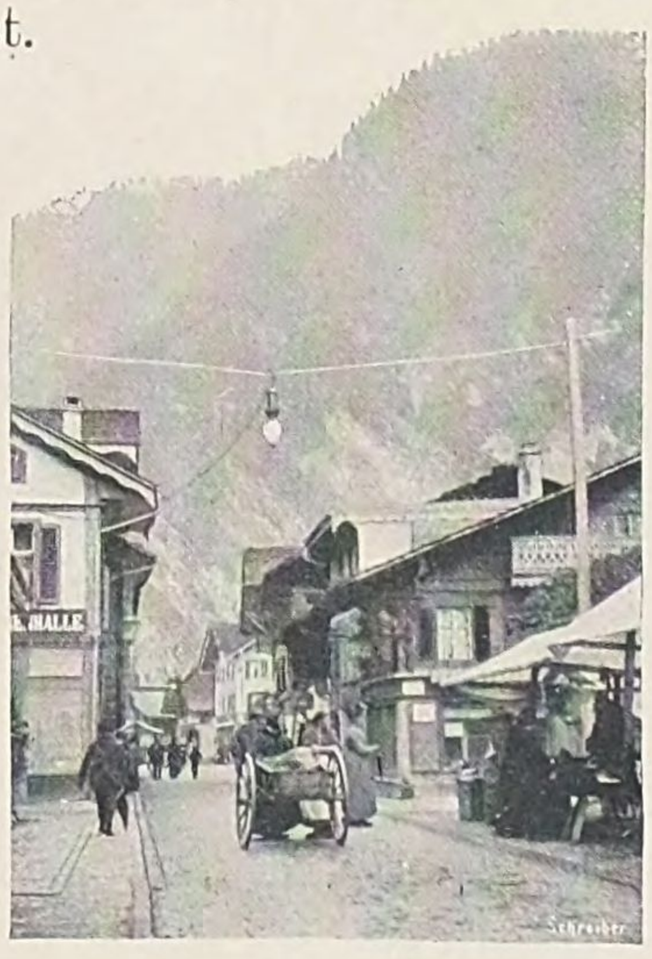
Dort drüben erklingen jetzt die Töne des Orchesters. — Folgen wir ihnen, denn die Natur hat für heute ausgespielt, sofern nicht der bleiche Mond noch den scheuen Liebespaaren leuchtet, die wir nicht stören wollen.

Der Kurgarten, welchen wir jetzt betreten, erstrahlt in hellem elektrischem Lichte. Blumenbeete, Palmen und Bosketts drängen sich in üppiger Fülle, die Fontänen glitzern und die bunt zusammengewürfelte Gesellschaft zeigt sich von ihrer pikantesten Seite. Auch die Musik ist vortrefflich. Sie hat sich Interlaken zum Vorbilde genommen: Beethoven und Strauss, Wagner und Offenbach leben einträchtig nebeneinander. Es ist eine Lust, hier zu promenieren.

Pause. — Wozu? Das Leben ist so kurz in Interlaken. Doch schon ertönt die elektrische Klingel. Sie ruft uns zu den „petits chevaux“ und dem vortrefflichen „Reisespiel“, um auch der armen Börse Gelegenheit zu geben, aus ihrem Schlupfwinkel hervorzukriechen. Sollen wir, oder sollen wir nicht? Vielleicht begnügen wir uns mit prosaischeren Genüssen und trinken ein Glas Münchner Bier, falls wir nicht Kaffee vorziehen, wie jener weithosige Franzose mit dem kühngeschwungenen Schlips, oder „tea“, wie die hochaufgeschossene Engländerin dort drüben. Oder sollen wir Politik treiben und die endlosen Zeitungen studieren? Wozu? Freihandel und Schutzzoll, Neuwahlen und Bimetallismus, das bleibt sich ja alles gleich in Interlaken. Trinken wir einfach Sekt, schon der hübschen Oberländerin zuliebe, welche ihn serviert.



Ausser dem Höheweg nebst allem, was zu ihm gehört, giebt es in Interlaken selbst nicht viel zu sehen. Es ist ein geschäftiger Ort, in welchem es ebenso lebhaft zugeht, wie dort auf der internationalen Promenade, nur weniger interessant. Man hat davon zu Hause schon mehr als genug. Die vielen Fremden wollen befriedigt sein; diesem Zweck ordnet sich alles unter, sogar die Kirche neben dem als Amtssitz, Gefängnis und Armenanstalt dienenden früheren Kloster. Sie ist international, wie Interlaken selbst, und beherbergt Katholiken und Protestanten, Anglikaner und Reformierte, russische Orthodoxe und schottische Dissidenten friedlich unter einem Dache. Es ist wirklich alles, was man verlangen kann. Das einzige, was etwa noch sehenswert wäre, sind ein paar alte Strassen und Häuser, insbesondere in dem benachbarten Unterseen, die einen malerischen Anstrich tragen, den man im übrigen besser aus der Ferne bewundert. Also hinaus in die freie Natur! Dort sieht es ganz anders aus, denn Interlaken hat seinen Weltruf nicht umsonst.



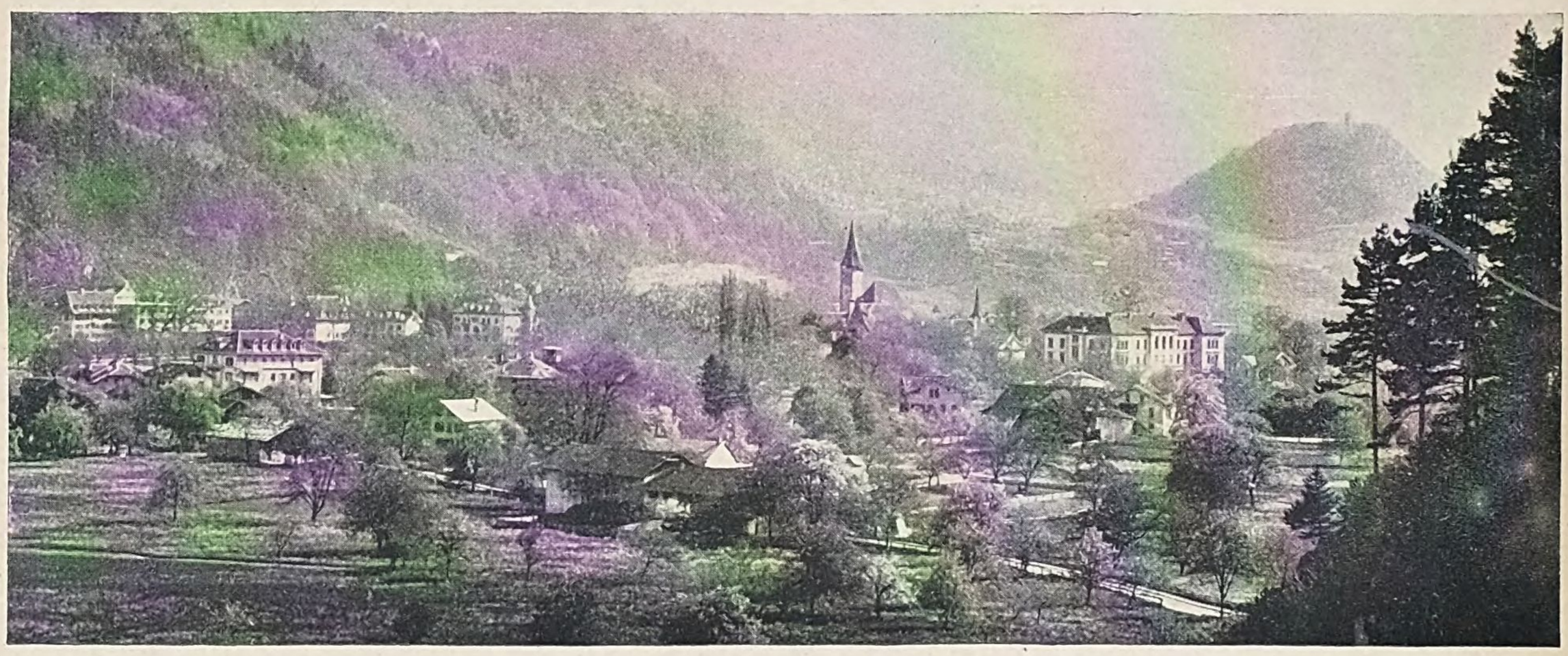
Der Thuner See von der Heimwehfluh.

Wohl am besten lässt sich der Charakter der Umgebung von der Heimwehfluh erkennen, zu welcher ein schattiger Weg bequem hinaufführt. Es ist ein herrliches Panorama dort oben auf dem Pavillon, ein Panorama, das die ganze reizvolle Vielseitigkeit und ruhige Grösse des Oberlandes entfaltet. Zu unseren Füssen wogt ein Meer von Baumkronen, herrliche, grüne Buchen. Dort blickt man weit über den blauen Thuner See hinweg, in dessen Fluten sich der ferne Niesen und das Stockhorn widerspiegeln. Hier in nächster Nähe haben wir den Höheweg mit seinen in der Sonne blinkenden Hotels vor uns, dahinter liegen die ernsten Gestade des Brienzer Sees, und dort aus dem Laubmeer erhebt sich die Jungfrau mit ihren Genossen, „die man zum hundertsten Male bewundert, wenn man sie zum hundertsten Male anblickt“.

Berge, Seen und Wälder, das ist die Signatur der Umgebungen Interlakens.

Wälder! Welch prächtige, einsame Spaziergänge lassen sich in den ausgedehnten Buchenwäldern machen, die sich von der Heimwehfluh hinauf zu dem Abendberge und in das Saxetenthal hineinziehen!

Halb Urwald, halb Park sind ferner die Wälder des kleinen Rügen, welche, dem Staate gehörig, lediglich zu Nutz und Frommen der Fremden erhalten werden. Während wir auf der Heimwehfluh den freien Blick nach allen Seiten hatten, so zeigt sich uns hier nur



Interlaken von der Heimwehfluh.

dann und wann ein Luginsland auf die Seen, die Berge, oder die Stadt zwischen den Zweigen der Bäume hindurch. Es ist immer nur ein kurzer Blick, aber er haftet, denn in dem Dome von Laub, in welchem wir uns befinden, sammeln sich die Gedanken.

Das vor uns liegende Bödeli trägt die Vororte Interlakens, Wilderswyl, Gsteig und Bönigen, Ortschaften, in welche sich die anspruchsloseren Fremden zurückziehen.

Wälder erheben sich ferner im Norden Interlakens, an den Hängen des Harder, welcher den vollständigsten Überblick über Interlaken und die Jungfrau gewährt, im Habkernthal und an den Ufern des Thuner Sees, bis hinauf nach Beatenberg. Hoch malerisch sind endlich die nördlichen Gestade des Brienzer Sees mit ihren Ruinen und malerischen Häusern bei Goldswyl, Ringgenberg und Schadburg. Leider berühren diese Gestade nicht Interlaken selbst, das immerhin etwas abseits von den Seen liegt. Die Lütschine hat in dieser Beziehung ihr Werk, das Bödeli anzuschwemmen, nur zu vollständig gethan.

Trinkhalle auf Klein-Rügen.

Kirche von Gsteig.

Ruine Unspunnen und Klein-Rügen.

Wenn somit die nächste Umgebung Interlakens schon Reize genug bietet, so liegt die Hauptbedeutung des Ortes doch noch mehr in seiner allgemeinen Lage, in seiner Lage als Centralpunkt des Oberlandes. In dieser Beziehung ist es einfach unübertroffen. Es giebt keinen andern Teil der Alpen, in welchem eine solch wechselreiche Fülle grossartiger landschaftlicher Schönheiten so nahe vereinigt ist, wie die Nordhänge des Berner Oberlandes.

Wie lernen wir diese Schönheiten am besten kennen? Der Bergsteiger ist in dieser Beziehung leicht etwas einseitig. Stolz auf seine erprobten Beine, verschmäht er jedes andere Bewegungsmittel, und dies ist hier gewiss verfehlt. Wer sich nicht wohl oder übel auf den Standpunkt des Touristen stellt, der jedes Kommunikationsmittel benützt, dem wird manches entgehen. Denn vielseitig, wie die Umgebungen Interlakens sind, wollen sie auch genossen sein: Eisenbahn, Dampfschiff, Wagen und Fahrrad müssen da zusammenwirken mit der Fusstour.

Die Eisenbahn! Welch verpöntes Wort für den Bergsteiger! Freilich es giebt kaum etwas Thörichteres, als zu glauben, dass das Oberland per Dampf abgemacht werden könne. Aber als Mittel zu dem Zweck, entlegenere

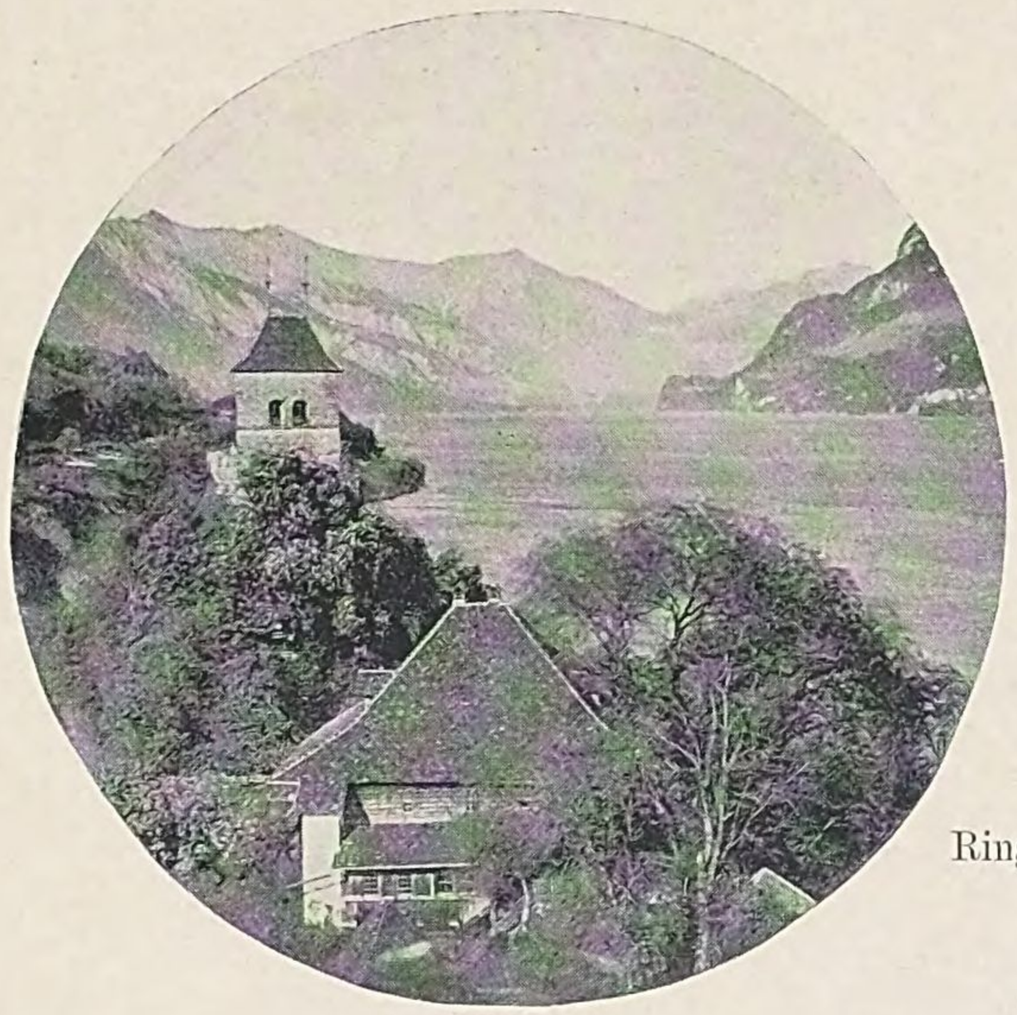
Punkte sehr viel rascher zu erreichen, ist die Eisenbahn gewiss nicht zu verachten, denn unbeschränkt in seiner Zeit ist überhaupt niemand. Sie bringt uns Mürren, Lauterbrunnen, die Wengern-Alp, Grindelwald und die Schynige Platte in die nächste Nähe und erschliesst uns dadurch eine unbegrenzte Menge prächtiger Ausflüge. Sie ermöglicht uns, die Gunst des Wetters erfolgreich auszunützen und seiner Ungunst zu entfliehen, hinunter nach Interlaken. Wer erst einige Tage im Nebel auf einsamem Bergwirtshaus zugebracht hat, der weiss das zu würdigen.

Und was giebt es Schöneres, als nach einigen anstrengenden Tagen in den Bergen im Dampfschiffe oder Boot behaglich über die grünen Fluten hinweg zu gleiten und nach den Bergen hinauf zu blicken!

Die beiden Seen zeigen wesentliche Verschiedenheiten.

Thun.

Weit und offen erscheint der Thuner See, insbesondere in seiner westlichen Hälfte, und es ist ein wunderbar reizvoller Blick, wenn wir das alte Thun mit seinem stattlichen Schlosse verlassen und hinausdampfen in den See. Alles atmet da ein frisches und fröhliches Leben. Von lieblichster Anmut sind die Ufer, welche zur Linken an uns vorbeiziehen. Weinberge und Wälder, schmucke Villen, stattliche Schlösser und altertümliche Ortschaften wechseln miteinander ab, und die milde Luft, welche wir atmen, versetzt uns in Gedanken beinahe nach dem Süden, läge nicht dort drüben über dem See die mächtige Alpenkette, die sich vom Stockhorn bis zu der schneebedeckten Blümlis-Alp und der fernen, hoch über den Wäldern thronenden Jungfrau erstreckt. Wir durchkreuzen den See, das Panorama verändert sich beständig, das malerische Schloss Spiez erscheint in seiner stillen Bucht mit dem Niesen und dem Blick nach dem Kanderthal, der Eingangspforte der Gemmi. Weiter. Allmählich verengt sich der Ausblick, die bewaldeten Vorberge treten näher heran, und die Gedanken eilen vorwärts nach dem Bödeli, wo die Jungfrau von neuem erstehen soll, diesmal in der Nähe.

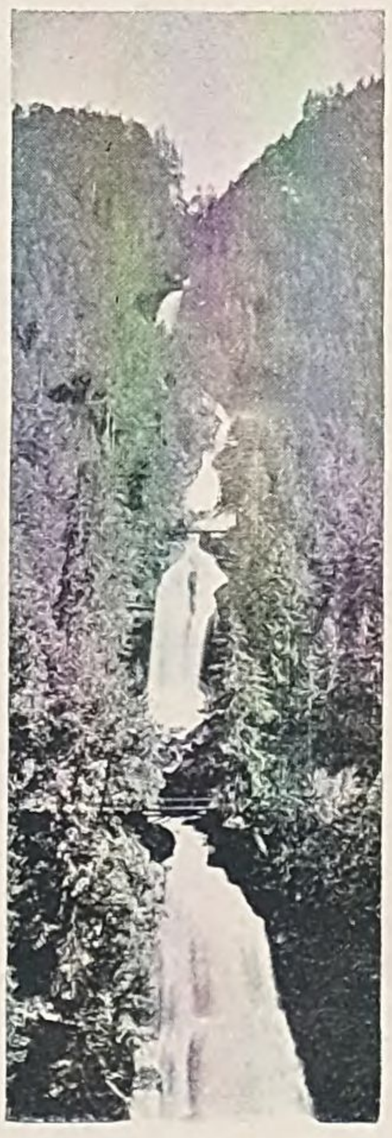


Ringgenberg
und der
Brienzer See.

Der Brienzer See ist enger als der Thuner See. Einem mächtigen Strome gleich zieht er sich zwischen den steil abfallenden, mauerähnlichen Gebirgswällen dahin, ernst und beinahe düster. Seine Ufer sind bekannt durch zahlreiche, verheerende Lawinenstürze, aber da und dort bei Bönigen und Ringgenberg, Iseltwald und Brienz zeigen sich auch liebliche Bilder. Dazu hat er seinen Giessbach und das Rothorn mit der umfassendsten Rundsicht auf das ganze Gebirge.

So viel über die Seen, deren Eigenart im übrigen erst von dem Bootfahrer recht erforscht werden kann.

Und nun das Fahrrad, das, noch ein Stiefkind, sich seine Stellung im Gebirge erst erkämpfen muss. Es findet in den Alpen kaum einen geeigneteren Platz als hier. Schon die Fahrt von Bern nach Thun bietet Reize genug, welche auf der Eisenbahn verloren gehen, und von Interlaken aus lassen sich entlang der Seen, nach Grindelwald und in das hintere Lauterbrunner Thal prächtige Ausflüge machen. Auch für die Rückreise von dem Brünig nach Luzern ist es gewiss jedem andern Bewegungsmittel vorzuziehen.



Der Giessbach.

Wenn wir somit kein Bewegungsmittel verschmähen, um unsere Zeit in dem Oberlande gründ-

lich auszunützen, so ist und bleibt doch im Anschluss daran die Fusstour gewiss das beste, um Land und Leute gründlich kennen zu lernen und den Körper in stimmungsvoller Frische zu erhalten. Und welche Fülle von Schönheiten gewähren uns da die um Interlaken gruppierten Vorberge und Thäler des Oberlandes! Im Osten die Gemmiroute, Morgenberg, Schwalmeren, Sulegg, Sausthal, Schilthorn und die Umgebungen Mürrens; im Süden das Lauterbrunner Thal, Wengern-Alp, kleine Scheideck, Lauberhorn, Tschuggen und Männlichen, Grindelwald mit seinen Almen, Wäldern und Gletschern, dazu die prächtigen Spaziergänge auf den Höhen der Schynigen Platte und des Faulhorns; im Westen grosse Scheideck, Schwarzhorn, das herrliche Rosenlauithal, die Reichenbachfälle, Meiringen mit seiner Aareschlucht und die Grinselroute. Das ist so ungefähr das Sehenswerteste. Man kann hier nicht allein einen ganzen Sommer in reichster Abwechslung zubringen, sondern es giebt auch Leute, die Jahr für Jahr wiederkehren und immer wieder etwas Neues finden.

Den Bergsteiger freilich zieht es bald wieder hinauf zu seinen Bergen über der Schneegrenze. Für ihn kann Interlaken doch immer nur eine Zwischenstation bedeuten, einen Ort der Abwechslung, der Erholung und der Vorbereitung für neue Thaten.

Die Schynige Platte.

Engelberg.

Max und Dolly hatten ihren Aufenthalt in Interlaken gründlich ausgenützt, und nur zu bald war ihre Zeit abgelaufen. Die Scheidestunde von dem Gebirge schlug.

Dolly war ordentlich traurig, als auf der Fahrt über den Brünig der Zug sich immer weiter entfernte.

„Aber einen Berg wenigstens sollten wir doch noch besteigen," meinte sie. Rasch entschlossen ging es also im Wagen hinauf nach Engelberg, und von dort über den Urirotstock nach dem Vierwaldstätter-See.

Es war eine recht nasse Tour.

In der Plankenalp-Hütte hatten sich mehrere Partien eingefunden und sie versuchten am andern Morgen bei dem mehr als zweifelhaften Wetter ihr Glück auf verschiedene Weise. Während Max und Dolly sich auf das Warten verlegten, brachen die andern schon in aller Frühe auf, um nach einigen Stunden bei strömendem Regen total durchnässt wieder zurück zu kommen. Dann, als die Aussichten sich einigermassen geklärt hatten, zogen auch unsere Freunde aus.

Sie konnten zunächst noch einmal ihr Berner Oberland in der Ferne bewundern. Beinahe geisterhaft erhoben sich die blendend weissen Wetterhörner aus den umgebenden Bergen in die Lüfte, wie Gestalten aus einer andern Welt. Auch auf dem Gipfel gab es einen grossartigen Wolkenausblick. Dann aber brach einer jener

Das Berner Oberland von der Rotstocklücke.

Gebirgsregen herein, gegen die es keinerlei Schutz giebt. Unaufhörlich goss es herab, so dass die beiden schliesslich in Isenthal Zuflucht suchen und den Abend in den Kleidern des Wirts und der Wirtin zubringen mussten, ein wunderhübsches Familienbild.

Ausblick vom Urirotstock.

Vierwaldstätter-See mit Urirotstock.

Auch am andern Tage bei der Fahrt über den Vierwaldstätter-See regnete es weiter und weiter. Zum Abschiednehmen just das rechte Wetter.

Die schöne Hochzeitsreise war endgiltig vorüber, das Alltagsleben begann.

Viel giebt es davon nicht zu erzählen. Werfen wir also zur Abwechslung auch einen Blick in die Vergangenheit, wie sich das Berner Oberland in den Augen unserer Vorfahren ausnahm.

Anno dazumal.

Bemerkungen für den Fußreisenden.

Der Fußreisende muß sich vorzüglich mit guten, sehr starken, mit Nägel beschlagenen Schuhen (ja nicht Stiefeln); Zwirnstrümpfen, an den Zehen und an der Verse mit Doppelsohlen; ledernen oder Zwillich-Kamaschen, ohne Riemen unter den Schuhen, sondern an diese angeknöpft, versehen.

Er muß sich mit keinem Ränzel, Mantelsack oder Tornister belasten, der ihm bald sehr beschwerlich fallen würde. Er hat hinlänglich an 1 oder 2 Hemden, 1 oder 2 Paar Strümpfen, einigen Tüchern, einem starken Taschenmesser, einem ledernen Becher, einem kleinen Kompas, einem Phosphor-Feuerzeuge, oder einem andern, Landkarten, Bleistiften und einer kleinen Brieftasche, die man in der Westentasche aufbewahren könne, u. s. w. Das Alles kann mit Leichtigkeit in den Rocktaschen beherbergt werden.

Unterwegs kann der Fußreisende aus seinem Ueberrocke eine lange Wurst rollen (das Innere nach außen gekehrt, und die Schöße nach beiden Extremitäten geschlagen). Er kann darin seine, mit einem Tuche so lang als möglich umwundene Wäsche einwickeln. Ist die Rolle fertig, so muß er sie alle sechs oder acht Zoll mit einer starken Schnur umbinden, endlich die beiden Enden ebenfalls zusammenbinden, oder mit einem starken Riemen zusammenziehen, und das Ganze sodann von der linken Schulter zur rechten Seite überhängen. Dies Verfahren ist außerordentlich nützlich. Es versteht sich von selbst, daß, wenn man auf den Bergen dem Luftzuge ausgesetzt ist, man seinen Rock schnell wieder anziehen müsse.

Der Fußreisende braucht einen Hut mit breitem Rande; einen grünen Doppelflor, um sich damit, beim Ueberwandern der Schneefelder oder Gletscher im Sonnenschein, das Gesicht zu bedecken; weiße Hosenträger von Ziegenhaar (ja nicht von Leder); weit hinaufreichende, starke Handschuhe von roher, grauer Leinwand oder Nankin; Hemden mit kleinen Perlemutterknöpfen auf

der Brust und am Halse, um nicht von der Sonne verbrannt zu werden; einen starken, ziemlich langen Stock, ohne Knoten, und mit einer Stahlspitze; einen Kragen oder kleinen Mantel von Wachstaffent, um sich gegen den Regen zu schützen; eine Korbflasche, mit Kirschwasser oder Himbeeressig angefüllt; ½ Pfund Zuker und Thee; Steck- und Nähnadeln; weißen und schwarzen Zwirn; etwas starken Bindfaden; einen Kamm; ein Rasiermesser; einen kleinen Spiegel in der Brieftasche; ein hörnernes Dintenfaß mit einem Stachel; zwei Enden Wachslicht, um die Grotten besuchen zu können; endlich ein paar Hundert Schuhnägel.

Wie man reisen muß.

Man muß immer sehr früh aufbrechen (um 4 Uhr), eine oder zwei Stunden später frühstücken, sodann bis 10 oder 11 Uhr marschiren, bis 2 oder 3 Uhr ruhen, und endlich langsam seinem Ziele zuschreiten, das man um 7 oder 8 Uhr spätestens erreichen muß.

Man muß nicht in zahlreicher Gesellschaft reisen, weil man in den Wirthshäusern oft nur 3 oder 4 Betten findet, und weil man außerdem übel bedient sein würde.

Beim Ansteigen, und besonders beim Abwärtsgehen, muß man nicht um sich blicken, sondern stehen bleiben, wenn man es thun will. Man fällt leicht, wenn man nicht beständig auf seinen Weg blickt.

Man muß sich nicht anlocken lassen einen nahescheinenden Gletscher, oder einen Wasserfall, oder einen Berg zu besuchen. Die Entfernung in den Alpen ist außerordentlich trügerisch, und man hat oft 2 oder 3 Stunden zu machen, um einen Gegenstand zu erreichen, der kaum 15 Minuten entfernt zu sein schien.

Will man einen Gletscher besuchen, muß man jedesmal einen Führer mitnehmen, und dieser muß mit einem Beil, Stricken und Eisspornen versehen sein.

Nach langem Gehen verspürt man oft Hitze unter den Fußsohlen. Daraus entstehen Blasen. Um die Hitze zu mildern, muß man von Zeit zu Zeit die Füße in einen Bach stellen.

Will man einen Berg übersteigen, muß man sich mit etwas Brot, Käse oder Fleisch versehen. Oft findet man, mehrere Stunden lang, weder Wirthshaus noch Sennhütte, und in diesen letztern manchmal wenig oder nichts. Der fette Käse ist höchst ungesund, vorzüglich wenn er gebraten ist.

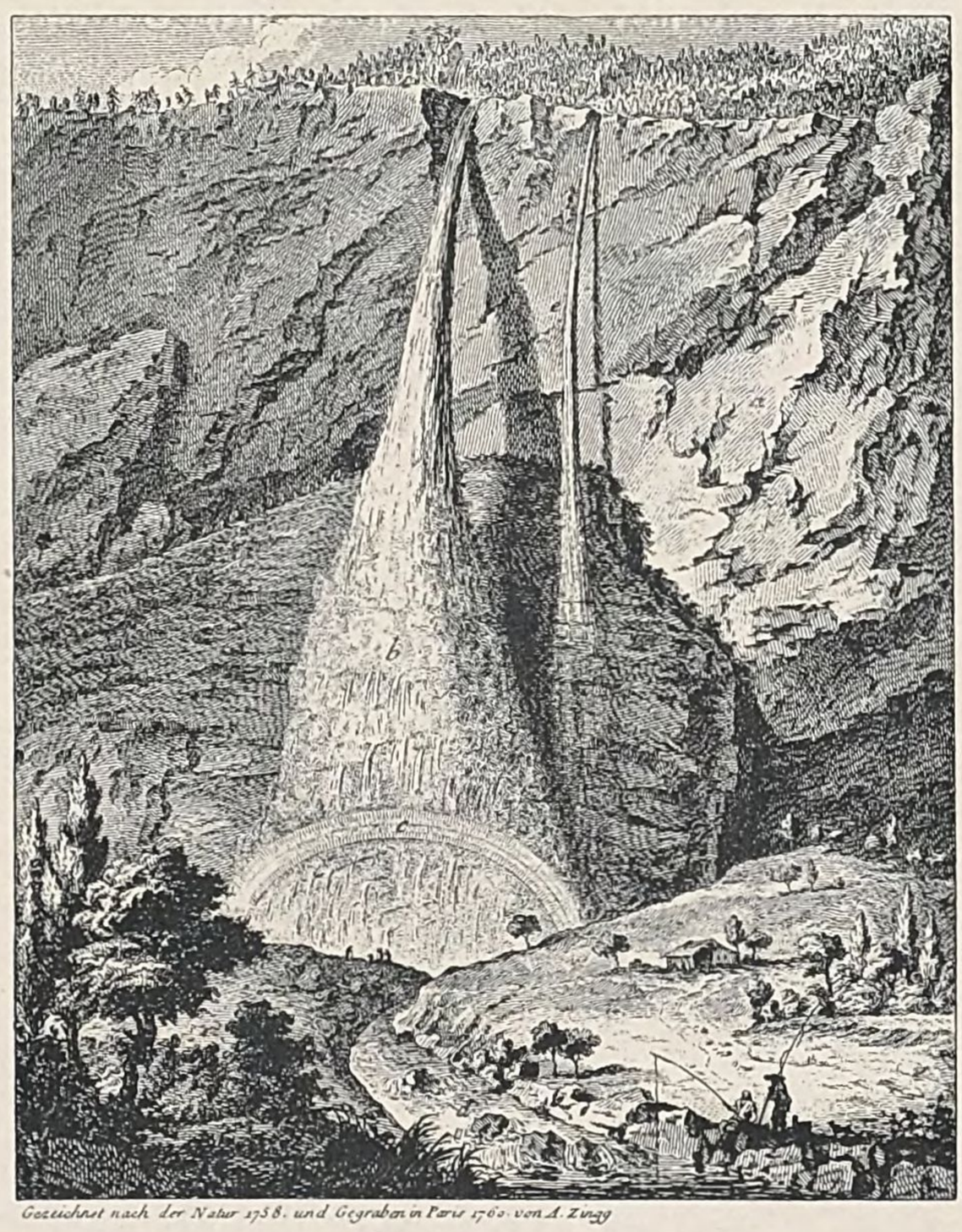
Es ist nothwendig sich mit einem vollkommen regelmäßigen Passe zu versehen. Man wird dadurch viele Mißverständnisse vermeiden.

Die tägliche Ausgabe eines Fußreisenden, kann, einen Tag in den andern gerechnet auf 4 Schweizer-Franken, oder 2 fl. 48 Kr. rheinisch angeschlagen werden.

Schloß Interlachen, Gast- und Badhaus mit einer Molkenkuranstalt. Angenehme Wohnungen (vorzüglich bei Hrn. Sailer), längs dem Höhewege, zu Aarmühle und zu Unterseen, wo viele Fremde einen Theil des Sommers zubringen und die Molkenkur gebrauchen. Ein sehr reizendes Stelldichein. Prächtige Nußbäume, herrliche Schattengänge, sehr angenehme Spaziergänge.

Lauterbrunnen, pr. Pfarrdorf, Gutes Whs. Steinbock. Die Einwohner sind arm, weil die Alpen ihnen nicht gehören. Aber sie sind ziemlich gebildet.

Die größte Merkwürdigkeit des Lauterbrunnenthals ist der Staubbachfall, der vom Pletschbach gebildet wird. Er ist 10 Minuten südlich vom Whs. und stürzt 900 F. hoch vom Staubbachbalm herab. Die beste Zeit ihn zu besuchen, ist von 8 bis halb 1 Uhr, wo er von der Sonne erleuchtet ist und mehrere Iris bildet. Man muß einen Regenschirm mitnehmen, um nicht durchnäßt zu werden. Eine Iris oder eine Art Heiligenschein verbreitet sich auch über die Personen, die von der Feuchtigkeit getroffen werden.



Gezeichnet nach der Natur 1758. und Gegraben in Paris 1760. von A. Zingg

Der Staubbach im Lauterbrunen
im. Cant. Bern.

Der große Wengberg und der hinter demselben liegende Geisberg des Eigers stossen beyde an die berufne Jungfrau, die aus mehreren Theilen zusammen gesetzt ist, und in die hintere und vordere abgetheilt wird. Der vordere ist ein ziemlich steil abgebrochener gegen das Thal stehender Fels, der im Sommer seinen Schnee meistens völlig verliert. Er ist daher auch fast unersteiglich, ausser für die allerfrechsten Jäger. Hinter diesem Berge gegen Grindelwald zu steht ein noch höherer, der mit dem vorigen zusammengewachsen ist. Dieser wird die Rothefluh genennt. Oben auf dem-

selben ragt ein hohes mit ewigem hohem Schnee bedecktes rundes Horn empor, welches die hintere Jungfrau, auch der Rotheberg, insgemein aber das Jungfrauhorn, und zwar daher also genennt wird, weil seine hohe First noch von keinem Menschen jemals bestiegen worden ist.

Zwischen der vordern und hintern Jungfrau liegen gräßliche Schlünde, die eine der allerfürchterlichsten Wüsteneyen, in einem Gemenge von Schnee, Eis und Steinen vor Augen legen.

Neben diesem hohen Berge öffnet sich das sogenannte Rothethal, welches eine der allerwildesten und fürchterlichsten Gegenden unsers Erdtheils ist, da heut zu Tage weder Menschen noch Vieh hinkommen, noch hinkommen können; da steile und fürchterliche Felsbänke, ungeheure Gletscher und Eisschründe, hoch und tief über einander ragen; da ein unerträglicher Frost, und in den Tiefen eine scheußliche Finsterniß herrschet; da die von den Felsen hinunter triefenden Wasser ein fürchterliches Gemurmel verursachen; welches mit dem Geheul unzehlicher großer Raubvögel vermischt, und verstärkt, Schrecken und Grauen einflößet.

Die Einbewohner haben von diesem Thale den gleichen Aberglauben, den man ehmals von dem Berge Hekla in Island, und von dem Munde des Fegfeuers des Heil. Patritii in Irland gehabt hat: Man sehe nehmlich daselbst von Zeit zu Zeit Gespenster, und höre bald die Trommel schlagen, bald die unseligen Geister auf eine entsetzliche Weise heulen. Ich hatte aber keine Lust in das Fegfeuer zu gehn, und hatte also den Vorwitz nicht, den ungeheuren Höllenweg unter die Füße zu nehmen, der bis dahin führet; blos um zu sehen, ob dieser Aberglaube einigen Grund habe?

Grindelwald, große Gemeinde von 2300 Seelen, bei der Kirche (wo auch die besten Wirthshäuser sind) Gydisdorf genannt. Nordöstlich die Hasli-Scheideck, südwestlich die Wengernalp, mit Laubhörner, Schucken, Männlichen u. s. w. Diese letztern werden oft vom Blitsstrahl getroffen und theilweis zersplittert. Die Umgebung ist viel majestätischer und imposanter, als die des Chanounythals. Heftige Stöße des Föhns oder Südwinds. Wilde Katzen in den Wäldern am innern Eiger. Vortrefflicher Honig aber wenig Bienenzucht. Viele Forellen in den Lütschinen. Tiefe Schluchten und Höhlen am Dürrenberg, Gnadenlöcher genannt, Höhlen mit Mondmilch, Stein- oder Gemsalz an verschiedenen Orten.

Der westliche Grenzstock des Grindelwaldgletschers ist der Eiger oder Heiger: Ein aus vielen und mächtigen Firsten bestehender Berg, der bis an das Jungfrauhorn im Lauterbrunnen reicht. Der erste Stock, an

welchem der Gletscher liegt, wird eigentlich Eigersbreithorn genennt; weil er ein breites, oben in viele Zacken ausgekärbtes Horn ausmacht. An der Südostseite dieses Berges sieht man ein Loch durch den Felsen, durch welches man um Mittagszeit die Sonne von dem Dorfe weg wie durch eine Röhre sehen kann. Der Schein ist sehr hell, wie ein Feuer in einem Backofen und dauert ungefähr 3 Minuten. Dieses Loch wird das Martisloch genennt. Den Rand eines Felsens aber, der zu einem Wege gedient haben soll, dieses

Gezeichnet nach der Natur von F. Meyer — Gegraben von A. Lingg

Aussicht der Eisgebirge und Gletscher im Grindelwald
im Cant. Bern.

Loch durch den Felse zu machen, wird wegen einer lächerlichen Ueberlieferung, welche die Anwohner erzehlen, Martistruck genennt. Es ist eine Höhlung, wie wenn ein Mensch von mehr als kollosaler Größe sich gegen den Felsen gelehnt, und seine Spur hinterlassen hätte.

Der Zwischenraum der Berge zwischen denen der untere Grindelwaldgletscher ausläuft, ist sehr enge. Nach ein paar hundert Schritten aber öffnet er sich nach und nach auf beyden Seiten und macht einen Dreyeck, der mit seinem breiten Rucken sich an das Viescherhorn lehnt. Unten an seinem Fusse stossen zwei von beyden Seiten herkommende Eisthäler zusammen. Das östliche kömmt von dem großen, oder obern Gletscher. Das westliche aber kömmt hinter den sämmtlichen Eigerbergen und dem Kahliberg hindurch von dem Jungfrauhorn her. Da wo sie zusammenstossen befindt sich eine weite Ebene, auf welche von den obern Eisbergen beständig viel Schnee und Eis hinunter fällt. Unten an dieser Ebene ist ein Platz,

der bey hundert Schritten in der Länge hat, von allem Schnee beständig entblößt ist, und den rohen und trocknen Felsen sehen läßt. Die Anwohner nennen daher diesen Platz die heisse Blatten, oder das schwarze Brätt.

Auf der gedachten Ebene sieht man Stämme von Lerchbäumen aus dem Eise hervorragen, die annoch ganz frisch aussehen, und dennoch schon sehr lange daselbst stehen; denn man weiß, daß diese Gegend mindestens seit 60. Jahren mit Schnee bedeckt ist. Diese Bäume beweisen hiemit ohne Widerspruch, daß dieser Ort ehmals fruchtbar gewesen ist. Ja man weiß, daß dieses Bergthal ehmals ein offner und großer Paß gewesen, dessen sich die Grindelwalder nach dem Viescherbad in Wallis, die Walliser aber zu einer Wallfahrt nach der heiligen Petronella im Grindelwald, bedient haben.

Wenn man nicht unter die furchtsamsten zu zehlen ist, so steigt man an dem Rande des Mettenbergs durch einen sehr schmalen Fußweg bis auf die Mitte dieser Gletschertafel hinauf, und kömmt auf eine Ebne, wo die Eishügel minder hoch sind; auf denen man also gemächlich gehen kan. Doch ist dieser Spaziergang wegen den Schlünden und Spälten, die sich oft in der Gletschertafel befinden, allezeit gefährlich. Diese Spälte sind oft mit Schnee bedeckt, daß man sie nicht gewahren kan; oder können auch unter den Füßen entstehen: so daß man Gefahr lauft, einen schnellen und grausamen Tod zu finden. Ein einziger Hirtenknab soll es gewagt haben, zwischen dem Gletscherberg und Zesenberg hinauf, und weiter zu gehen. Die Nachricht lautet; er seye mit tausendfältiger Lebensgefahr durch beständige grausame Eisthäler nach dem Hasliland gekommen.

Den Paß in das Wallisland aber haben, seit dem diese Bergluft vergletschet ist, drey einzige Waghälse aus Noth unternommen. Nach vieler Mühseeligkeit und Gefahr langten sie halb tod in dem Grindelwald an, und wurden von den Einwohnern der Obrigkeit als ein Wunder vorgestellt.

Die Luft ist auf diesen Höhen der Eisberge ungemein frisch und dünn, und folglich die Athmung ungemein mühsam. Die in unseren Lungengefäßen eingeschlossene Luft kan derselben das Gleichgewicht nicht halten, und wird allzustark zusammen gedrückt. Man erfreut sich also vergeblich, daselbst à la glace zu trinken, weil man weder Lust noch Trieb darzu empfindet.

Die oberste Spitze des Scheidecks gleicht einem Rückgrath, und läuft nordostwerts in die Länge. Sie wird der Eselsrucke genannt, weil sie in der That dem mageren Rucke dieses Thiers gleich sieht.

Ich hörte da einsmals ein grausames Krachen und Knallen in der Luft; wie das Brühlen des heftigsten Donners. Ich war um so viel mehr in der Verwunderung; als dieses an einem der schönsten Sommertage geschahe, da nicht ein Wölklin an dem Himmel zu sehen ware. Ich hielte es auch, da dieses einige Augenblicke fortdauerte, und die Berge dieses Knallen mit vervielfältigtem Wiederhalle zurückschickten, in der That für das wiederholte Krachen eines heftigen Donners. Indem ich erstaunt herum sahe, erblickte ich endlich auf dem höchsten Gipfel des Wetterhorns Läste von Schnee sich losreißen, und über die steile Wand in einem Guß, wie ein eilfertiger Strom, bis an den Fuß des Berges niederfallen, und in den feinsten Staub mit solcher Gewalt zerstieben, daß sowohl der Staub, als die einmalige Erschütterung der Luft, mir und meinen Gefährten, da wir uns doch bey einer Viertelstunde seitwerts von dem Fuße des Berges entfernt befanden, sehr empfindlich ware. Ich hatte Tags vorher den Staubbach im Lauterbrunnen gesehen, und, wenn die Sache den geringsten Anschein der Wahrscheinlichkeit gehabt hätte, so würde ich in der ersten Verstaunung vermeint haben, dieser prächtige Auftritt der Natur wäre nichts anders, als ein den Staubbach unzehlich weit übertreffender, einsmals von oben sich herunter stürzender Strom. Unsre Geleitsmänner sagten, daß dergleichen Staublauinen, (so nennen sie diesen fürchterlichen Auftritt der Natur) im Sommer öfters fallen, und versicherten uns, daß, wenn wir uns ein paar hundert Schritte näher, oder gerade gegen dem Fall hinüber befunden hätten, die Gewalt der erschütterten Luft uns beynahe würde zu Boden geschlagen, oder wohl gar ersteckt haben, wenn wir uns nicht geschwinde würden umgewendt haben.

Dieses ware in der That einer der fürchterlichsten, aber zugleich einer der schönsten Auftritten, die ich die Natur je machen gesehen. Es ist aber nicht möglich, daß man sich das Schöne davon vorstellen könne, ohne es gesehen zu haben.

Der Reichenbach wird also genennt, weil er Gold führt, oder vielmehr, weil man solches in demselben vermuthet hat.

Vor ein paar Jahren geschahe es, daß Jäger von den höchsten Spitzen der Berge hinunter in dem Bethe dieses Baches etwas hell wie ein Demant funkelndes erblickten. Sie vermeinten, es würde unfehlbar ein Karfunkel seyn. In dieser Hofnung liessen sie einen von ihnen mit der äußersten Lebensgefahr an langen Seilen, die sie zu dem Ende aus der ganzen Landschaft zusammengetragen hatten, bey tausend Klafter hinunter.

Er kame aber nach dieser Gefahr zwar glücklich, aber ohne Karfunkel, wieder hinauf.

Ich komme nun zu dem Grimselberge. Wenn man durch das Haslithal nach demselben reist, muß man von dem Dorfe im Grund, allzeit zwischen hohen Bergen aufsteigend fortgehen, durch ein so enges Thal, daß die Aare kaum Raum genug hat, durchzulaufen. Sie schäumt über wilde Felsen hinunter, und stößt die Steine so rauch an einander, daß daraus ein Dampf entsteht, wie von brennendem Kalke. Nahe bei Handek zeigt sich ein prächtiger Wasserfall.

Außer dem Spital findt man sonst von Guthannen bis Obergestilen in Wallis kein einziges Haus. Es wird daher von der Landschaft Hasli ein Spitalmeister dahin gesetzt, der in der ganzen Eidgnoßschaft jährlich Steur sammelt, und einige Stücke Weyden daselbst zu nutzen hat; hingegen aber alle durchreisenden Armen vergebens beherbergen, und besorgen, und die Straße inehrenhalten muß. Bey einbrechender Nacht muß er öfters einige Stücke Wegs von dem Hause schreyen, und so ihme Jemand antwortet, entgegen gehen.

Wir wollen uns nunmehr nach dem großen westlichen Arme der Eisgebirge wenden, und uns daselbst in seltsamen, fürchterlichen, und bis hiehin fast gänzlich unbekannten Gegenden umsehen, wo selbst ein Grönländer sich bey Hause glauben würde.

Gegen die südliche Wallis Seite läuft ein Thal von Osten nach Westen, bey vier Stunden weit. Diese Berggegend, die von zwoen nahe aneinander stehenden Reyhen von Bergen, die fast mit ihren obersten Gipfeln zusammen stossen, zu einem Thale gemacht wird, liegt sehr hoch, und ist beynahe das höchste Eisthal in den Helvetischen Landen: es ist aber sehr enge, und sein ganzer Raum mit einem ungeheuren Klumpe von Eis in einem Stücke angefüllt. Dieses Eisthal sieht ganz weiß aus, wie ein purer Schnee: ohne Zweifel weil die Sonnenstrahlen daselbst nicht genug wirksamme Kraft haben, den Schnee zu schmelzen. Besondere Nachrichten von diesem Thale aber hat mir Niemand geben können; weil auch die frechsten Jaeger und Kristallgräber sich nicht dahin wagen. Dieses Thal wird der Oberaargletscher genennt.

An der nördlichen Seite dieses Eisthales liegt ein zweytes, der Finsteraargletscher genennt. In diesem liegt ebenfalls ein 6 Stunden langer Eisklumpe auf dem Grunde, wie in einem Kasten verschlossen. Ungeacht es selten geschieht, daß Jemand einen Fuß in dieses Thal setzt, weil das-

selbe, wie das erstere, den meisten Anwohnern selbst unbekannt ist: so haben wir dennoch von demselben so viel Nachricht, daß der in seiner Tiefe liegende Eisklumpe mehr dem Eise gleich kömmt, als der obere, und daß derselbe in seiner Oberfläche rauch, uneben, hin und wieder mit aufgeworfenen Eishügeln versehen ist. Die Felswände zu beyden Seiten stehen ganz nackend.

Gezeichnet nach der Natur von F. Meyer. Gegraben von A. Zingg.

Der Rhone Gletscher.
in der Landschaft Wallis.

An der Nordseite dieses Finsteraargletschers, nechst demselben hin, ziehet sich ebenfalls von Osten nach Westen ein drittes eben so langes Eisthal, der Lauteraargletscher genennt. Dieses Thal ist mit einem unzehlige Klafter tiefen Eise in einem Klumpen angefüllt, der an vielen Orten mit ungeheur tiefen Schlünden und Spälten versehen ist; in deren Tiefe man die Aare fürchterlich rauschen hört. Briefliche Urkunde erweisen, daß dieses Eisthal ehmalen fruchtbar gewesen, und Blümlisalp genennt worden ist.

Ein Spaziergang durch dieses Thal ist zwar, wegen den oft mit Schnee und Steinen bedeckten Spälten, die man folglich weder vorsehen, noch ausweichen kan, gefährlich, aber in seiner Art sehr seltsam und er-

getzlich: indem man allezeit auf einem rauhen Eisgrunde, wie in einem tiefen und finstern Kasten fortgeht, und fast keinen Himmel vor sich sieht, ohne gerade ob sich zu sehen: das Rauschen der Wasser, sowohl unter den Füßen, als von den Wänden der Felsen hinunter, welches durch den Widerhall vervielfältigt wird, ist in seiner Art so schön als fürchterlich. Nirgends wird das Aug in Absicht auf die Entfernung mehr betrogen, als in diesem Thale: indem man schon von Anfang alle Viertelstunde vermeint das Ende des Thals zu erreichen, welches aber nicht eher, als nach einer Reise von ungefehr 7 Stunden geschieht.

Von dem Grimsel Spital bis zu oberst auf den Grimsel hat man noch zwo Stunden Weges; man muß aber an verschiedenen Orten in der Mitte des Sommers über tiefen Schnee, und durch grausamme Wüsteneyen, sehr enge und krumm, zwischen fürchterlichen Felsen hindurch gehen. Man sieht an verschiedenen Orten an dem Wege Stangen aufgesteckt, zum Dienste der Reisenden im Nebel und Schnee.

Unten an dem Berge befindt sich der steile Rucke des Felsens mit dem sehr steilen und hangenden Gletscher von hoch aufgethürmten Eisschollen auf das prächtigste wie mit Tapeten bekleidet. Dieser Gletscher wird der Furke- oder Rhonegletscher genennt. Unten aber liegt eine ungeheure Eismasse, wie ein Brot gestaltet, rund und glatt, die etlich hundert Schuh in der Höhe hat, und in ihrem ganzen Klumpe aus purem Eise zusammengesetzt ist.

Die Eisgebirge des Schweizerlandes von Gruner. Bern 1760.

Taschenbuch für Reisende im Berner Oberlande. Aarau 1829.

Ankunft auf dem Gipfel des Schreckhorns.

Nach einer Photographie gezeichnet von J. Rummelspacher.

Die Besteigung des Schreckhorns.

4080 Meter.

Was zieht uns immer wieder hinauf in die Berge? Ist es nicht auch zum guten Teil das Geheimnisvolle, das sie umgiebt — mögen wir nun an dasselbe glauben oder nicht? Stolz und ablehnend schliesst sich die starre Welt dort oben von uns ab, sie scheint nicht für den Menschen geschaffen zu sein und ist ihm nirgends dienstbar. Mühsale und Gefahren erwarten ihn, aber sie schrecken ihn nicht. Er ist entschlossen, den Schleier zu lüften, er will sehen, wissen und verstehen. Und wenn er sieht, wenn er versteht, so zerstört er das, was ihn angezogen: das Geheimnisvolle, den Nimbus. So sind manche Berge Alltags- und Allerweltsberge geworden, sie haben alle Schauer der Romantik verloren und sind kein Haar besser, als ihre mittelmässigen Genossen draussen in dem offenen Lande, „beliebte Aussichtspunkte“, sonst lediglich nichts. Ist das nicht schade?

Doch es giebt auch andere, die sich niemals beugen, so oft sie bestiegen werden mögen, die dem Streben des Eindringlings, das Erhabene in den Staub zu ziehen, für immer erfolgreichen Widerstand entgegensetzen.

Wenn irgend einer, so gehört das Schreckhorn zu diesen bevorzugten Bergen. Man hat es das „Matterhorn des Berner Oberlandes“ genannt, und nicht mit Unrecht. Es ist derselbe düstere, drohende Felskoloss. Wie jenes im Wallis, so hat es den Angriffen der Bergsteiger hier am hartnäckigsten Widerstand geleistet und wurde lange für unbesteigbar gehalten. Dort wie hier hatte sich der Aberglaube der Berge bemächtigt. Während man auf dem Matterhorn eine versunkene Stadt zu sehen wähnte, leuchten auf dem Schreckhorn die beiden „Täubchen“ in das Land hinaus, im Volksmunde einst als „verdammte Seelen“ bezeichnet.

Als dann der Berg schliesslich bezwungen war, so zeigte sich bald, „dass er seinen Namen in Wirklichkeit verdiene“.

Die Eingangspforte zu ihm ist eine weite Schneerinne, welche von gefährlichem Steinfall bedroht ist. Hier wurden im Jahre 1886 der Stuttgarter Munz und sein Führer Gottlieb Meyer von einer Lawine getötet. Die weiterhin folgende, mächtige Wand hinauf zu dem Gebirgskamme ist ebenfalls steingefährlich, lang und schwer ersteigbar. Ein bestimmter Weg kann hier überhaupt nicht eingehalten werden. Je nach den Verhältnissen, ob Fels oder Schnee vorherrscht, gilt es vielmehr, stets wieder eine neue Route zu suchen. Dann geht es eine böse Eiswand, an welcher der Engländer Elliot abstürzte, neben dem steilen Felsgrat hinauf, eine aufregende Kletterei folgt, und wenn erst der Grat bezwungen ist, so führt ein ausserordentlich zerklüfteter Eiskamm zu dem eigentlichen Gipfel hinüber, dessen Überschreitung immer fraglich ist. Oft schon ist es vorgekommen, dass gute Steiger hier erfolglos den Rückzug antreten mussten. Wem es aber gelingt, hinüber zu kommen, den erwartet ein Ausblick, wie ihm auch im Berner Oberland kein anderer gleichkommt, nicht an harmonischer Schönheit, sondern an ursprünglicher, grandioser Wildheit. Eine Schreckhornbesteigung bleibt deshalb immer eine That, die einen bleibenden Eindruck macht und einen Merkstein in dem Leben des Bergsteigers bildet.

Der erste Versuch, den Berg zu besteigen, wurde von Escher von der Linth, Girard und Desor, den Gefährten Agassiz', im Jahre 1842 gemacht. Er führte aber irrtümlicherweise auf das benachbarte Lauteraarhorn, von dem aus ein weiteres Vordringen nicht möglich war. Ebenso misslang 1857 ein Versuch des Engländers Anderson, welcher nur den Gipfel des dem Berge vorgelagerten kleinen Schreckhorns erreichte. Es war Leslie Stephen vorbehalten, den Berg im Jahre 1861 zu besiegen. Drei Jahre später gelang die zweite Besteigung Edmund von Fellenberg, Aeby und Gerwer. Im Laufe der Zeit suchte man dann auch nach andern als der gebräuchlichen Route. Während diese von Westen nach dem Gebirgskamme hinaufführt, gelang es im Jahre 1873 den Gebrüdern Pendlebury, denselben auch von Osten her zu erreichen, und 1883 bezwangen Anderson und Baker den ausserordentlich schwierigen, dem üblichen Wege entgegengesetzten Nordwestgrat. 1885 stiegen Lammer und Lorria führerlos über diesen Grat ab.

Von Interesse für uns ist die erste Besteigung des Berges durch eine Dame, Fräulein Brunner, welche eine poetisch angehauchte Schilderung von ihren Erlebnissen gegeben hat.*) Am 25. September 1869 um $^1|_2$4 Uhr nachmittags hatte sie in Gesellschaft ihres Bruders, sowie der Führer Michel, dessen Sohn und Gertsch den Gipfel erreicht. „Wie eine Königin", so schreibt sie, „kam ich mir vor auf meinem erhabenen Throne mit einem kostbaren Reiche zu Füssen." Nur zu bald musste wieder aufgebrochen werden, und der grimme Berg verlangte trotzdem sein Opfer in Gestalt eines unfreiwilligen Nachtlagers.

Schon bei einbrechender Dämmerung hatte sich ein Wind erhoben, der rasch an Heftigkeit zunahm, so dass man Gefahr lief, von ihm in die Tiefe geschleudert zu werden. Das Suchen nach einem geeigneten Platz machte sich deshalb auf den schlüpfrigen Platten recht schwierig, ja man musste sogar wieder ein Stück bergauf gehen.

„Wir waren herzlich froh," so fährt die kühne Dame fort, „endlich ein Ruheplätzchen gefunden zu haben. Es mochte kaum ein paar Fuss in der Breite messen und bestand aus hartem Firn. Um

---

*) Jahrbuch des Schweizer Alpenklubs, Band 6.

den Rücken gegen die schneidende Kälte zu schützen, waren die Führer bemüht, Vertiefungen in die gefrorene Wächte hinter uns einzuhauen, Nischen, welchen sich der Körper anpassen konnte. Unser Gepäck war beim Aufstiege zurückgelassen worden, und der leere Magen musste mit blossen Hoffnungen zum Schweigen gebracht werden. Sorgsam band mir mein Bruder sein seidenes Taschentuch zweimal um den Hals und zwang mir den letzten Schluck Cognac aus seiner Flasche auf. Dann begaben wir uns zur Ruhe, zur Ruhe inmitten der tobenden, entfesselten Elemente. Von allen Seiten stürmte es auf uns herein, als sollten wir müden Wanderer rein weggefegt werden.

„Was mich den Leiden dieser nächtlichen Stunden am besten zu entrücken vermochte, das war der Aufblick zu dem sternbesäten Himmelszelt, welches sich in unvergleichlicher Klarheit über uns ausbreitete. In nie geahnter Pracht und Grösse lag eine Welt mit Welten vor mir aufgethan. Um wie vieles fühlte ich mich jenen fernen Sphären näher! Hatte doch mein Fuss die ersten Stufen der Himmelsleiter bereits erstiegen, und an den höheren Sprossen schwang sich mein Geist in Anbetung empor. Unzählige Lichtgarben durchkreuzten in allen Farben des Regenbogens den dunkeln Grund, und noch immer schweben mir die tausend und abermal tausend mit Strahlenglorie umflossenen Gestirne vor.

„Aber unheimliche, gedehnte Laute schreckten mich aus dem Verkehr mit den höheren Welten auf. Uh, uh, uh, uh! drang es aus tiefer Schlucht ganz schauerlich zu meinem Ohr. War es ein Chor von Nachteulen, uns hilflosen Menschenkindern das nahe Unheil verkündend? Nein; bald änderte sich der Ton, und ich vernahm wie Geheul eines hungernden Wolfes. Dann durchflog es die Lüfte in schrillem Pfiff, und darauf folgte Gewinsel und ersterbendes Gestöhn. Vielleicht ein armes, gejagtes Tier, das der wilde Jäger auf seinem nächtlichen Ritt verfolgt und getroffen, und das nun kläglich verenden muss? Zuletzt glaubte ich gar noch, das Seufzen und Jammern rühre von einer abgeschiedenen Seele her, welche auf einsamer Felsklippe für begangene Missethat zu büssen hat.

„Sehr unangenehm war mir der Umstand, dass ich am Seile festgebunden war. Vater Michel hatte sich auf das andere Ende des-

selben gelegt, und ich mochte daran zerren wie ich wollte, der Alte that keinen Wank. Ich ergab mich in mein Schicksal und liess nun mit übereinander geschlagenen Armen Stunde um Stunde an mir vorüberziehen. Es wurde Mitternacht, ja, zu meinem Verwundern — endlich, endlich wurde es auch Morgen!

„Wahrlich es kostete nicht geringe Mühe, bis wir uns vom Fleck bewegen und auf die Füsse stehen konnten. Nicht allein die Glieder, selbst der Fluss der Rede war erstarrt, und ich glaube nicht, dass wir uns gegenseitig nur einen guten Morgen gewünscht. Am besten hätte wohl ein Schluck Rebensaft den matten Lebensgeistern wieder aufhelfen können. Aber, o weh! Kein Tropfen Wein — ein schwerer Eisklumpen kollerte in unserem Gefässe.

„Erst jetzt wurde mir klar, wo und in welcher Höhe wir uns befanden, nämlich auf einer etwas breiteren Stelle des Schreckhorngrates. Keine fünfzig Schritt über unserem Standpunkte erblickte ich, einer Anwandlung von Schreck mich kaum erwehrend, die schwindlige Schneide, wo der unglückliche Engländer fallen musste, um über glatte Gehänge dem Verderben pfeilschnell in den Rachen zu eilen. Armer Elliot!

„Wir hatten unser Nachtlager in einer Höhe von etwa 12 300 Fuss über dem Meere aufgeschlagen gehabt.“

Das Schreckhorn von Norden.

Die äussere Erscheinung des Schreckhorns macht sich am grossartigsten aus der Gegend der Berglihütte, von wo wir den Berg schon als einen mächtigen, kompakten Felskoloss inmitten treibender Wolken bewundert haben. Auf der Ostseite dagegen herrscht das Eis vor, jene ausgedehnte, steile Wand, über welche Elliot herabstürzte. Im Norden, etwa von den Hängen des Faulhorns aus, zeigt sich der Berg als eine ziemlich gleichmässig geformte Pyramide, die sich aus dem hochgelegenen Kamm halb in Stein, halb in Eis gepanzert erhebt.

Es waren zwei lange Winter, welche vergehen mussten, ehe Max und Dolly wieder eine gemeinschaftliche Tour im Gebirge ausführen konnten. Wie hatten sie sich im voraus darauf gefreut, und wie waren sie enttäuscht, als es nur acht Tage Ferien gab. Das war ja kaum der Rede wert in diesem, noch dazu so regenreichen Sommer. Was thun? Das Beste war gewiss das Berner Oberland, wo alles nahe beisammen ist, und Dolly insbesondere hatte schon längst an nichts anderes mehr gedacht, als an ihr Schreckhorn.

Acht kurze Tage! Die Zeit verflog im Sturmwind, und ehe es sich die beiden versahen, sassen sie wieder zu Hause bei der Alltagsarbeit. Es war ein Traum gewesen, kurz und flüchtig wie nur einer, und doch bedeutete er eine Welt von Erinnerungen.

Zunächst eine Nacht auf der Eisenbahn, nach welcher Grindelwald gegen 10 Uhr morgens erreicht wurde. Noch waren die Glieder wie gerädert von der langen Fahrt, noch schwirrte der Kopf in dumpfer Öde von dem Gerassel der Wagen, von schrillen Pfiffen und schnarchenden Mitreisenden. Mühsam reckten die beiden die Glieder, gähnten und starrten teilnahmslos ins Weite. Aber hallo, da war ja der herrliche Eiger, so hoch, so unglaublich hoch, dort das Eismeer mit den schneeweissen, im Sonnenglanze strahlenden Hängen der Viescherhörner, und hier das prächtige Wetterhorn! Dazu diese famose, frische Luft und das herrliche Wetter. Ja, ja, man war wieder im Gebirge; ein Hurra dem schönen Berner Oberland!

Unsere Gesellschaft bestand diesmal aus dreien. Freund Berliner, ein kleiner, jovialer Herr und alter Bergenthusiast, hatte sich

rechtzeitig eingefunden. Und dort standen die Führer mit Pickel und Seil: Hans Kaufmann, der Leiter der Expedition, Peter Bernet und der biedere Stabeler-Hans'l, welchen Berliner aus dem heimatlichen Tirol mitgebracht hatte, ein Prachtkerl.

Die nun folgenden Vorbereitungen waren recht umfassender Natur, denn man gedachte mehrere Tage dort oben zuzubringen. Während Max und Berliner sich nach Männerart durch einen kräf-

Grindelwald.

tigen Schluck für die kommenden Ereignisse stärkten, liess Dolly, die sorgsame Hausfrau, welcher die Verproviantierung oblag, unglaubliche Mengen von Lebensmitteln in den Rucksäcken der Führer verschwinden. Ja, ja, in der Ehe lernt man die Männer kennen.

Der Abmarsch von dem Bärhotel gestaltete sich hochdramatisch, wie immer in dem eleganten Grindelwald. Welches Interesse allerseits!

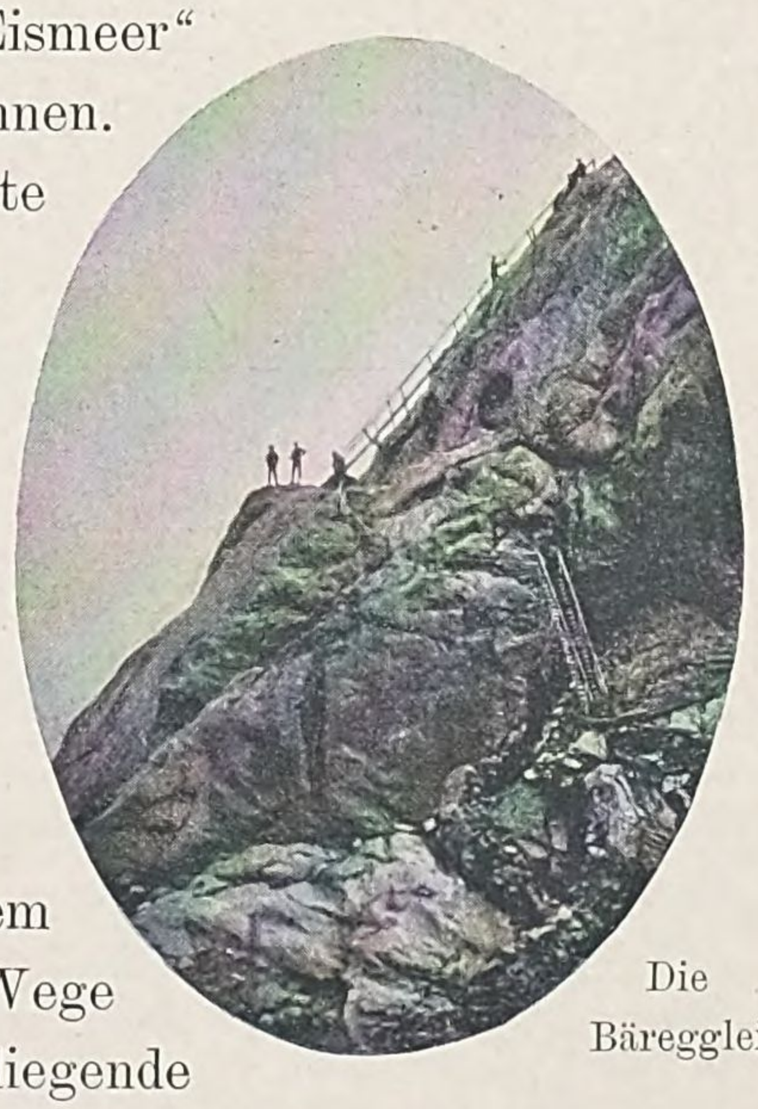
„Ohne das Schreckhorn in der Tasche können wir gar nicht mehr zurück," meinte Freund Berliner, „sonst sind wir unsterblich blamiert."

Der untere Grindelwald-Gletscher.

Bäregg.

Der Weg nach Bäregg führt erst ein Stück weit durch den Wald und dann an den mächtigen Felsen des Mettenbergs entlang. In der Tiefe zur Rechten sieht man in den zerklüfteten Grindelwald-Gletscher hinein, und nach vorne zu öffnet sich der gewaltige Cirkus immer mehr.

In Bäregg, dem Hauptausflugsziel der Grindelwalder, war es wieder sehr lebhaft, und drunten auf dem Gletscher wimmelte es von Touristen, welche begierig waren, das „Eismeer“ auf ihre Alpenstöcke einbrennen lassen zu können. Sogar noch bei dem schönen Banisegg erschreckte unsere Gesellschaft eine Schar junger Mädchen, welche angstvoll die wilden Gletschermannen herankommen sahen. Einer Herde gleich trieb sie der geschäftige Salonführer an einen sicheren Ort, von dem aus sie den Zug der Fexen in gebührender Ferne bewundern und bekichern konnten. Eine Dame im Bergsteigerkostüm — shocking!



Die Bäreggleiter.

Der Gletscher, an dessen rechtsseitigem Rande es hier auf neugebahntem, bequemem Wege entlang geht, trägt nicht wie der gegenüber liegende Grindelwald-Viescherfirn den Charakter eines Kessels, sondern mehr denjenigen eines Eisstromes, welcher diesen Kessel durchbrochen hat. Er trennt die Kette des Finsteraarhorns von derjenigen des Schreckhorns und führt über das Finsteraarjoch ohne Unterbrechung bis in das

ausgedehnte Aargebiet. Besonders interessant ist der Gletschersturz, welcher von dem oberen Eismeer hier herunter führt, ein ausserordentlich wild zerklüfteter Bruch, wie nur irgend einer im Oberlande. Auch der Weg, welcher bis dahin beinahe allzu gemächlich ist, wird hier etwas pikanter. Er führt an steilen Felsen hinauf, an denen im übrigen da und dort Stufen angebracht sind, um die Schwarzegghütte auch für Spaziergänger erreichbar zu machen.

Diese letztere wurde noch frühzeitig genug erreicht, um die Aussicht in allen Stadien des Sonnenuntergangs bewundern zu können, und wenn der Blick hier auch demjenigen von der Berglihütte nicht gleichkommt, so ist er doch gewiss noch grossartig genug. Jenseits über dem vollkommen ebenen Gletscher erhebt sich das in Schnee und Eis gepanzerte kleine Viescherhorn, mit der hohen, zum Finsteraarhorn führenden Eiswand, hinter der Hütte sind die mächtigen Felsen des Schreckhorns, des Lauteraarhorns und die überhängenden Eismassen des Schreckfirns. Von geradezu wunderbarer Pracht aber war heute der Blick an dem zerklüfteten Gletschersturz vorbei hinunter in das Thal. Ernst starrten die mächtigen Wände des Eigers über den Eismassen in die Lüfte, eine schwarze Wolkenbank lagerte über ihnen, und dort unten, wo es zwischen den Felsen des Mettenbergs und des unteren Eigers hinausgeht in das grüne Land, erglühte die Landschaft in feurigem Abendrot — ein seltsamer Kontrast zu dem düsteren Bilde voll Eis und Fels hier oben.

Mit dem Sonnenuntergang war auch der heutige Tag für unsere Gesellschaft zu Ende. Da weder Max noch Dolly auch nur im geringsten trainiert waren, so galt es, die Kräfte zu schonen. Die Nacht sollte ohnedies nicht lange sein.

Der Eigergrat von der Schwarzegghütte.

Wie gewöhnlich war es noch völlig dunkel, als am andern Morgen aufgebrochen wurde. Der Weg führte zunächst durch einen breiten Kessel, welcher unmittelbar neben der Hütte in allmählicher Steigung zu dem „Couloir Munz“ führt. Dieses Couloir ist eine etwa 100 Meter breite, mässig steile Schneerinne, in der ohne Schwierigkeit aufgestiegen werden kann. Da der Schnee sich ausserdem in vortrefflicher Beschaffenheit befand und wegen der frühen Tageszeit Steinfall völlig ausgeschlossen erschien, so war beschlossen worden, hier möglichst lange zu bleiben, denn die Felsen zur Rechten sind weniger gut, und ausserdem ist die dort befindliche Randkluft nicht überall passierbar. Die Stimmung war noch eine völlig schlaftrunkene, indifferente. Man ging beim Scheine der Laterne neben- und hintereinander her, unangebunden, wie es sich gerade schickte. Da, nach etwa einer Stunde, als es schon zu dämmern begann, wurde plötzlich ein schneidendes Zischen hörbar. Sss—ssss—sss! Das Schreckhorn sandte seinen Morgengruss in Gestalt einer Steinkanonade herab, die mitten in die Gesellschaft hineinfuhr, dass der Schnee ringsum nur so aufspritzte. Hallo, wie das Leben brachte! In unbeschreiblicher Hast stob alles auseinander. Rasch waren die Felsen zur Rechten erreicht, die Randkluft übersprungen, und wie besessen ging es hinauf, der eine hier, der andere dort. Im Handumdrehen war man oben auf einem kleinen Plateau, dem üblichen Frühstücksplatze.

„Sind alle da — ist etwas passiert?“

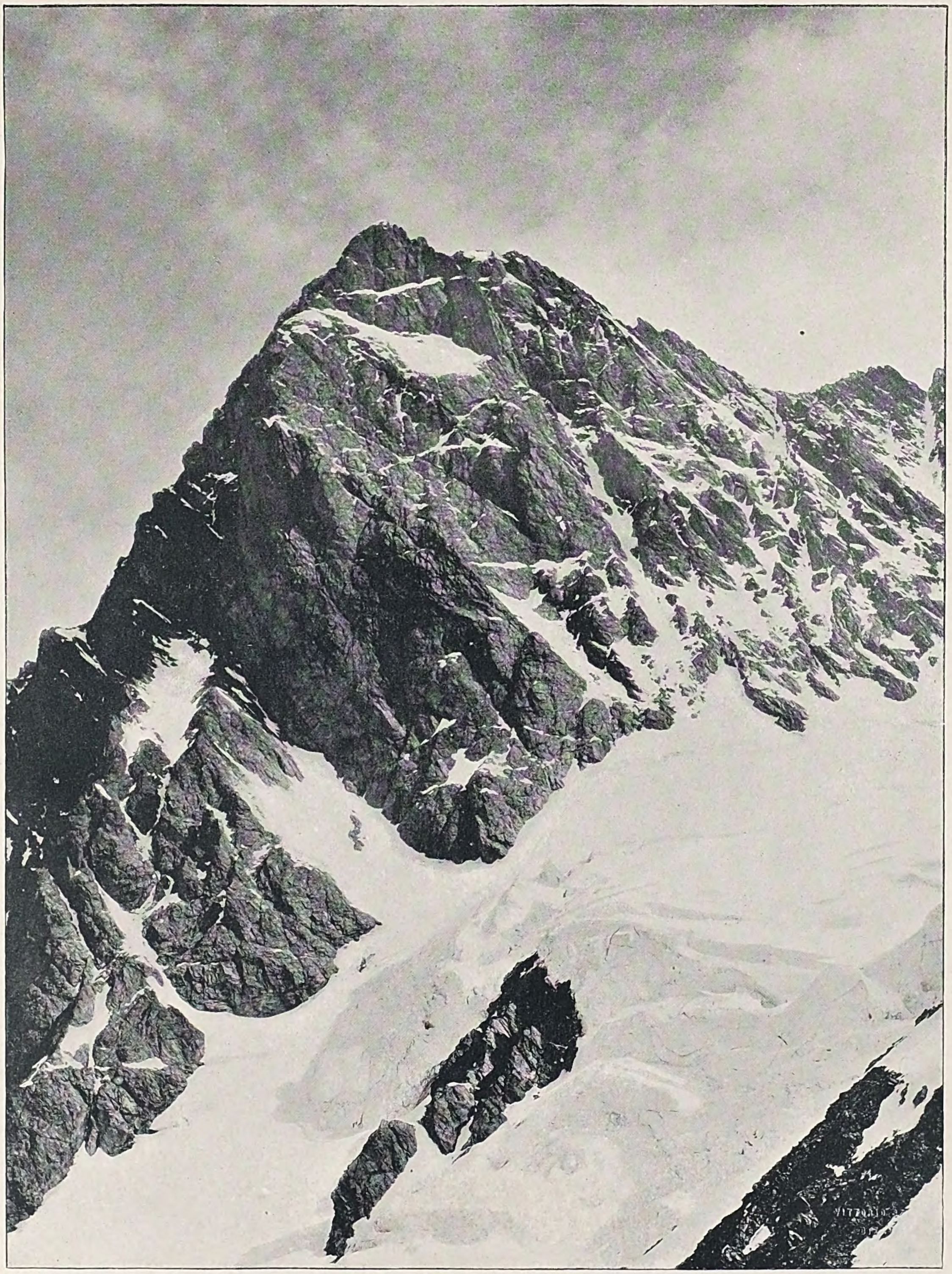
„Nichts, nichts, nichts!“ Nur der gute Stabeler hatte eins auf seinen Rucksack bekommen, aber es war ja dafür gesorgt, dass nichts durch diesen hindurch ging. Nach einem kräftigen Schluck erholte er sich wieder von dem Schrecken, und man konnte die Führer darüber belehren, wie gut es sei, wenn die Tornister entsprechend beladen würden.

Es wäre nicht der Mühe wert, aus dieser Episode viel Aufsehens zu machen, nachdem sie einmal glücklich vorüber gegangen war, hörte man nicht da und dort Äusserungen, wonach die Schneerinne völlig ungefährlich sei. Dass dies total unrichtig ist, beweist nicht allein der obige Zwischenfall, der im übrigen schon zahlreichen Partien zugestossen ist. Bei genauerer Betrachtung der Lage der

Rinne ist vielmehr auch deutlich zu erkennen, dass sie den alleinigen Abfluss eines umfangreichen Felsenkessels bildet, der sich bis nahe unter den Gipfel des Berges hinaufzieht. Alle Steine, welche dort oben losbröckeln, müssen ihren Weg hier herunter nehmen, und so harmlos die Rinne aussieht, es ist ihr niemals zu trauen.

Bei dem weiteren Marsche wurde bald der Schreckfirn betreten. Derselbe überragt in mächtigen Eisblöcken die Felsen des Couloirs und zieht sich bis hoch in die Nische zwischen dem Schreckhorn und dem nach dem Lauteraarhorn führenden Grate hinauf. Nach etwa einstündigem Anstiege kam hier ein breiter Schrund, der nicht ohne Schwierigkeiten überschritten werden konnte. Dann wurde ein Stück weit auf einer Felseninsel angestiegen. Die darüber befindliche Felswand, welche gewöhnlich nur von einzelnen Firnrinnen durchzogen ist, war wohl infolge des regnerischen Sommers mit tiefem Schnee bedeckt, der sich bis hinauf zu dem Kamme erstreckte. Die Frage, welcher Weg zu wählen sei, war deshalb einfach, umsomehr, als durch diese Schneedecke die Gefahr des sonst drohenden Steinfalls so gut wie ausgeschlossen war. Es handelte sich lediglich darum, gerade hinauf in die Höhe zu steigen, eine im übrigen ausserordentlich mühsame Arbeit, denn meist war der Schnee so hart wie Eis und verlangte endlose Stufen. Stellenweise freilich zeigte er zur Abwechslung auch eine körnige Beschaffenheit. Man sank dann bis über die Knie ein und lief Gefahr, eine Lawine loszutreten. Das Vorrücken ging also langsam von statten, und da die Wand immer steiler wurde, so kam man schliesslich kaum mehr vom Platze. Über vier Stunden dauerte es, und alles war herzlich froh, als man endlich über der ersehnten Kammhöhe die Gipfel der Wetterhörner hervorkommen sah. Und während bisher an dem Hange eine dumpfe Schwüle geherrscht hatte, so fegte hier oben ein eisiger Wind über den Kamm hinweg, der die ersehnte kurze Rast zu einer recht ungemütlichen machte.

Die Scharte, in welcher man sich jetzt befand, ist auf dem nebenstehenden Bilde ganz zur Rechten, und wie man sieht, war noch ein langer Weg zurückzulegen. Mächtig erhebt sich von dort drüben die Kante der Pyramide in die Lüfte, ein steiler und schmaler Kamm, der zur Linken in ausgedehnten Felswänden in die Tiefe stürzt, zur



Das Schreckhorn vom Strahlegg-Pass.

Photographie von Vittorio Sella.

Rechten dagegen von einem steilen Eisfelde begrenzt wird. Dieses letztere wird bei dem Aufstiege zuerst betreten. In zahlreichen Stufen geht es hier etwas unterhalb des Grates hinauf. Unmittelbar da, wo dann etwa auf halbem Wege zum Gipfel der Fels betreten wird, war Elliot im Jahre 1869 abgestürzt. Ein sehr gewandter Bergsteiger, verschmähte er das Seil grundsätzlich, das er auch hier nicht anlegte. Als er nun bei dem Sprunge von dem Schnee auf den Felsen ausrutschte, war sein Schicksal besiegelt. Wohl fasste ihn der unten befindliche Führer einen Augenblick lang am Arm, er vermochte aber nicht, ihn zu halten, und so glitt er, sich dann und wann überschlagend, rasch an dem steilen Hange hinab, bis er einige Tausend Fuss tiefer auf dem Lauteraargletscher verschwand.

Es ist ein eigener Platz, dieses „Elliotwändle“, wie es die Führer nennen. Niemand wird es ohne ein gewisses Schaudern überschreiten. Die ausserordentlich steile Felswand senkt sich in unergründliche Tiefen und schräg an derselben ansteigend schweift der Blick unwillkürlich da hinunter, Gedanken aller Art erweckend. Ein noch so kleiner Fehltritt genügt, denn auch die Sicherung durch das Seil hat doch nur einen zweifelhaften Wert. Aber wer erst bis hierher gelangt ist, für den giebt es kein Halten, kein Bedenken mehr. Unwiderstehlich zieht es ihn an, hinauf in die Höhe, wie der Blick in den Abgrund den Schwindeligen in die Tiefe zieht. Und nun erst der herrliche Felsgrat dort oben, der so stolz und steil in die Höhe steigt! Mag uns die Lust an dem Klettern von unseren Darwin'schen Vorvätern überkommen sein oder nicht, gleichgültig. Es ist eine gymnastische Übung von selten fascinierendem Reiz, den nur der versteht, der ihn kennt. Auch unsere Freunde hatte er erfasst. Während sie bisher in der Monotonie des Anstieges beinahe lässig und apathisch gewesen waren, so fieberte es jetzt in allen ihren Gliedern. Wie ein ruheloser elektrischer Strom durchzog es den ganzen Körper und trieb sie vorwärts. Sie hatten es nicht leicht, denn der Grat, der sich aus zahlreichen steilen Absätzen immer höher auftürmt, ist schmal und scharf, und vielfach bedeckte Schnee und Eis die Felsen.

Eine Stunde verflog so und es war 11 Uhr vorüber, als man oben ankam — auf dem Vorgipfel.

Als ein kleiner Zacken erhebt sich derselbe aus dem Grate, von steilen Felswänden im Osten und einem Schneehange im Westen begrenzt. Weit schweifte der Blick hinaus über die eisigen Gefilde ringsum.

Wie aber sah es dort drüben aus? Es war ja erst der Anfang gemacht, und noch galt es, den Hauptgipfel zu besiegen. Ein riesenhafter, gigantischer Block erhob sich da, ringsum in Eis gepanzert, aus den düsteren Tiefen, so mächtig, so gewaltig, dass das Auge wie gebannt zu ihm hinüberblickte und alles andere vergass. Welche Gefühle müssen den erfassen, der hier den schmählichen Rückzug antreten muss! Denn mag er auch seine 4000 Meter erklommen haben, mag es sich nur noch um einen Steinwurf weit handeln, — das Schreckhorn, der düstere Koloss dort drüben, höhnt ihn doch.

Es ist ein schmaler und gefährlicher Pfad, der zu ihm führt, im Zickzack, herüber und hinüber, hinauf und hinunter, von überhängenden Wächten gekrönt und stellenweise messerscharf. Und wie tief geht es zu beiden Seiten hinab!

„Vorwärts, was haben wir hier verloren!“ Sorgfältig sondierend ging es über die eisige Brücke, und bald wurde der Gipfel betreten.

„Die Champagner-Flasche auf, ein Hurra dem besiegten Schreckhorn!“ Stabeler öffnete dieselbe würdig, aber der biedere Tiroler hatte darin augenscheinlich wenig Übung. „Den Daumen weg, den Daumen weg!“ rief es von allen Seiten, als das schäumende Nass in weitem Bogen bald hierhin, bald dorthin in die Lüfte spritzte. Aber was kümmerte das unsern Tiroler, es durfte doch nichts verloren gehen.

Die Schönheit der Schreckhorn-Aussicht liegt, wie schon bemerkt, ausschliesslich in der grandiosen Wildheit der den Berg umgebenden Gletscherwelt. Auch ist es keine weit ausgedehnte Rundsicht, denn die Kolosse des Oberlandes, ausser denen nur wenig zu sehen ist, liegen verhältnismässig nahe, ein besonderer Vorzug, denn sie erhalten sich dadurch ihre Eigenart und wilde Gestaltung.

Durch den Schreckhornkamm wird der Ausblick im wesentlichen in zwei Teile geteilt. Im Süden erhebt sich dieser Kamm in dem Lauteraarhorn als ein mächtiges, gezacktes Felsbollwerk in die Lüfte, im Norden senkt er sich in steilem Abfalle in die Tiefe und lässt einen Blick in das grüne Land mit seinen Seen frei, der

Auf dem Vorgipfel des Schreckhorns.

Der Gipfel des Schreckhorns vom Vorgipfel.

Nach einer Photographie gezeichnet von J. Rummelspacher.

Das Lauteraarhorn vom Gipfel des Schreckhorns.

zur Rechten von dem Wetterhorn, zur Linken von dem Eiger begrenzt ist. Fürwahr es ist ein stolzer Kranz von Bergen, der diese beiden Gipfel miteinander verbindet.

Beginnen wir im Norden. Neben dem eigentlichen Wetterhorn, der Hasli-Jungfrau, die sich in steilen Felsen aus den weiten Eisfeldern des Grindelwaldfirns erhebt, stehen die beiden Genossen, das Mittelhorn und Rosenhorn, gleichmässig geformte Schneepyramiden, die weniger durch die Kühnheit der Form, als durch ihr Ebenmass Eindruck machen. Im Osten blicken wir über die Zacken des Berglistockes hinweg in die entfernter gelegenen Gebiete des Titlis und des Triftgebietes. Unmittelbar zu unseren Füssen haben wir das Ewigschneehorn, das uns seine felsige Seite zuwendet, und darüber hinweg erhebt sich der Galenstock aus den Wolken am Horizont. Der nun folgende Vorgipfel des Schreckhorns führt uns mit seinen steilen Felsen wieder in die nächste Nähe und hinüber zu dem Lauteraarhorn.

Im Süden fesselt in erster Linie das Finsteraarhorn die Aufmerksamkeit. Eine schlanke und stolze Felspyramide, an der kein Schnee haften bleibt, hebt es sich, alles andere dominierend, in die Lüfte. Zwischen ihm und dem Lauteraarhorn blicken wir hinunter

Die Wetterhörner vom Gipfel des Schreckhorns.

auf die Eisgefilde des Strahleggfirns und des Finsteraargletschers, über denen sich das Oberaarhorn und das Studerhorn erheben. Zur Rechten stuft sich das Finsteraarhorn nach dem Aggasizhorn zu ab, von dem aus ein tiefer liegender, mit mächtigen Schneewächten gekrönter Kamm hinüber nach den Grindelwalder Viescherhörnern führt. Zu seinen Füssen liegen die zerklüfteten Massen des oberen Eismeeres und hinter ihm erheben sich das Gross-Wannhorn und das grosse Grünhorn. Die Grindelwalder Viescherhörner erscheinen so tief unter uns, dass man sie kaum mehr als „Hörner“ bezeichnen kann. Um so gewaltiger dagegen sind ihre steil abstürzenden Hänge. Hinter ihnen blickt ein Stück Aletschhorn herüber.

Wie im Norden das Dreigestirn der Wetterhörner, so bilden im Nordwesten die unzertrennlichen drei Genossen Jungfrau, Mönch und Eiger den Abschluss des Panoramas gegen das Tiefland, und derselbe ist wahrlich grossartig genug.

Bedenkt man nun, dass all diese Pracht nicht in einzelnen Bildern an uns vorüberzieht, sondern dass sie gleichzeitig von allen Seiten auf uns eindringt, dass, wohin wir blicken, immer neue Eindrücke aus fern und nah auf uns einstürmen, so wird man das Hochgefühl verstehen, das den Beschauer dort oben ergreift und ihm die Trennung schwer macht.

Der Schreckhorngrat vom Gipfel des Schreckhorns.

Oberaarhorn Studerhorn

Strahleggfirn und Finsteraargletscher vom Schreckhorn.

Agassizhorn Gross-Wannhorn

Das Finsteraarhorn vom Gipfel des Schreckhorns.

Gross-Grünhorn Aletschhorn

Die Grindelwalder Viescherhörner vom Gipfel des Schreckhorns.

Jungfrau, Mönch und Eiger vom Gipfel des Schreckhorns.

Der Abstieg ging ohne nennenswerte Erlebnisse von statten. Er war vom Sattel ab mühsam, wie der Aufstieg. Die Sonne hatte ihre Tagesarbeit gethan und den Schnee völlig erweicht. Nicht mit Unrecht weigerten sich deshalb die Führer abzufahren. Man musste wohl oder übel in dem weichen Schnee waten. Erwähnenswert ist, dass hier im Jahre 1897 zwei führerlose Touristen unmittelbar unterhalb des Sattels eine Lawine losbrachen und die ganze weite Wand hinabstürzten. Sie hatten es wahrlich einem glücklichen Geschick zuzuschreiben, dass sie mit verhältnismässig nur wenig beschädigten Gliedern davonkamen und am folgenden Tage von einer andern Partie aufgefunden wurden.

Nach dem Überschreiten des Bergschrundes gab es für unsere Freunde kein Halten mehr. Es wurde gerutscht, wo gerutscht werden konnte, insbesondere durch die untere Schneerinne, und um 7 Uhr abends war die Hütte glücklich wieder erreicht. Es war ein herrlicher Tag gewesen, und ein schöner Abend folgte.

Eine Wintertour.

Max war kein neuer Gast in der Schwarzegghütte. Schon früher einmal hatte er hier gehaust, im Frühjahr, als das Gebirge noch ganz in sein winterliches Gewand eingehüllt war, und ein paar „wilde Tage“ verlebt. Davon gab es jetzt manches zu erzählen, und auch den Leser dürfte es interessieren, einiges über das winterliche Gebirge zu erfahren.

Wie in früheren Zeiten das Hochgebirge überhaupt gemieden wurde, so war es später, als der Eroberungszug da hinauf begonnen hatte, während des Winters verschlossen. Für diese Jahreszeit hatte es sich seine Unzugänglichkeit bewahrt. Man hielt es für unmöglich, in diese Schneemassen einzudringen, geschweige denn Genuss und Erholung dort zu finden. Aber auch dieser Bann wurde gebrochen. Nach und nach hörte man von vereinzelten Wintertouren, und dieselben fanden solchen Anklang, dass schliesslich alle hauptsächlichsten Gipfel der Alpen bezwungen wurden. So folgte der Geschichte der ersten Besteigungen eine zweite, winterliche.

Die charakteristische Schönheit des Winters liegt darin, dass infolge seiner eisigen Decke das Ursprüngliche und grossartig Einsame des Gebirges noch mehr hervortritt, als im Sommer, oder vielmehr, dass dasselbe ausschliesslich vorherrscht. Es ist eine ganz eigen wilde, ernste Pracht, welche uns da entgegentritt, eine Pracht, der sich niemand entziehen kann: Indifferenz giebt es dem winterlichen Gebirge gegenüber nicht.

Freilich, die Schneedecke ist auch ein Leichentuch, unter dem alles Leben erstarrt ist, und weichherzige Gemüter mag dies mit melancholischer Trauer erfüllen. Denn gerade da, wo die Natur im Sommer am lieblichsten ist, wo sie sich in üppiger Fülle und Farbenpracht entwickelt, wo Leben und Freudigkeit herrschen, ist sie im Winter besonders traurig. Aber diese Art der Schönheit lockt den Bergsteiger weniger, und schon im Sommer sucht er die eisigen Gefilde dort oben auf. Er ist in erster Linie eine Kraftnatur. Er sehnt sich nicht danach, dass die Schöpfung ihn freundlich anspreche, er will sich mit ihr messen, da wo sie am grossartigsten, am gewaltigsten ist. Er sucht den Kampf, einen Kampf, in dem er sein Inneres erprobt, und die Lust nach Abenteuern ist ihm viel verlockender als beschaulicher Genuss.

Wo aber fände er das besser als in dem winterlichen Gebirge? Hier ist alles abenteuerlich. Hier findet er Schwierigkeiten, Anstrengungen und auch Gefahren im Überfluss. Alle Verhältnisse, mit denen er zu kämpfen hat, sind meist so gut wie unberechenbar. Immer wieder steht er vor neuen Entschlüssen, und er kann in den grandiosesten Schönheiten schwelgen.

Freilich, auch er ist doch nur ein Erdenkind, und die Zeiten intensivster Spannung aller geistigen und körperlichen Kräfte, der völlige Mangel an Leben ringsum, die ungeheuerliche Einsamkeit erwecken schliesslich doch wieder die Sehnsucht nach freudigem Leben in ihm. Auch der begeisterte Winterfex wird deshalb den Sommer fröhlich begrüssen.

Die Verhältnisse bei winterlichen Gebirgstouren werden in erster Linie durch die grossen Schneemassen bedingt, von deren Beschaffenheit nahezu alles abhängt. Dieselbe ist entsprechend der allgemeinen Witterung des Jahres, der Temperatur und dem Feuchtig-

keitsgehalte der Luft eine sehr verschiedenartige. Meist wechseln weicher, körniger und fester, gefrorener Schnee miteinander ab. Der erstere erschwert den Marsch ungemein und bringt an steilen Hängen Lawinengefahr mit sich. Bei festem Schnee dagegen, wie er in einzelnen besonders trockenen Wintern auf weiten Strecken vorkommt, ist das Vorwärtskommen oft leichter als im Sommer. Die kleinen Spalten der Gletscher sind dann gut überbrückt, unangenehme Geröllhalden unter der Schneedecke verschwunden, und auch an steilen Eishängen, welche im Sommer zahlreiche Stufen erfordern, kann man unschwierig in die Höhe kommen. Dadurch ist es schon möglich geworden, Touren von ganz unglaublicher Ausdehnung zu machen; doch bilden dieselben immerhin grosse Ausnahmen. In der Regel sind sehr viel längere Marschzeiten notwendig, als im Sommer, ein Umstand, der um so mehr von Bedeutung ist, als die Tage so kurz sind.

Bedeutende Schwierigkeiten machen die Felsen. Schon die Kälte erschwert das Klettern sehr, denn die Finger erstarren und werden kraftlos. Noch viel bedenklicher aber ist die häufige Vereisung des Gesteins, welche grosse Gefahren in sich birgt. Immerhin kommt es auch hin und wieder vor, dass geschützte, von der Sonne beschienene Felsen vollkommen trocken sind und wenig mehr Schwierigkeiten bieten, als im Sommer. Vorauszusehen ist das aber ebensowenig wie die Beschaffenheit des Schnees.

Die Kälte, von der der nicht Eingeweihte meist so entsetzliche Vorstellungen hat, macht an sich verhältnismässig wenig aus. Durch den beständigen Aufenthalt im Freien gewöhnt sich der Körper rasch an dieselbe. Auch ist sie keineswegs immer so gross, als man glaubten sollte. Oft bringt die Sonne gegen Mittag eine ganz erträgliche Temperatur hervor, und vielfach ist schon beobachtet worden, dass gerade in den Höhen verhältnismässige Wärme herrscht. Sehr schlimm dagegen ist der Wind, der im Winter so oft sein wildes Spiel dort oben treibt, ganz unberechenbar, bald hier, bald dort. Er geht durch Mark und Bein, nichts vermag gegen ihn zu schützen, und der Mensch ist ihm gegenüber ein wehrloser Spielball. Er kann jede Tour noch im letzten Augenblicke vereiteln.

Demgegenüber ist die grosse Reinheit der Luft hervorzuheben. Die Aussicht von den Gipfeln ist meist ausserordentlich klar. Auch

Überschreiten eines winterlichen Schrundes.

die fernsten Berge heben sich am Horizont „so scharf wie in Bädekers Panoramen“ ab, und die Landschaft ist in wunderbar prächtige, violette Schneetöne gehüllt. Wie gross diese Klarheit der Atmosphäre sein kann, beleuchtet das Alpine-Journal gelegentlich der ersten Winterbesteigung des Eiger. Man konnte da durch das Teleskop in Grindelwald erkennen, wie ein Führer auf dem Gipfel ein Streichholz „in der bekannten Schweizer Art“ anzündete.

Das Berner Oberland wurde schon frühe im Winter bereist und ist stets ein bevorzugtes Ziel auch in dieser Jahreszeit gewesen. Infolge seiner ausgedehnten Vergletscherung ist der Unterschied zwischen Sommer und Winter hier verhältnismässig geringer als in manchen andern Alpengegenden, und es fehlen jene eigenartigen Kontraste, wie z. B. in den Dolomiten, wo das Schneegewand der Landschaft mit ihren phantastischen Felskolossen und der sie umgebenden Vegetation eine gewisse weihnachtliche Pracht verleiht. Um so grossartiger dagegen sind die Gletschererscheinungen in ihren wilden Formen, um so ernster ist die Einsamkeit.

Zuerst wurde die Strahlegg im Jahre 1866 von Walker und Moore überschritten. Dann folgten 1873 das Wetterhorn und die Jungfrau, welche von Coolidge und Miss Brevoort bezwungen wurden. Der Mönch erlag im Jahre 1874 Bischoff und Bohren, und 1879 das gefürchtete Schreckhorn Coolidge. 1881 wurde das Wetterhorn vom Rosenlauithal durch Eccles genommen, 1887 beugte das Finsteraarhorn Emil Boss sein Haupt und 1890 wurde der Eiger von Mead und Woodroffe bestiegen.

Von besonderem Interesse für uns ist die Besteigung der Jungfrau durch Mrs. Jackson. Diese Dame hatte im Sommer mehrfach erfolglos versucht, den Berg von der Wengern-Alp aus zu besteigen, und hoffte nun, in der Voraussetzung, dass durch den Winterschnee die Schwierigkeiten vermindert würden, die Besteigung in dieser Jahreszeit und zwar in entgegengesetzter Richtung ausführen zu können. Der trockene Winter des Jahres 1888 kam ihr dabei sehr zu statten, und ehe sie an ihr Lieblingsprojekt ging, konnte sie in Gesellschaft von Emil Boos, sowie der Führer Ulrich Almer und Johann Kaufmann das Lauteraarhorn und das grosse Viescherhorn bezwingen. Nach der letztgenannten Besteigung wurde am Morgen

des 12. Januar von der Berglihütte der Marsch nach der Jungfrau angetreten.

Es war sehr kalt und der Gletscher so hart und fest wie ein Parkettboden. Man kam deshalb rasch bis zu dem Bergschrund unter dem Rotthalsattel. „Aber je höher wir stiegen," so schreibt sie*), „um so mehr sanken unsere Hoffnungen. Schon seit einiger Zeit hatten wir bemerkt, dass der Mönch sich eine Pfeife angesteckt hatte, und in den Felsen zur Rechten heulte der Wind beständig. Als wir dann den Sattel erreichten, standen wir unserem grausamen Feinde gerade gegenüber. Es schien, als ob der Sturm von allen vier Seiten auf einmal blase, und nur dadurch, dass wir uns bei jedem Windstoss auf dem Schnee zusammenkauerten, war es möglich, den Sattel zu überschreiten. Dann hatten wir nahezu drei Stunden lang einen erbitterten Kampf gegen den Wind, ohne auch nur halbwegs den Eishang hinauf zum Gipfel zu kommen. Schliesslich gaben wir unwillig nach. Wir waren halb erfroren und unsere Kleider so steif wie Bretter."

Doch es litt die tapfere Dame nicht lange in Grindelwald.

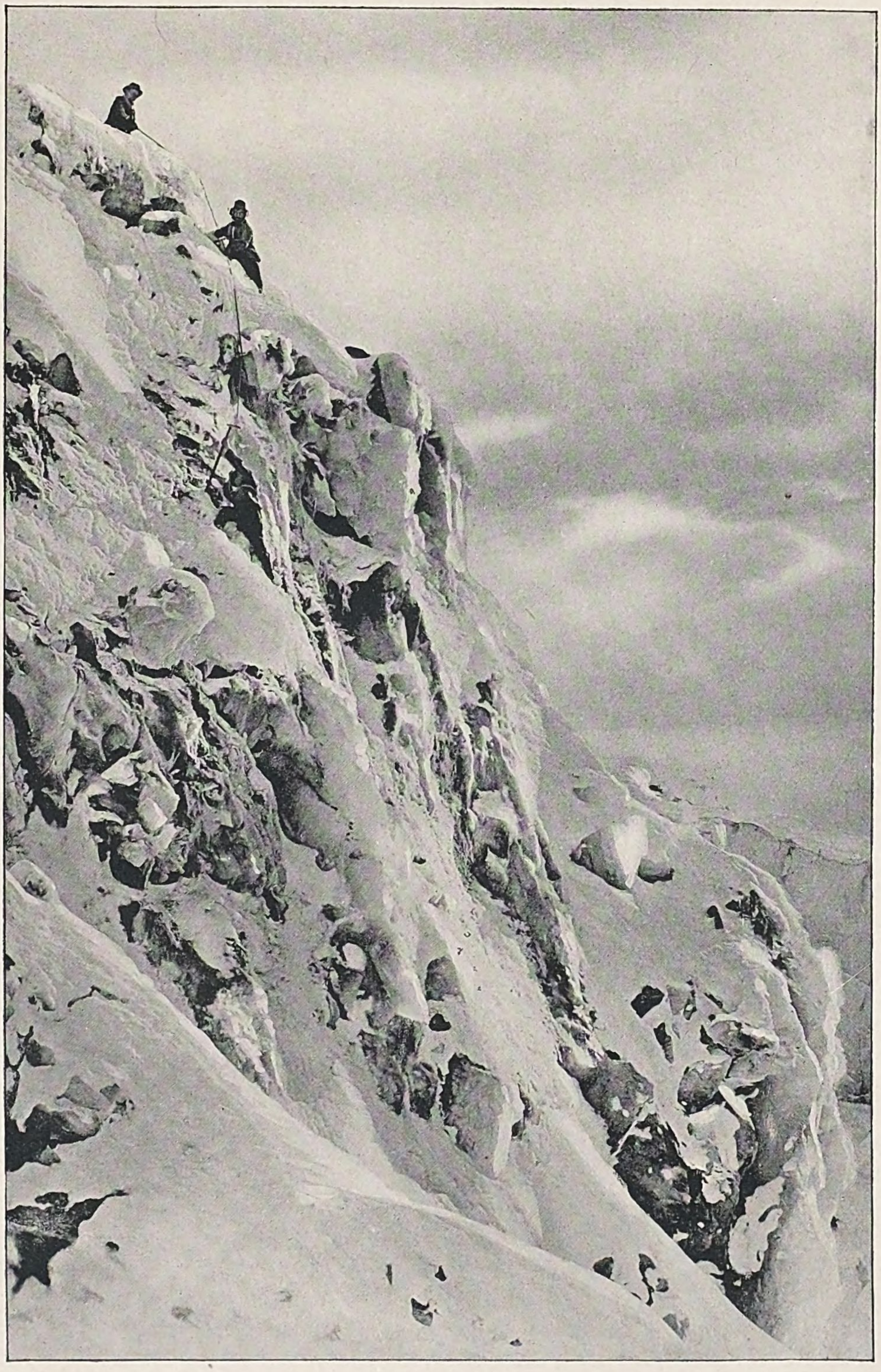
„Die Nacht vom 15. Januar fand mich wieder in der Berglihütte. Am andern Morgen sah alles gut aus. Es war zwar kalt, aber windstill. Unsere alten Stufen erwiesen sich als sehr nützlich. Bald hatten wir den Rotthalsattel und über den jetzt leichten Eishang den Gipfel erreicht.

„Die Aussicht war überall, mit Ausnahme des Nordens, klar. Aber wir gestatteten uns nur wenige Minuten, um sie zu bewundern, und waren bald unten auf dem Plateau. Dann rannten wir beinahe, denn nicht die geringste Schwierigkeit zeigte sich. Nur auf dem letzten Hange vor dem Felsgrat, welcher zur Silberlücke führt, wurde die Axt benötigt. Hier fanden wir auch eine ganze Treppe alter Stufen, eine Erinnerung an den verflossenen Sommer. Der Grat verlangte einige Vorsicht, um nicht in tückische, verschneite Löcher zu treten. Aber er war eine Abwechslung nach den ewigen Schneefeldern.

„Auf der Silberlücke, wo eine kleine Leiter vergnüglich ihren Winterschlaf hielt, machten wir einen kurzen Halt und rannten dann

---

*) Alpine-Journal, Vol. XIV.



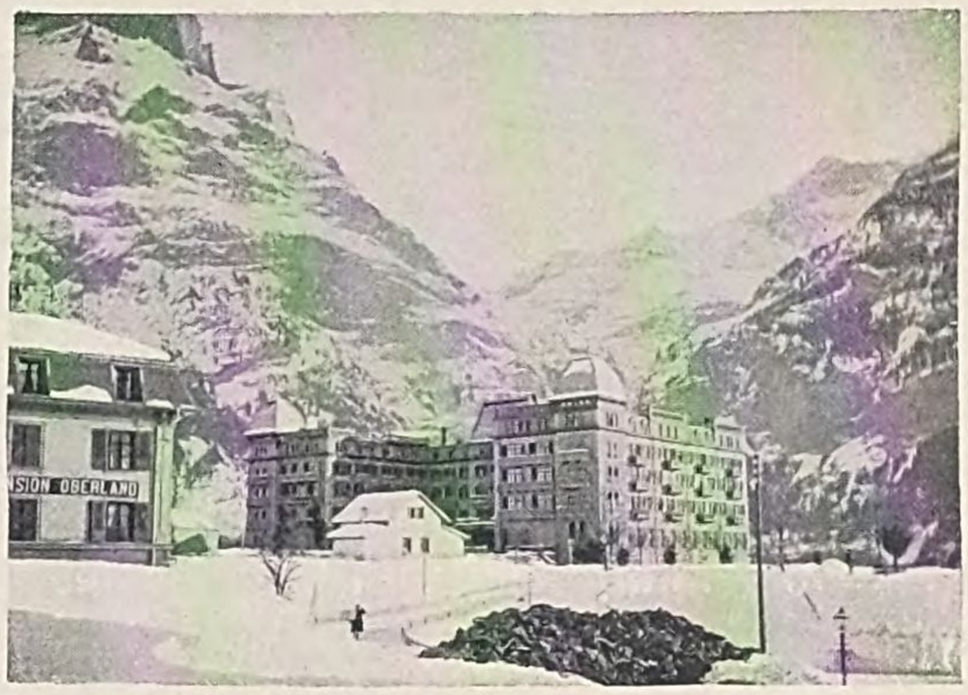
Anstieg an einer Eiswand.

in einer zahmen Steeplechase über den fast unzerklüfteten Gletscher in der Richtung auf das Schneehorn. Eile war notwendig, denn allmählich begann es zu dämmern. Die Wächte am Schneehorn bereitete uns Schwierigkeiten. Es erforderte in der Dunkelheit einige Zeit, um einen sicheren Platz zu finden, wo sie durchschlagen werden konnte.

„Und dieser unangenehme Abstieg auf den Felsen! Sie waren nicht allein sehr steil und morsch, sondern auch mit vielem schlechtem Schnee bedeckt und verlangten äusserste Vorsicht. Dazu kam, dass eine unserer beiden Laternen sich eigensinnig weigerte, zu brennen, so dass die andere immer von Hand zu Hand gehen musste, um es jedem zu ermöglichen, den nächsten Schritt zu thun.

„Wir waren alle froh, als wir das Plateau erreichten, aber auch besorgt, ob wir in der Dunkelheit durch den Gletschersturz kommen würden. Wie wir nach einem Weg suchten! Vergebens. Herr Boss führte uns endlich in eine Eishöhle hinab, wo wir auf das Tageslicht zu warten hätten. Das war allerdings keine sehr angenehme Aussicht, denn wir waren ermüdet und hungrig, und der Proviant karg. Immerhin konnten wir uns warm erhalten, denn in der Höhle selbst war es nicht sehr kalt und wir hatten einen Pelz und warme Kleider. Die Dinge hätten also schlimmer sein können. Die Höhle war prächtig. Durch einige Pfeiler war sie in zwei Räume geteilt. Eiszapfen in allen Formen und Grössen hingen von der Decke und den Seiten herab, und der ganze Raum erstrahlte in dem Lichte unserer treuen Laterne. Wir gruben ein Loch in dem Schnee, polsterten dasselbe mit den leeren Tornistern aus und benützten die Eisbeile als Sitze.

„Am andern Morgen genügten fünf Minuten, um das langgesuchte Kamin zu finden, welches sich kaum 20 Schritte von unserem Lagerplatz befand. Ich glaube, wir waren thatsächlich bei ihm gewesen, aber es war so eng und mit überhängenden Wächten bedeckt, dass es nicht zu verwundern war, wenn wir es in der Dunkelheit nicht fanden. Wir stiegen einzeln hinab, auf die Trümmer einiger kurz vorher abgefallener Eisblöcke, durch welche wir rasch hindurch eilten, und bald waren wir auf dem Guggi-Gletscher.“



Das Bärhotel im Winter.

Ausser den Besteigungen ist aber auch der längere Aufenthalt in dem winterlichen Gebirge seit einiger Zeit gebräuchlich geworden, und es ist insbesondere Grindelwald, welches neben St. Moritz einen hervorragenden Platz unter den „Winterfrischen“ der Alpen einnimmt. Diese ganze Jahreszeit hindurch ist das Bärhotel geöffnet und besucht. Hier ist es die kräftige Luft und der Sport, welche die Fremden anziehen. Schlittschuhlaufen und Schlittenfahren werden mit Passion betrieben, und der enge Anschluss, welcher die aufeinander angewiesenen Gäste viel näher zusammenbringt, als im Sommer, bildet einen weiteren Vorzug in diesem frischen und fröhlichen Zusammenleben.

Eine Schlittenpartie bei Grindelwald.

Hören wir nunmehr einiges über Max's Erlebnisse.

Es war, so erzählte er, ein herrlicher Frühlingstag. Klar schien die Sonne herab auf die frischen, grünen Fluren, vergnüglich zwitscherten die Amseln auf den Bäumen, und die Ortschaften, an welchen der Eisenbahnzug vorbeisauste, hatten ein frisches, sauberes Aussehen. Überall herrschte ein frohes Leben in der Natur. Der Winter war vorüber, der Frühling hatte seinen Einzug gehalten.

In Thun änderte sich alles mit einem Schlage.

Das ganze Gebirge lag in dem Wintergewand eingehüllt, in eisiger Ruhe und Monotonie, ein Berg wie der andere.

Auf dem Schiffe war es trostlos. Da war nichts von jenem Leben und Treiben zu sehen, wie im Sommer. Ein paar Bauern standen mit den Händen in den Taschen an der Maschine, um sich zu wärmen, und auf dem Hinderdeck brüllte eine Kuh, vermutlich aus Sehnsucht nach ihrer Alm, die jetzt im Schnee begraben lag. Ein ungemütlicher Wind, dem man es wohl anmerkte, dass er von dort oben kam, blies über den See hinweg.

Interlaken. Brrrr! Alles geschlossen und zugenagelt, eine verlassene Stadt. Es fror einen ordentlich.

Wie hatte ich mich auf den Anblick der Jungfrau gefreut, und wie wurde ich enttäuscht. Während sie im Sommer mit ihrem weissen Gewande durch die grünen Vorberge erst recht in die Höhe gehoben wird, so war jetzt alles gleichmässig mit Schnee bedeckt, und

der Männlichen sah beinahe noch höher aus, als seine gedemütigte Gebieterin hinter ihm.

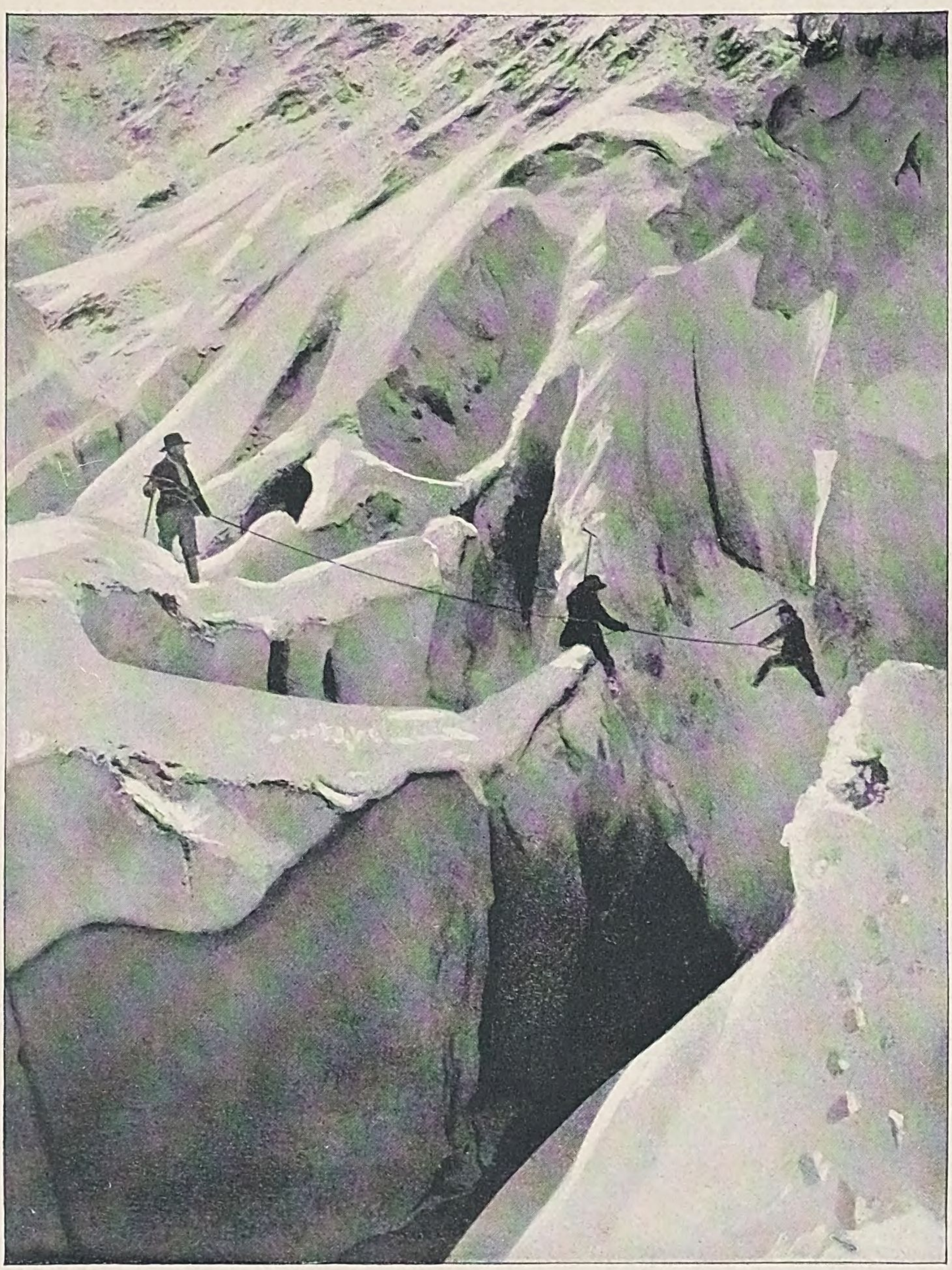
Die Fahrt nach Grindelwald brachte vollends ganz den Winter mit sich. Tiefer Schnee lag ringsum, und neugierig rissen die Leute die Augen auf.

Eines war aber gut. Ich hatte völlig freie Wahl unter den Führern, von denen die besten im Sommer stets engagiert und um kein Geld zu haben sind. Ich nahm also Ulrich Almer, den „würdigen Sohn des würdigen Vaters“. Ein klein gebauter Mann, verbindet er mit einer unverwüstlichen Energie die Gewandtheit einer Katze und ist eine jener Naturen, denen gar nichts befremdlich vorkommt, mag es auch noch so toll werden. Er brachte einen weiteren Führer und einige Träger mit sich. Dann ging es am andern Tag hinauf zur Schwarzegghütte.

Ulrich Almer.

Was wollte ich da? — Nichts, gar nichts, als wieder einmal Mensch sein, Nur-Mensch. Ich wollte herumklettern, ziel- und planlos, wie es mir gerade einfiel. Ich wollte wieder am Feuer sitzen in der Hütte, wollte wieder Erbswurst essen, nasse Strümpfe bekommen, frieren, und die langweilige Welt da unten vergessen.

Die Benützung des gewöhnlichen Weges war von Anfang an ausgeschlossen, denn erstens war die Bäreggleiter weg, und zweitens hätte ich sie nicht benützt, wenn sie auch da gewesen wäre. Wir stiegen also gerade hinauf über den Gletscher, wie er war. Anfangs ging es über Erwarten gut. Die Spalten waren meist verschneit und der Schnee sehr tragfähig. Anders in der Gegend unterhalb Bäregg. Die von dem weiten Cirkus herabkommenden Eismassen hatten sich hier in dem schmalen Felsenthor gestaut. Ungeheure Eisklötze lagen herum, und breite Spalten versperrten den



Der Einstieg zum unteren Eismeer.

Weg. Welche Lust! Was gab es da alles zu überspringen, zu erklettern und zu ersteigen, wohl eine Stunde lang!

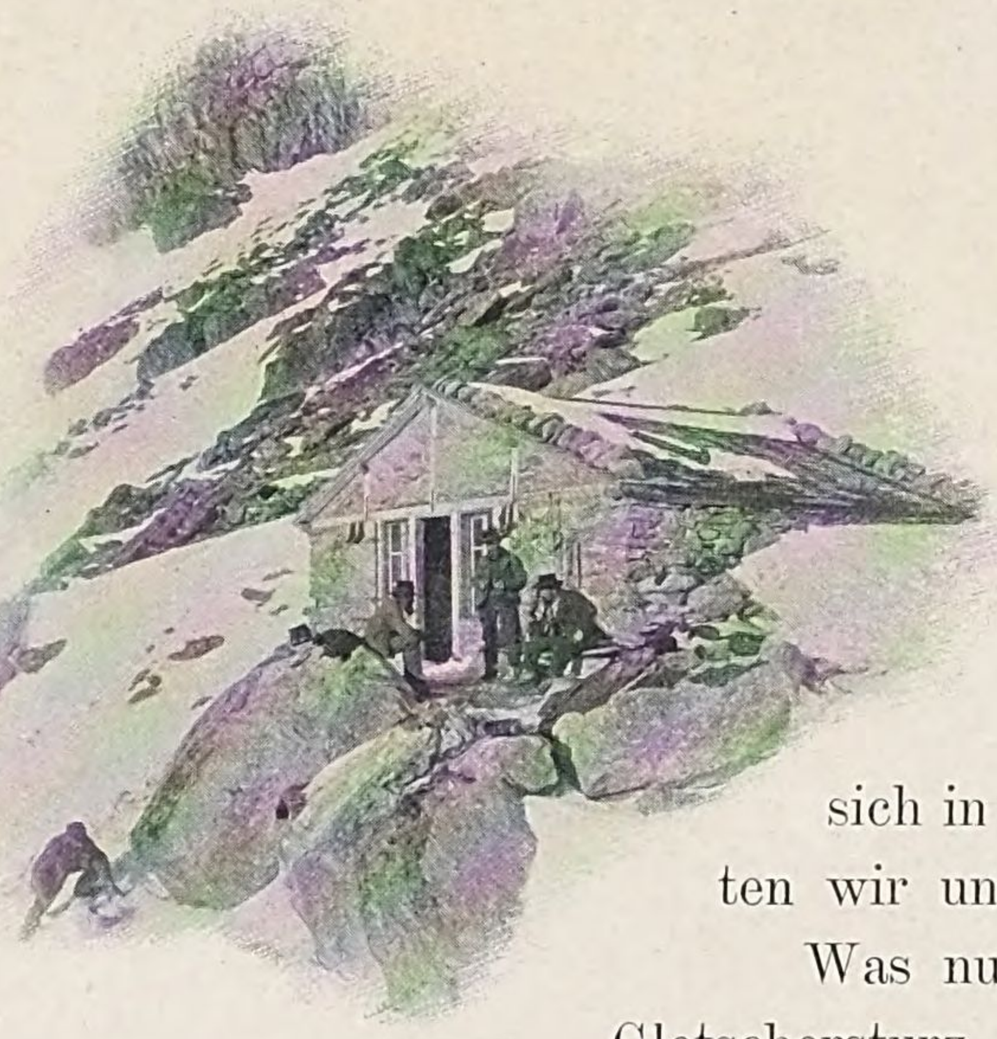
Dann ebnete sich der Gletscher allmählich wieder und die Felsen zu beiden Seiten traten zurück. Wir waren auf dem unteren Eismeer angekommen.

Welch eisige Pracht! Die Felsen zu beiden Seiten waren dick verschneit und an den abschüssigen Stellen hingen lange, gefrorene Klumpen herab. Hoch erhoben sich die Viescherhörner und die zackigen

Grate ringsum. Es war ein bedrückender, beinahe feierlich ernster Anblick. Nur die Bergesspitzen und die östlichen Hänge des Kalli vermochte die Sonne zu beleben. Dort hinten aber, auf dem Grunde des weiten Kessels, wo das Leichentuch viele Tausende von Spalten bedeckte, dort oben an den Viescherhörnern und drüben an den Wänden des Schreckhorngrates herrschte ein arktisches Halbdunkel, lebloser Schatten.

Nach einer kurzen Rast ging es jetzt hinüber auf die Hänge zur Linken, da wo inzwischen der Weg gebaut worden ist. Ein langes Schneewaten folgte, und die Kletterei über die Felsen unterhalb der Hütte war gehörig aufregend, denn alle Platten, an denen man sonst festen Fuss fassen konnte, waren in metertiefem, körnigem Schnee begraben.

Auf dem unteren Eismeer.

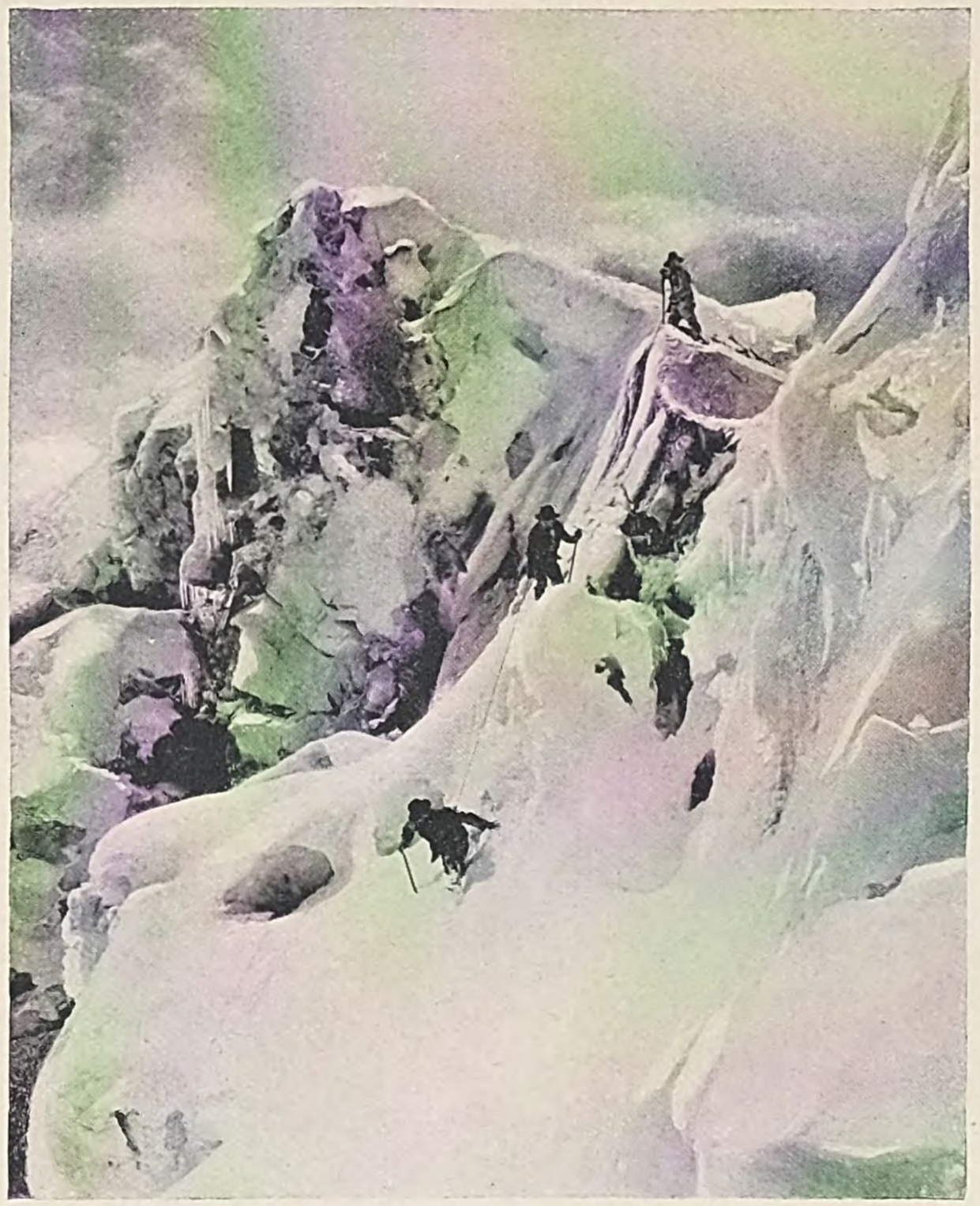


Die Hütte war verhältnismässig wenig verschneit. Der Wind hatte den Schnee verweht. Das Innere befand sich in schönster Ordnung, und so konnten wir uns höchst behaglich einrichten.

Was nun? Die Wahl war leicht. Der Gletschersturz, der zu dem unteren Eismeer hinabführt, war so grandios, dass ich es kaum erwarten konnte, mich dort drinnen herumzutummeln. Was gab es da alles zu sehen und zu klettern! Das war ja eine richtige und wahrhaftige Polarwelt, die eine endlose Fülle der gewaltigsten Gletschererscheinungen zeigte und unermessliche Eindrücke erregte. Gewiss, an dem Nordpol selbst können die Eismassen sich nicht höher auftürmen, können die Schründe und Spalten nicht breiter und tiefer sein.

Was haben wir alles gemacht! Zwei Tage lang kletterten wir da drin herum, an den steilsten Hängen hinauf, in die tiefsten Schründe hinein, über vorspringende Zacken und luftige Brücken. Freilich, es war kein ruhiger, bescheidener Genuss, keine Idylle, sondern ein Kampf, ein frischer, fröhlicher Kampf. Die Welt dort unten war vergessen, man lebte nur in der Grösse der Gegenwart, in der wilden Erhabenheit der Natur. Ich habe kaum eine schönere Zeit gehabt als diese.

Doch alles nimmt ein Ende, wir mussten uns zum Abschied rüsten. Sollten wir ohne weiteres wieder hinunter nach Grindelwald? Nein. Was dann? Eine Besteigung des Schreckhorns, an die einen Augenblick lang gedacht wurde, war ausgeschlossen. Der Schnee war dazu viel zu tief und in der immerhin vorgeschrittenen Jahreszeit zu konsistenzlos, als dass man eine solche Tour hätte wagen können.



„Dann gehen wir hinüber über die Strahlegg nach der Grimsel," meinte Almer, „da giebt es zu sehen genug."

Gesagt, gethan. Die Träger wurden nach Grindelwald geschickt, und um 3 Uhr morgens beim Scheine der Laterne verliessen wir das einsame Haus.

Eine Mondscheinnacht im winterlichen Gebirge! Man braucht keineswegs ein Verliebter zu sein, um die Grossartigkeit eines solchen Schauspiels zu verstehen.

Der Himmel war sternenklar und der vom Monde beschienene Schnee leuchtete hell. Schwer lagerten die schwarzen Schatten der Berge auf den weiten Eisflächen und krochen scharf abgegrenzt in phantastischen Formen an den jenseitigen Hängen in die Höhe. Und welch riesenhafte Gestaltung hatten die Bergkolosse, das Schreckhorn, das Finsteraarhorn, der Eiger, die sich immer mehr in die Lüfte hoben, je höher wir stiegen. Dazu diese unendliche Stille! Man

Mer de glace im Winter.

fühlte sich beinahe gedrängt, das Echo an diesen weiten Wänden zu erwecken, wären sie nicht gar so ruhig und eisig gewesen.

Der Marsch war äusserst mühsam. Der metertiefe, körnige Schnee hatte so wenig Konsistenz, dass ihm jeder Schritt abgerungen werden musste. So verrann Stunde um Stunde, die Sonne erschien, und erst gegen Mittag wurde die Passhöhe erreicht.

Die Aussicht dort oben gleicht mehrfach derjenigen vom Schreckhorn, wenngleich sie sehr viel enger ist. Dagegen hat sie den Vorzug, dass sie diesen Berg selbst zeigt, sowie die zackigen Hörner des Lauteraarhorns in grösserer Nähe. Auch macht sich das Finsteraarhorn überaus grossartig.

Meinem Wunsche, jenseits abzurutschen, willfahrte Almer nicht. Erst müsse der Schrund, von dem im übrigen nichts zu sehen war, überschritten sein. Vorsichtig, mit tiefen Schritten im Schnee, traten wir den Abstieg an. Bald kam dann auch die Spalte, scheinbar eine schmale, nur etwa einen Fuss breite, wagrechte Rinne. Bei derselben angekommen, stiess Almer Massen überhängenden Schnees in den sich nun öffnenden Abgrund und machte den weiten Sprung hinüber. Ich selbst folgte, und schon begannen wir jenseits sitzend abzurutschen, als ein Ruck am Seil uns zum Halten brachte. Der hinter uns befindliche Führer war verschwunden. Der überhängende Schnee, von welchem er abspringen wollte, war mit ihm gebrochen und jetzt hing er da drin in dem eisigen Loch. Ich war nicht wenig erschrocken, aber Almer nahm überhaupt keine Notiz von der Sache. „Der wird schon wieder herauskommen," meinte er, und bald darauf erschien wirklich ein Kopf, ein Arm und schliesslich der ganze Kerl. Kaum war er da, so ging es pfeilschnell an dem Hange hinab.

Der nun folgende Marsch über den Strahleggfirn und Finsteraargletscher war endlos in dem tiefen Schnee. Es herrschte ein fürchterlicher Sonnenbrand, der bei der frischen Luft den Kopf schwer bedrückte, und die Stunden schlichen unendlich langsam dahin.

„Wir müssen im Pavillon Dollfuss übernachten," meinte ich.

„Geht nicht," erwiderte Almer. „Das ist eine alte, verfallene Baracke."

Er war leider schlecht berichtet, denn wie ich später erfuhr, war die Hütte inzwischen umgebaut worden.

So sahen wir die Sonne wieder untergehen und die Nacht einbrechen. Sie war jetzt weniger romantisch als in der Frühe, denn die Glieder waren ermattet und es liess sich gar nicht absehen, wann wir das Hospiz erreichen würden. Wo aber dann übernachten? Dazu kam, dass sich jetzt allmählich wieder Spalten zu zeigen begannen. Sie mehrten sich von Schritt zu Schritt, und auch der Himmel schien sich gegen uns verschworen zu haben. Der Mond sollte erst nach Mitternacht erscheinen, und düstere Nebelwolken vermehrten die Dunkelheit. Man konnte die Hand kaum vor dem Gesicht erkennen, was wollte da das flackernde Laternenlichtlein bedeuten! Aber Almer war prächtig. Vergnügt wie immer sprang er über eine dunkle Spalte nach der andern — wir hintendrein, — als ob es nichts Schöneres geben könne. So war es gegen 10 Uhr nachts geworden, als wir das untere Ende des Gletschers erreichten und die Waterei wieder begann. Noch waren es etwa vier Kilometer nach dem Hospiz, und Almer erklärte unter anderem, so viel er wisse, sei die Brücke über die Aar zerstört. Man werde sich da einen neuen Weg suchen müssen. Als aber schliesslich eine Almhütte aus der Dunkelheit auftauchte, wurde beschlossen, den Marsch aufzugeben und die Nacht hier zuzubringen, so gut es ging. Wie aber sah es da drinnen aus? Als wir die nur leicht angelehnte Thüre öffneten, wurde ein niedriger, dunkler Stall sichtbar, dessen Boden völlig mit Schnee bedeckt war. In der Nähe des Einganges war dieser Schnee etwa einen Fuss und weiter hinten mindestens einen Meter tief. Die Wände bestanden aus mächtigen unbehauenen Stämmen, zwischen denen man die Hand hinaus ins Freie schieben konnte. Es war ein trostloser Anblick.

„Da liegt ja Heu," meinte Almer, „hier ist es ganz weich."

Wir räumten also zunächst den Schnee weg, unter dem allerdings Heu zum Vorschein kam. Aber was für Heu! Feuchte, kalte, vermoderte Klumpen, die wohl einmal etwas wie Heu gewesen sein mochten. Doch es gab keine Wahl. Schliesslich legte man sich in Gottes Namen nieder, um nach fünf Minuten wieder aufzustehen, frierend und zähneklappernd, dass es zum Erbarmen war. So ging es unmöglich. Wir suchten also Holz auf gut Glück und fanden auch einige Stücke unter dem Schnee. Hurra! Mit vieler Mühe wurden

sie angezündet, und eifrig tretend standen wir um das Feuer herum, denn die Füsse waren entsetzlich kalt. Aber auch der Schnee schmolz jetzt, und alles Strampfen nützte nichts. Es wurde immer kälter. Nach etwa einer Stunde war der Holzvorrat zu Ende. Jetzt helf, was helfen mag! Mit den Pickeln machten wir uns an die dicken Stämme, aus welchen die Blockhütte zusammengesetzt war, und hieben herunter, was herunterzuhauen war. Es war nicht viel, und nach einer weiteren halben Stunde ging das flackernde Feuerlein aus. Wir waren im Dunkeln.

Das Grimselhospiz.

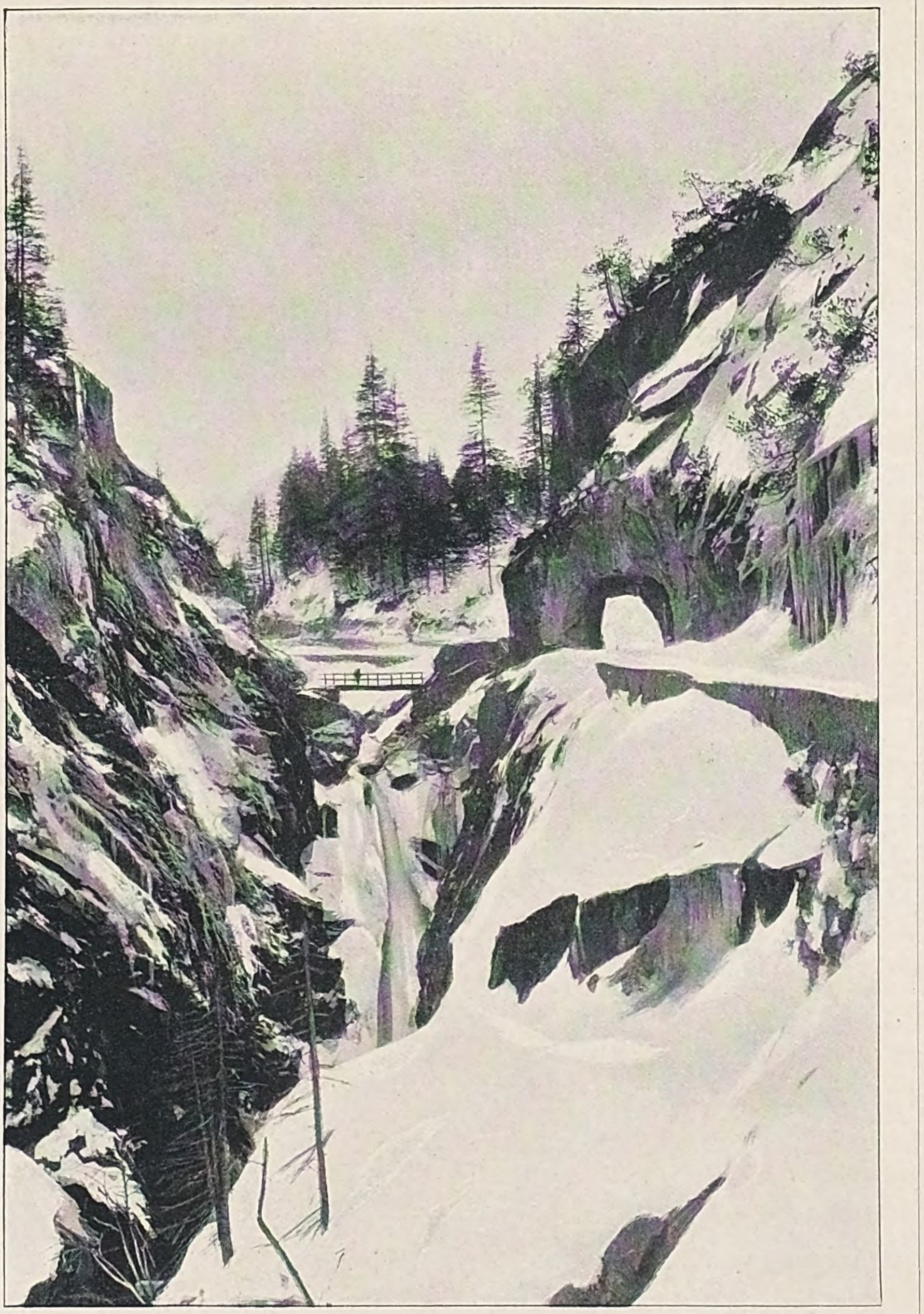
„Da nützt alles nichts,“ sagte Almer, „wir müssen es noch einmal mit dem Heu versuchen. Legen Sie sich nur hin, wir werden Sie schon warm machen.“

Die Führer nahmen mich also in die Mitte und drückten aus Leibeskräften von beiden Seiten her. Das war nicht gerade sehr schön, aber warm wurde ich doch und schlief auch endlich ein, den Schlaf des Gerechten, um erst um 7 Uhr morgens wieder zu erwachen. Die andern waren längst aufgestanden und liefen eifrig auf und ab, um sich die Füsse warm zu erhalten.

Der weitere Marsch ging jetzt glatt von statten, und bald machte sich die Nähe des Hospizes bemerkbar. Laut bellend kamen die beiden Bernhardiner in weiten Sätzen angesprungen, zwei prächtige Kerle. Im übrigen waren sie keineswegs sehr zutraulich. Knurrend und zähnefletschend stellten sie sich uns immer wieder in den Weg, und nur der Pfiff des Wärters brachte sie zur Raison.

Wie einsam und verlassen das Hospiz dalag in dem tiefen Schnee! Jetzt erst kam mir die winterliche Öde so recht zum Bewusstsein. Alles starr und tot ringsum. Welches Leben für die beiden Wärter, welche den ganzen Winter, jahraus, jahrein hier oben zubringen!

Wie wohlig es aber jetzt da drinnen war an dem warmen Feuer! Mehrere Stunden lang sassen wir um dasselbe herum und lachten über die Abenteuer der verflossenen Nacht. Dann ging es hinunter durch das Thal, hinunter in die weihnachtliche Landschaft mit ihren Tannen und Fichten, welche vielfach unter ihrer Schneelast seufzten, an dem schönen Handeckfall vorbei nach Meiringen, und hinaus in den Frühling.



Der Handeckfall.

Die Besteigung des Mönch.

4105 Meter.

Nach der Besteigung des Schreckhorns hatten unsere Freunde einen langen alpinen Schlaf auf ihrem Stroh gethan, bis in den hellen Tag hinein. Sie hatten heute vollauf Zeit, denn es sollte nur hinüber nach der Berglihütte gehen, um morgen dem Mönch einen Besuch abzustatten.

Wir kennen diesen Berg schon von der Wengern-Alp her. Seine Besteigung ist von dort aus äusserst schwierig und langwierig, so dass sie nur in besonders günstigen Sommern ausgeführt werden kann. Um so einfacher dagegen macht sich dieselbe von der Berglihütte aus, und es ist merkwürdig, dass diese nur wenig anstrengende und doch so ausserordentlich lohnende Tour verhältnismässig selten gemacht wird.

Eigerjoch

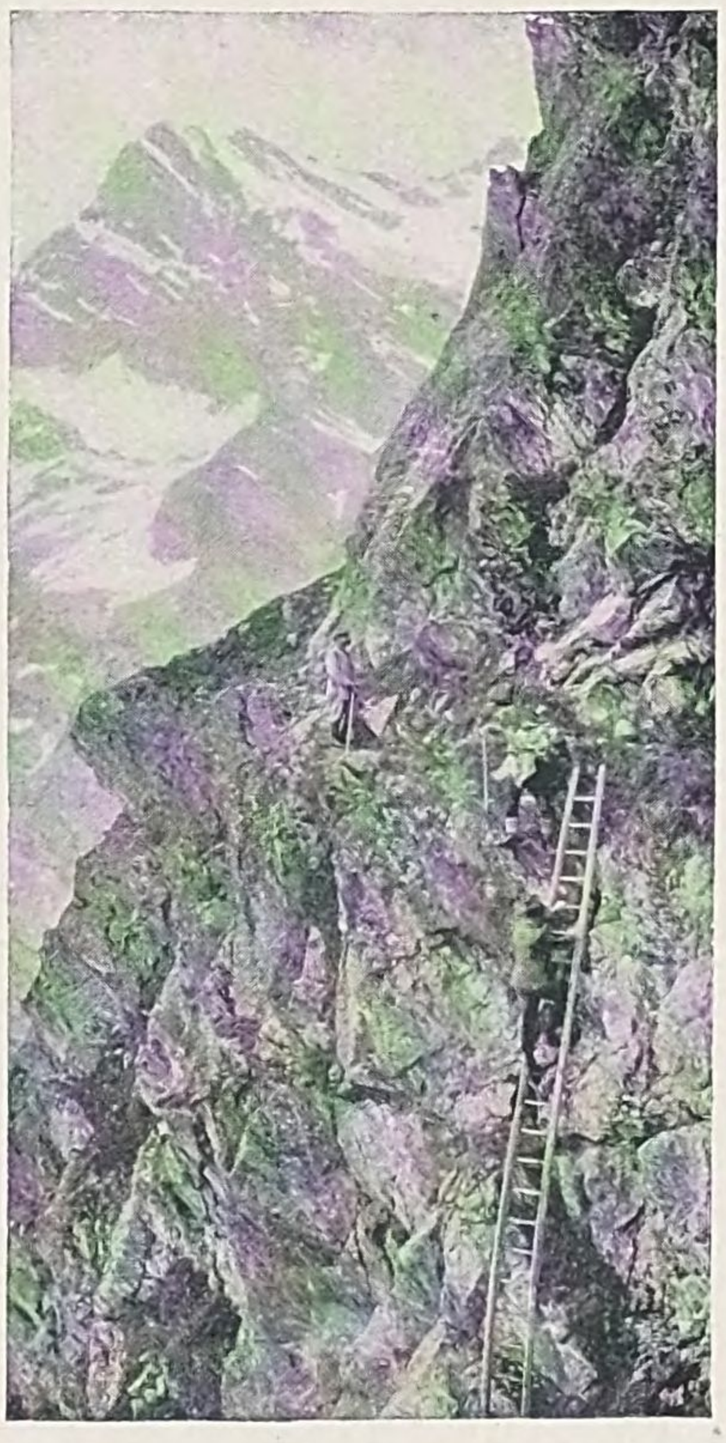
Süd Nord

Der Mönch von Nordosten.

An Erstlingsbesteigungen hat es dem Berge freilich nicht gefehlt. Die sämtlichen vier zu dem dachförmigen Gipfel hinaufführenden Grate sind vielmehr der Reihe nach bezwungen worden.

Die erste Besteigung von Dr. Porges im Jahre 1857 hatte von dem unteren Mönchjoch aus über den felsigen Ostgrat nach der Dachkante hinaufgeführt, ein Weg, welcher nur selten wiederholt wird. Die zweite Besteigung wurde 1863 durch Macdonald von dem oberen Mönchjoche aus über den Südgrat gemacht, welcher jetzt die allgemein übliche Anstiegsroute bildet. Es ist ein meist unschwieriger, zwei- bis dreistündiger Aufstieg auf Eis und Firn, der je nach den Schneeverhältnissen mehr oder weniger Stufenarbeit verlangt. Von dem jenseits des obigen Bildes gelegenen Jungfraujoche aus wurde der Berg zum ersten Male 1875 von Wethered bezwungen, und 1877 machte George Foster auch den von dem Eigerjoch aus ansteigenden Nordgrat. Es sind dies zwei unter Umständen nicht unschwierige Varianten, welche den Vorzug haben, dass sie auch einen Einblick in die der Wengern-Alp zugewendeten, ausgedehnten Steilabhänge des Berges gewähren.

Der Marsch von der Schwarzegghütte hinüber zu der Berglihütte ist ein prächtiger alpiner Bummel. Schwierigkeiten sind dabei, abgesehen von dem letzten Anstiege, nirgends vorhanden, und die Umgebung, in welcher man sich befindet, ist so grossartig wie nur möglich. Erst geht es über den ebenen Gletscher hinweg nach den jenseitigen Felsen, an denen ein bequemer Pfad hinabführt. Auf halbem Wege, bei der sogenannten „Enge“, wird dann über eine lange Leiter geklettert, demnächst der zu Thal führende Pfad verlassen und ganz allmählich zu dem Zäsenberghorn hinübergestiegen.



Bei der „Enge“.

Diese Kuppe, welche im übrigen keineswegs ein Horn, sondern nur ein Vorsprung der weiten Viescherhänge ist, liegt mitten in dem Cirkus des unteren Eismeeres, dessen steile Wände sich ringsum bis zu Höhen von 4000 Metern erheben. Sie hat eine eng begrenzte, aber um so grossartigere, wilde Aussicht, in welcher nur das schmale Loch zwischen Mettenberg und Eiger ein Stückchen grünes Land zeigt. Von Interesse ist auch das gerade unterhalb des Hornes befindliche „schwarze Brett“ oder die „heisse Platte“, welche wir schon Anno dazumal kennen gelernt haben. Es ist dies eine senkrechte Felswand inmitten des weiten Gletschers, an welcher die von oben herabdrängenden Eismassen nicht zu haften vermögen, so dass Dutzende von Eisbrüchen, deren Donner ringsum wiederhallt, in der Mittagszeit hier stündlich herabstürzen. Unsere Gesellschaft liess es sich nicht nehmen, die Grossartigkeit dieses Naturschauspieles durch einige leere Weinflaschen, welche hinuntergeschleudert wurden, zu vermehren. Sie hatte es sich, ihrem Grundsatze getreu, nichts zu überhasten, einige Stunden lang recht bequem dort oben gemacht. Ein kleines Feuer war angezündet worden, und

man hatte sich mit allen möglichen Scherzen vergnügt. Freund Berliner insbesondere war hocherfreut darüber, dass er auch heute eine „Spitze“ gemacht habe, und die Thatsache, dass dieselbe diesmal zur Abwechslung von oben nach unten bestiegen worden war, fand er besonders pikant. „Spitze bleibt Spitze“, meinte er. „Das Zäsenberghorn liegt 2343 Meter über dem Meer, und wie ich hinaufkomme, das ist meine Sache.“

Der nun folgende Marsch führt über eine leicht ansteigende, breite Gletscherfläche hinweg, welche sich bis zu dem Fusse des Eigers hinüberzieht. Man hat dabei zur Linken die steil ansteigenden, teilweise von Felsen durchsetzten Eishänge, und zur Rechten senkt sich der zerklüftete Gletschersturz in die Tiefe.

Die Eismassen, welche zu dem Bergli hinaufführen, wurden nach dem etwas mühsamen Waten durch den weichen Schnee mit Freuden begrüsst. Sie bilden immer wieder eine hervorragend interessante Passage, welche wegen der beständigen Veränderungen des Eises stets den Reiz der Neuheit hat. Fröhlich wurde hier emporgestiegen, aber die Freude minderte sich etwas, als von oben Zurufe hörbar wurden; denn die Hütte ist so klein, dass das Zusammentreffen mehrerer Partien immer Unbequemlichkeiten mit sich bringt. Dies war heute in erhöhtem Masse der Fall, denn es wurden nicht eine, sondern zwei Partien, ein Deutscher und ein Engländer mit ihren Führern angetroffen, so dass im ganzen 13 Personen anwesend waren, welche den kleinen Raum völlig ausfüllten. Den Tag über ging das ja schliesslich noch, aber während der Nacht hatte die Pritsche eine verzweifelte Ähnlichkeit mit einer gefüllten Sardinenbüchse. Es war nötig, sich immer erst mit seinen Nachbarn ins Benehmen zu setzen, ehe man sich auf das andere Ohr legen konnte, ein Wunsch, zu dem das harte Stroh nur zu häufig Veranlassung gab. Dazu dieses herrliche Konzert! Der unternehmende Stabeler hatte sich etwas ganz Besonderes ausgedacht und die an der Decke hängende Tragbahre als Nachtlager gewählt. Aber sie war ein kaltes Ruhebett, und so klapperte er die ganze Nacht hindurch als Kapellmeister von oben herab mit den Zähnen, während ringsum im Chor geschnarcht wurde. Es war eine wunderbare Musik und alles herzlich froh, als man nach Mitternacht die moralische Berechtigung hatte, anzunehmen, dass es Morgen sei.

Kein einziger Stern leuchtete draussen in der stockdunklen Nacht, als unsere Gesellschaft in dem tiefen Schnee hinauf gegen das Mönchjoch stieg, und ein heftiger Wind wirbelte die Flocken hoch auf. Welcher Anblick, die verschneiten schattenhaften Gestalten in dieser eisigen Natur! Man konnte glauben, es sei eine Polarexpedition in der ewigen Winternacht.

Das Überschreiten des Bergschrundes auf der andern Seite des Joches ging nicht ohne Schwierigkeiten vor sich. Mächtige Schneewächten hingen in die klaffende Spalte hinein, deren jenseitiger Rand gar nicht zu erkennen war. Wo sollte man hinüber? Irrlichtern gleich wanderten die flackernden Laternen hin und her, da und dort tauchten die Gestalten aus der Dunkelheit auf und verschwanden wieder. Endlich wurde der Übergang auf gut Glück versucht, und es dauerte eine geraume Zeit, bis die ersten jenseits festen Fuss gefasst hatten.

Auf dem Ewigschneefeld zog sich die Gesellschaft sehr in die Länge, denn der Schnee war weich und das Waten ermüdend. Dann trat allmählich die Dämmerung ein, und ein stürmischer Tag hielt seinen Einzug. Ohne Unterbrechung tobte der Wind, tiefe, dunkle Wolken schoben sich hin und her, und es schneite und hagelte durcheinander. Dazu von Aussicht selbstverständlich keine Spur. Kein Wunder, wenn Max schliesslich das Signal zum Rückzug gab. Die beiden andern Partien, welche sich ebenfalls den Mönch als Ziel gesetzt und schon einen Tag lang vergebens gewartet hatten, wollten davon allerdings nichts wissen. Sie mussten den Gipfel um jeden Preis erreichen, war es doch ihre erste Hochtour.

Etwa um 7 Uhr morgens erreichte unsere Gesellschaft die Hütte wieder und holte die versäumte Nachtruhe nach.

Am Nachmittage kamen die beiden andern Partien wieder an. Sie waren thatsächlich auf dem Gipfel gewesen. Wenn nun aber unsere Freunde geglaubt hatten, dass sie, wie üblich, nach Grindelwald weitergehen würden, so schien sich diese Hoffnung nicht erfüllen zu wollen, und das Gespenst einer erneuten schlaflosen Nacht nahm immer greifbarere Gestalt an. Die beiden Touristen legten sich zum Schlafen nieder, und die Führer begannen, sich häuslich einzurichten. Das waren schlimme Aussichten, und Freund Berliner begann seinem Groll allmählich Luft zu machen. Die Hütten seien für die Aufsteigenden da, so meinte er, und nicht für die Absteigenden. Das sei eine alte Bergsteigerregel. Wenn man sie zwei Nächte lang für jede Besteigung in Anspruch nehmen wolle, dann finde man überhaupt keine Unterkunft mehr.

„Nur Ruhe," erwiderte Max, „auf diese Weise wird gar nichts erreicht. Lassen Sie mich einmal machen und die beiden werden gewiss heute nacht in Grindelwald schlafen."

In erster Linie kam ihm bei seinem teuflischen Plane der Hunger zu Hilfe. Bald begannen die Führer, die Rucksäcke nach Proviant zu durchstöbern und sie um und um zu krempeln. Vergeblich, es war nichts mehr zu finden.

Dort oben freilich auf dem Brett lächelten verlockende Wein- und Bierflaschen, Konserven, frisches Fleisch und sonstige Genüsse, welche Dolly, die sorgsame Hausfrau, mit Kennerschaft ausgewählt hatte. Aber das gehörte alles den andern.

So war etwa eine halbe Stunde verstrichen, als Max daran ging, eine Suppe zu kochen. Sie musste einen köstlichen Duft verbreiten, denn die beiden Leblosen auf der Pritsche begannen sich aufzurichten und ein entschiedenes Interesse zu zeigen. Max freilich, der stumm geworden zu sein schien, nahm sich alle Zeit, und erst als die Blicke sich gar zu begehrlich nach der dampfenden Schüssel richteten, lud er die beiden zum Essen ein. Wie das wirkte! Mit ungeahnter Lebhaftigkeit sprangen sie herunter von der Pritsche und sprachen mit tadellos alpinem Appetit zu. Die armen Führer freilich mussten sich mit dem Zusehen begnügen, da der Proviant knapp sei und die Herren völlig reinen Tisch machten.

„Wie wäre es mit einer Flasche Bier? fragte dann Max. „Die giebt Kräfte für den Abstieg.“

Sie wurde ebensowenig verschmäht, wie der später darauf-gesetzte Cognac und Kaffee, und die Lebensgeister erwachten zu-sehends. Jetzt machte augenscheinlich nur noch der Engländer Schwie-rigkeiten. Seine Knie seien so steif, meinte er.

„Da giebt es ein vortreffliches Mittel: Kalte Waschungen und Frottieren.“ Das leuchtete dem badefrohen Gentleman ein. Er wurde vor die Hütte genommen und ihm unter kräftigem Reiben seitens der gesamten Führerschaft, die eine seltene Dienstfertigkeit an den Tag legte, eine Schüssel voll Schneewasser über die Knie und Beine geschüttet und auch der Kopf gründlich abgespült. Wie das Leben brachte! Mit Stentorstimme gab der Brave den Befehl zum Ab-marsch, und von warmen Segenswünschen begleitet, verliessen die beiden die Hütte.

Sie haben ihren Entschluss augenscheinlich nicht bereut, denn in Grindelwald fand sich ein Brief des Engländers vor, der in warmen Worten der Gastfreundschaft auf der Berglihütte gedachte und die vortrefflichen Betten des Bärhotels über alle Massen pries.

Am folgenden Tage sah das Wetter nicht viel schöner aus. Dicke Nebel lagerten über der Landschaft, ein leichter Schnee fiel, und nichts liess hoffen, dass die ersehnte Klärung eintreten werde. Es war ein trostloser Morgen. Was thun? Ein Versuch, den Berg zu besteigen, musste wenigstens gemacht werden, denn der Aufenthalt in der Hütte war gar zu trostlos, und die kostbare Zeit verstrich. Bald stand also unsere Gesellschaft wieder auf dem oberen Mönchjoch. Dann folgte eine kurze Felskletterei, bis der Grat betreten wurde. Es ist ein steiler Pfad, den es hier hinaufgeht, eine schmale Kante, die zu beiden Seiten abschüssig in die Tiefe fällt, ohne im übrigen besondere Schwierigkeiten zu bieten.

Es war ein eigenes Wetter. Die Nebel wurden stellenweise sichtlich dünner, so dass der schneeweisse Berg mit seinen scharfen Kanten und langgestreckten Schatten an den eisigen Hängen sich zeigte, alles in huschende Nebel gehüllt, beständig wechselnd und beinahe geisterhaft. Welch mächtiger Koloss dieser Berg ist! Da ist nichts Zierliches, nichts Graziöses, alles nur gewaltige Masse. Gewiss, diese kurzen Ausblicke, wenn auch ohne jede Fernsicht, waren allein schon die Mühe der Besteigung vollauf wert.

Bald wurde dann die Kante des Daches betreten, welche, leicht ansteigend, sich als ein abschüssiger Grat nach dem Hauptgipfel hinüberzieht, hin und wieder von prächtigen Schneewächten gekrönt. Es war kein schwieriger Marsch, denn die Nebel verhüllten dem Auge die Tiefen zu beiden Seiten, und der Schnee war, wenn auch weich, so doch von tragfähiger Beschaffenheit.

Auch auf diesem Wege erzählt uns die alpine Geschichte von einem Abenteuer.

Der Engländer Moore hatte im Jahre 1872 mit Melchior und Jakob Anderegg den Berg von Norden her traversiert, und jetzt, als die grössten Schwierigkeiten überwunden waren, entrann er nur durch einen Zufall dem Schicksal. Moore schildert den Grat als äusserst schmal und mit überhängenden Schneewächten bedeckt.*) Melchior, der bekannte Bergführerkönig, dem niemals ein Unfall passierte, be-

*) Alpine-Journal, Vol. VII.

Anstieg zum Mönch.

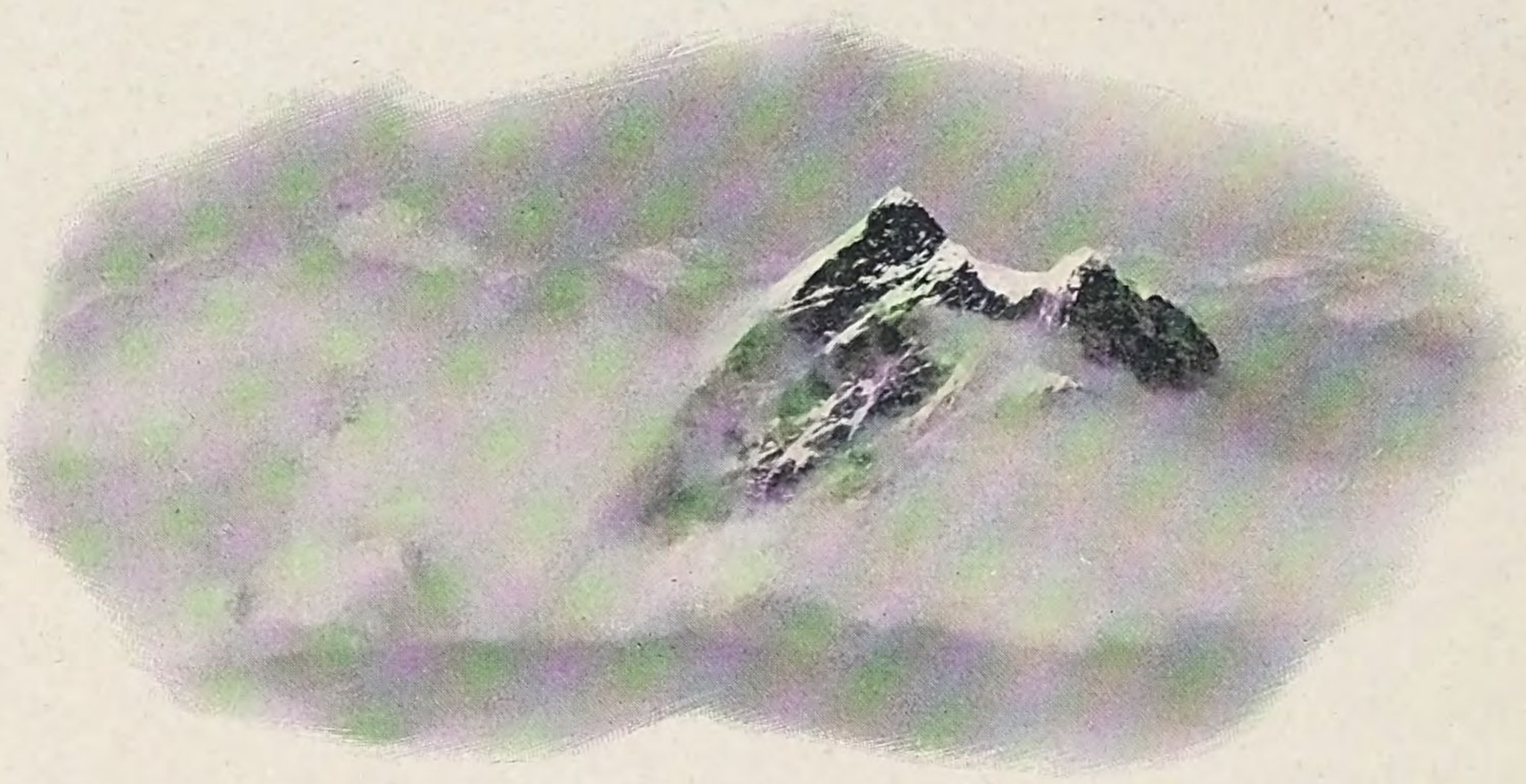
wegte sich deshalb mit der äussersten Vorsicht vorwärts. Er sondierte jeden Schritt mit seinem Beil, und langsam folgten die anderen, in der Meinung, dass sie sich genügend abseits von den trügerischen Schneemassen hielten.

„Da“, so schreibt Moore, „ertönte plötzlich ein Schreckensruf. In demselben Augenblicke schon wankte ich, und unwillkürlich mich nach rechts drehend, sass ich rittlings auf dem Grate. Mit donnernd dem Gepolter sauste die Schneewächte zu unserer Linken in die Tiefe und sandte Wolken von Schneestaub herauf, die alles verbargen. Als sie sich gelegt, sah ich Melchior ebenfalls dasitzen. Mit schneeweissem Gesicht sagte er: ‚Ich glaubte nicht, noch einen von euch zu sehen.‘

„Nur durch eine gleichmässige, instinktive Bewegung aller, welche einen wie den andern rittlings auf den Grat gebracht hatte, waren wir dem Verderben entgangen.“

Auf dem Gipfel des Mönch.

Unsere Gesellschaft erreichte ohne wesentliche Anstrengung den Gipfel. Derselbe bildete ein Plateau, beinahe gross genug, um Lawn Tennis darauf spielen zu können. Die Luft war mild, die Schneehänge zu beiden Seiten völlig ungefährlich, und man konnte sich hin und her bewegen wie man wollte. Hätte es auch nur ein bisschen zu sehen gegeben! Aber die Nebel waren so dicht wie nur je. Man beschloss also, zu warten, und tummelte sich stundenlang herum, ohne dass eine Veränderung eingetreten wäre. Vergebens suchte der Blick die Wolken zu durchdringen.



Der Gipfel der Jungfrau.

Da, als schon alle Hoffnung aufgegeben war, verdichtete sich plötzlich ein dunkler Fleck in dem einförmigen Grau, und deutlich traten die Umrisse eines zackigen Felsens aus dem sich senkenden Wolkenmeere hervor. Hallo! das war ja der Gipfel der Jungfrau. Scharf abgegrenzt hob sich die luftige Spitze in den Himmel hinein, der mit einem Schlage in hellem Sonnenglanze erstrahlte. Man kann sich die Freude denken, welche jetzt herrschte. War doch gerade dieser Gipfel unseren Freunden ganz besonders interessant. Aber bald erhob sich auch die Frage: sollte das alles bleiben? An dem ganzen, weiten Horizont ringsum war sonst nichts zu sehen als Wolken und immer wieder Wolken.

Die Neugierde war jetzt auf das höchste erregt. Was wohl diese Nebel alles verbargen? Es ist über die Aussicht auf dem Mönch in der Litteratur nicht viel verlautet, aber sie musste ja grossartig sein. Wenn sie sich jetzt vollständig enthüllen würde! Doch nein, das war ja gar nicht zu hoffen. Wenn nur wenigstens die Jungfrau ganz herauskam. Aber auch dieser Wunsch schien sich kaum erfüllen zu sollen, denn bleischwer lagerte das Wolkenmeer über der Landschaft, und der herrschende Westwind war eher unheilverkündend als glückbringend. Mehrfach hatte es sogar den Anschein, als werde der stolze Gipfel dort drüben wieder gedemütigt und von den Nebeln verschlungen werden.

Die Jungfrau vom Gipfel des Mönch.

Eine halbe Stunde verging so zwischen Furcht und Hoffnung, als plötzlich ein frischer Nordwind in die dicken Wolkenklumpen hineinfegte, sie hin und her in Bewegung setzte und ein tiefes Loch in dieselben riss. Hurra! das war Schnee dort unten. Das Jungfraujoch war frei. Jetzt war die Schlacht gewonnen, der Sieg neigte sich dem luftigen Gotte des Windes zu, die düstern Nebel mussten weichen. Immer mehr trat der felsgezackte Berg hervor, immer höher erhob er sich in die Lüfte, denn immer tiefer thaten sich die Abgründe zu beiden Seiten auf.

Erst erschien das eisige Rotthalhorn zur Linken in dem breiten Sattel. Dann kamen zur Rechten die schneeweissen Kuppen der Silberhörner, und endlich ganz tief unten das Schneehorn. Damit war der ganze Berg frei.

Es war ein geradezu märchenhafter Anblick, der schönste, den man von der stolzen Jungfrau haben kann. Wohl erscheint sie von der Wengern-Alp aus reicher und vielgestaltiger, aber ihre einheitliche, ruhige Grösse hier oben wirkt doch noch imponierender. Und während man dort nur die Nordwand des Gebirges vor sich hat, so ist der Blick hier wesentlich instruktiver. Man erkennt den Zusammenhang des Berges mit dem Hochplateau auf der einen und mit dem heute allerdings verdeckten Tieflande auf der andern Seite. Auch die Abstufungen zu beiden Seiten treten in ihrem richtigen Verhältnis zu dem Gipfel hervor. Wie tief z. B. jetzt das Schneehorn dort unten lag, eine niedrige, unscheinbare Kuppe gegenüber dem mächtigen Berge. Kein Wunder, dass damals der Gipfel sich von dort aus noch so hoch in die Lüfte erhoben hatte.

Es ist gewiss ein doppeltes Vergnügen, einen Berg unter solchen Verhältnissen zu beobachten, wenn man ihn genau kennt und bestiegen hat. Die kleinsten Details bekommen da eine Bedeutung. Sie rufen Erinnerungen wach und der Blick schärft sich verständnisvoll.

Die Jungfrau vom obern Mönchjoch.

Es ist nicht ohne Interesse, diesen Anblick der Jungfrau mit demjenigen zu vergleichen, welchen man am Fusse des Mönch aus der Gegend des oberen Mönchjoches erhält. Man glaubt seinen Augen nicht zu trauen, so unscheinbar erscheint der Berg da. Alles ist in die Breite gezogen, flach und niedrig, und der näher gelegene Vorgipfel scheint den Hauptgipfel weit zu überragen. Es ist dies eine jener Täuschungen, welche im Gebirge auf Schritt und Tritt vorkommen und insbesondere für den führerlosen Gänger das Urteil und die Orientierung so ausserordentlich erschweren. Im allgemeinen kann man sagen, dass die sich scheinbar beständig verschiebenden Höhen- und Grössenverhältnisse am richtigsten wiedergegeben werden, wenn man sich den Objekten in einiger Entfernung und auf annähernd gleich hohem Standpunkte gegenüber befindet. Doch sind auch hier Sinnestäuschungen selbstverständlich nicht ausgeschlossen.

Wie stand es nun mit den übrigen Grössen des Gebirges? Noch hüllten sie sich in dicke Nebel ein. Aber der Bann war gebrochen, und bald wagten sie sich alle der Reihe nach aus der luftigen Hülle hervor.

Zunächst kam das Finsteraarhorn. Ein Loch öffnete sich tief unten am Fusse des Mönch, und auf den weiten Schneeflächen marschierten die Schatten der Wolken hin und her, während sich über diesen die stolze Pyramide hoch in den blauen Himmel hinein erhob.

Über dem Eismeere vermochten Sonne und Wind ihre Kraft nur insofern geltend zu machen, als sie die dicken Wolken immer mehr in die Tiefe drückten, so dass jenseits dieser scheinbar bleischweren Decke das mächtige Schreckhorn mit seinen beiden Täubchen und die zackige Felswand des Lauteraarhorns hervortraten, ein überaus prächtiger Anblick.

Dann suchte auch das Aletschhorn, dieser zweithöchste Gipfel des Oberlandes, die Aufmerksamkeit zu erregen, aber es vermochte im wesentlichen nur seine charakteristische, spitz zulaufende Schneekuppe zu zeigen, während die tieferliegenden Schneeflächen sich nicht recht von dem Nebel trennen konnten.

Am längsten dauerte es, bis sich der Eiger mit seinem gezackten Eiskamme aus dem Wolkenmeere hervorkämpfte. Bei diesem

Klein-Viescherhorn Gross-Viescherhorn

Das Finsteraarhorn vom Gipfel des Mönch.

Schreckhorn und Lauteraarhorn vom Gipfel des Mönch.

Das Aletschhorn vom Gipfel des Mönch.

Berge konnte man die entgegengesetzte Erscheinung wie bei der Jungfrau beobachten. Während die letztere infolge ihrer überragenden Höhe doppelt gross und steil aussah, so erschien der tiefer liegende Eiger von hier oben aus wie ein breitgedrückter Koloss. Aber je tiefer man absteigt, je mehr man auf sein Niveau kommt, um so höher und stolzer erhebt er sich wieder.

Damit war das Schauspiel der Natur zu Ende.

Bedenkt man nun, dass in diesem ganzen herrlichen Bilde keinen Augenblick Ruhe herrschte, sondern die hin und her, auf und ab wogenden Nebel beständig alles veränderten und immer wieder neue, überraschende Lichteffekte hervorbrachten, so wird man die Grossartigkeit desselben ermessen.

Wie aber stand es mit dem grünen Lande? Da war keine Spur zu sehen. Es liess sich nur ahnen, dass dort unten ein tüchtiger Regen falle.

Der Abstieg zur Hütte ging ohne nennenswerte Ereignisse von statten, und man war eine Zeitlang im Zweifel, ob hier noch eine kurze Rast zu machen sei oder nicht. Schliesslich aber erwies sich die Aussicht auf einen warmen Thee doch als zu verlockend. Das war gut, denn dieser Entschluss, Einkehr zu halten, hat unsern Freunden höchst wahrscheinlich das Leben gerettet. Sie hatten etwa eine Viertelstunde lang gerastet, als draussen ein furchtbares Donnern hörbar wurde. Alles rannte hinaus. Eine mächtige Lawine, welche sich an den Viescherhängen losgelöst, stürzte unmittelbar neben dem Bergli entlang in die Tiefe. Eine gespenstige Wolke von hochaufgewirbeltem Schneestaub schritt ihr voraus, dahinter polterten die mächtigen Eistrümmer, dass es von den weiten Wänden ringsum wiederhallte und lange noch, als das Ungeheuer friedlich dort unten auf dem Gletscherplateau lag, rieselte der Schnee nach. Es war ein grandioser Anblick.

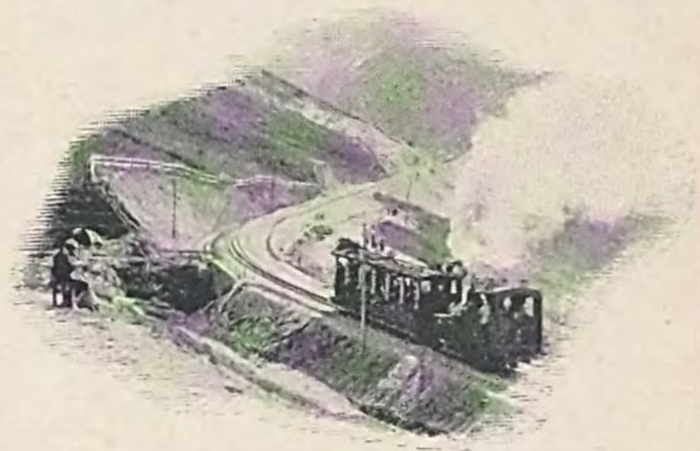
Den Weg aber, der dort im Zickzack an dem Hange hinunter führte, hatte die Lawine tief bedeckt. Sie hätte jeden, der sich dort befand, mit Sicherheit hinweggefegt.

Bei dem weiteren Abstieg war also besondere Vorsicht nötig. Die einzige Möglichkeit, sich vor einem ähnlichen Zwischenfall einigermassen zu schützen, bestand darin, dass man rasch über den gefährlichen Hang hinabkam. Es wurde also in wilder Hast gerannt und gerutscht, bis das Gletscherplateau erreicht war. Dann ging es hinein in den Nebel und den Regen, in ein trostloses Wetter, das den ganzen Tag hier herrschte.

Es war nur eine kurze Zeit gewesen, während deren die Pracht des Gebirges sich dort oben gezeigt hatte. Aber was will das sagen! Die kurze Spanne bedeutete eine lebenslange, unvergessliche Erinnerung.

Der Eiger von unterhalb des Mönchgipfels.

Nach einer Photographie gezeichnet von J. Rummelspacher.



Die Projekte einer Jungfraubahn.

Nachdem in unserem Zeitalter des Verkehrs die Alpen mehrfach von dem Schienenstrange durchbrochen und zahlreiche Aussichtspunkte in den Vorbergen dem reiselustigen Menschenstrome durch die Eisenbahn eröffnet worden sind, hat es für den modernen Menschen nicht viel Überraschendes, wenn man nunmehr auch daran denkt, das wirkliche Hochgebirge dem Massenverkehr zu erschliessen. Dass dabei vor allem das vielbesuchte Berner Oberland, und insbesondere die Jungfrau in Frage kommt, liegt auf der Hand.

Der Gedanke, eine Eisenbahn auf diesen Berg zu bauen, entstand im Jahre 1889 und rührt von dem Schweizer Ingenieur Trautweiler her. Er wurde sofort auch von anderer Seite lebhaft aufgenommen und verarbeitet. Aber man vermochte zunächst nicht über mehr oder minder theoretische Ideen hinaus zu kommen.

So liess das Projekt Trautweilers, aus der Gegend des Trümmelbachfalles eine Drahtseilbahn im Tunnel gerade hinauf zu dem Gipfel zu führen, zwar an Kühnheit der Auffassung nichts zu wünschen übrig, aber es war doch fraglich, ob sich in der Ausführung nicht unüberwindliche Schwierigkeiten und Unzuträglichkeiten ergeben hätten. Schon die Herstellung eines Tunnels mit Steigungen bis zu 45 Grad war ein ungelöstes Problem. Dann wäre der Betrieb auf der $6\frac{1}{2}$ Kilometer langen Bahn nicht mit einem Drahtseil zu bewältigen gewesen. Es musste vielmehr eine Einteilung in vier Strecken mit drei Umsteigestationen vorgesehen werden. Diese Stationen, überaus kostspielige Anlagen, hätten im Innern des Berges errichtet werden müssen, und die Notwendigkeit des häufigen Umsteigens würde eine grosse Leistungsfähigkeit der Bahn kaum zugelassen haben.

An denselben Schwierigkeiten krankte das Projekt des Schweizer Ingenieurs Köchlin, welcher die schon bestehende Bahn von Lauterbrunnen bis in die Gegend von Stechelberg verlängern und demnächst mittelst Tunnels und Drahtseils im Bogen über den Schwarzen Mönch und die Silberlücke den Gipfel erreichen wollte.

Um die mit dem Drahtseilbetrieb auf so langen Strecken verknüpften Unzuträglichkeiten zu vermeiden, kam der Erbauer der Pilatusbahn, Oberst Locher, auf den eigenartigen Gedanken, die Beförderung mittelst komprimierter Luft, ähnlich wie bei Rohrpostbriefen zu bewerkstelligen. In dem Tunnel, welcher aus der Gegend von Lauterbrunnen direkt nach dem Jungfraugipfel führend gedacht war, sollte der cylindrische, 50 Sitzplätze enthaltende und mit Rädern versehene Wagen, einem Kolben ähnlich, derartig eingefügt sein, dass er durch von unten eingepresste Luft in 15 Minuten bis zu dem Gipfel getrieben werden konnte. Der Abstieg wäre entsprechend durch allmähliches Auslassen der Luft an der untern Tunnelöffnung erfolgt. Diese Beförderungsweise, welche Locher bis ins Detail ausgearbeitet hat, wird als unbedingt gefahrlos und sicher funktionierend geschildert und hätte den Vorzug grosser Billigkeit gehabt. Ob sie sich aber praktisch bewährt haben würde, muss dahingestellt bleiben. Zum mindesten wäre ein jahrelanger, tadellos funktionierender Betrieb notwendig gewesen, um das Zutrauen des Publikums zu wecken und die Befürchtung zu verscheuchen, dass man infolge unerwartet eintretender

Reibungen halbwegs in dem Tunnel stecken bleiben, oder durch Austritt der Luft an der untern Tunnelöffnung plötzlich in die Tiefe stürzen könne.

Im Jahre 1892 stellten dann die Schweizer Ingenieure Strub und Studer das Projekt einer Eigerbahn auf, welche im Anschluss an die Wengern-Alpbahn, von der kleinen Scheideck nach dem Rotstock, und von hier im Tunnel als Drahtseilbahn direkt zum Gipfel führen sollte, was bei der kurzen Entfernung und geringeren Steigung verhältnismässig weniger Umstände gemacht hätte.

So standen die Dinge, als im Jahre 1893 der Züricher Eisenbahnunternehmer Guyer Zeller die Frage in mehr praktische Bahnen lenkte. Sein Projekt nimmt zunächst von dem Drahtseil Abstand. Er will vielmehr den Gipfel der Jungfrau mittelst einer gewöhnlichen Zahnradbahn und elektrischen Betriebes erreichen. Das Tracé wurde deshalb künstlich verlängert, um keine allzugrossen Steigungen zu erhalten. Er denkt sich ferner die Bahn nicht bloss als eine reine Bergbahn, sondern auch als eine wenigstens teilweise Verbindungsbahn zwischen dem Berner Oberland und dem Wallis.

Diese Gesichtspunkte führten dazu, die Bahnlinie im Anschluss an die Wengern-Alpbahn von der kleinen Scheideck zunächst zum Eiger-Gletscher zu führen. Von hier windet sie sich in östlicher und nachher südlicher Richtung um das Eigermassiv herum und geht unter dem Mönch hindurch mit einer Abzweigung nach dem oberen Mönchjoche. Weiterhin folgt die Unterführung unter dem Jungfraujoche, wobei sich die Bahn, um nicht auf die beträchtlichen, hier lagernden Eismassen zu stossen, erheblich senken soll. Demnächst geht es wieder ansteigend spiralförmig um das obere Massiv des Berges herum, bis zu einem kleinen Plateau, etwa 65 Meter unterhalb des Gipfels, zu welchem ein Aufzug geplant ist.

Wie man sieht, wird bei diesem Projekte durchweg mit normalen Verhältnissen gerechnet. Die Steigungen betragen nicht mehr als die erfahrungsgemäss noch zulässigen 25 Prozent, die Kurven sind verhältnismässig weit, und um die Stabilität ausser jeden Zweifel zu stellen, soll die Spurweite noch grösser sein, als diejenige der Wengern-Alpbahn. Im ganzen hätte die Bahn demnach eine Länge von ca. 12 Kilometern, von denen nur die erste Strecke bis zum

Eiger-Gletscher sich auf offener Erde befindet, während die übrigen 10 Kilometer Tunnel sind. Die Fahrzeit soll einschliesslich der Aufenthalte 1 Stunde 40 Minuten betragen.

Dieses Projekt wurde im Jahre 1894 durch den Bundesrat konzessioniert und ist seit dem Sommer 1896 auf der Strecke kleine Scheideck—Eiger-Gletscher in der Ausführung begriffen.

Was nun die Schwierigkeiten betrifft, welche die Erstellung der eigentlichen Bergbahn bieten wird, so sind sich darüber die Gelehrten noch nicht einig. So viel ist aber gewiss, dass dieselben sich als um so grösser erweisen, je mehr man an die Ausführung geht.

Zunächst sind die unbedingt notwendigen Vermessungen zur endgültigen, genauen Festlegung des Tracés äusserst schwierig, wenn nicht an einzelnen Stellen ganz unmöglich. Weiterhin kommen die Schwierigkeiten bei der Ausführung der Arbeit. Die Frage, ob dabei die Bergkrankheit eine Rolle spielen wird, dürfte angesichts der Acclimatisationsfähigkeit des Menschen wohl weniger in Betracht kommen, als diejenige der Unterbringung und Verpflegung der Arbeiter, die Kälte der Temperatur und die vermutlich ausserordentlich beschränkte Bauzeit.

Diese letztere macht es dringend wünschenswert, den Durchstich, wie auch sonst üblich, an verschiedenen Stellen zu beginnen, wenn der Bau in einigermassen absehbarer Zeit beendet und nicht zu kostspielig werden soll. Dies ist auch zunächst auf der Strecke zu dem Mönchjoch geplant. Wie aber wird sich das in der praktischen Ausführung machen? „Es ist ein kühner Gedanke und ein waghalsiges Beginnen," so schreibt Professor Koppe, welcher längere Zeit bei dem Unternehmen beschäftigt war, „an diese nackten und steilen. Felswände hinauf Kabelleitungen für den elektrischen Strom zu legen, welcher die Gesteinsbohrmaschine treiben muss, diese selbst hinauf zu schaffen mit allem Zubehör, wie Ventilatoren, ohne welche der Aufenthalt im Tunnel für die Arbeiter unmöglich sein würde, Schmiedevorrichtungen zum Schärfen der Bohrer, Wasser zum Einspritzen in die Bohrlöcher, Sprengmaterial, Heizung, Beleuchtung, Nahrung u. s. w."

Von anderer Seite werden mehr günstige Verhältnisse in den Vordergrund gerückt. So hält Professor Golliez die niedrige Tem-

peratur, welche man voraussichtlich in dem Tunnel vorfinden wird, für vorteilhaft. Sie soll ein Gefrieren und wieder Auftauen des Gesteins ausschliessen, und die Errichtung von Mauerwerk würde deshalb im allgemeinen nicht nötig sein. Ebenso sei ein Eindringen von Wasser wegen des gefrorenen Bodens ausgeschlossen. Auf der andern Seite werde allerdings die Verwendung von Mörtel Schwierigkeiten machen. Man müsse deshalb darauf bedacht sein, Cemente zu bekommen, welche auch in der Kälte auf einem stets gefrorenen Boden erhärten u. s. w.

Es ist nun einleuchtend, dass in der zweiten Hälfte des Baues die Schwierigkeiten sich noch wesentlich steigern werden. Ob es insbesondere gelingen wird, unter den bis jetzt völlig unergründeten Eismassen des Jungfraujoches hindurch zu kommen, ist ein ungelöstes Problem, das gewiss noch viel Kopfzerbrechen machen wird. Im übrigen gedenkt Guyer Zeller ganz allmählich vorzugehen, die Bahn streckenweise fertig zu stellen und ihre Weiterführung von den jeweils sich ergebenden Verhältnissen abhängig zu machen. Er ist der Ansicht, dass auch schon die unteren Strecken einen genügenden Verkehr aufweisen werden, um sich zu rentieren. Wie dem nun sei, das Projekt ist jedenfalls ein ausserordentlich kühnes, dem der moderne Mensch bei einiger Unbefangenheit die Bewunderung nicht versagen kann, und wenn es gelingt, dasselbe wirklich auszuführen, so wird es gewiss einen Merkstein in der Geschichte der Technik bilden.

Die Vorteile einer Jungfraubahn liegen auf der Hand. Sie würde der Welt ein an grossartigen Schönheiten reiches Gebiet erschliessen, das ihr bis dahin unzugänglich war, und sie kann deshalb in ihrer Gesamtheit mit der Sache wohl zufrieden sein. Für den Bergsteiger aber geht dieses Gebiet unwiederbringlich verloren, und man darf sich nicht darüber wundern, wenn er dem Projekte kühl bis ans Herz hinan gegenübersteht. Es ist keineswegs leere Eitelkeit von ihm, wenn er seinen Stolz darein setzt, Schwierigkeiten zu überwinden und Gipfel zu erklettern, welche nicht jedermann zugänglich sind, wenn er die Ruhe des Gebirges aufsucht und seine erhabene Schönheit nicht profaniert wissen will. Dies ist aber zweifellos der Fall. Die Jungfrau, so wie sie bisher in den An-

schauungen vieler Tausender gelebt hat, erhält durch die Bahn einen bösen Stoss.

Es ist viel Papier und Tinte darüber verschwendet worden, um schwarz auf weiss zu beweisen, dass diese Eisenbahn den schönen Berg nicht verunstalte und entweihe. Man hat erklärt, sie halte sich ja im Tunnel, der elektrische Betrieb mache keinen Rauch, und die Grössenverhältnisse des Berges seien so enorm, dass das bisschen Bahnanlage gar nicht in Betracht komme. Dies ist eine Philister-Beweisführung, die sich weder der wahre Naturfreund, noch der Bergsteiger aneignen kann. Die Schönheit der Alpen ist ein ideelles Gut. Sie hat ihren Sitz nicht allein in der Natur selbst, sondern auch in dem Innern des Menschen, der ihrer Grösse ein fühlendes Herz entgegenbringt und sie in ihrer stolzen Hoheit bewundert. Diese Gefühle aber, die für die Menschheit ihren Wert haben, auch wenn sie sich nicht mit Zahlen messen und wägen lassen, werden durch die prosaische Brutalität eines Eisenbahn-Massenverkehrs zweifellos geschädigt und die Ideale in den Staub gezogen. Nicht allein der herrliche Berg, sondern ein ganzer Teil des Berner Oberlandes sollen gewöhnlichen Zweckmässigkeitsrücksichten dienstbar gemacht werden. Damit wird die stolze Jungfrau auf das Niveau des Marktweibes heruntergezogen, und das ist sicherlich schade.

Im übrigen ist es allerdings zwecklos, sich in fruchtlosen Klagen über einen solchen Entwicklungsgang auszulassen, denn die Welt geht ihren Lauf doch weiter, ob man demselben sympathisch gegenübersteht oder nicht, und der Vorteil, dass der schönste Berg des Berner Oberlandes dem grossen Publikum erschlossen wird, muss eben von der Minderheit der Bergsteiger wohl oder übel bezahlt werden. Immerhin können aber auch diese bis zu einem gewissen Grade ihre Rechnung bei dem Unternehmen finden, welches ihnen eine bisher schwer erreichbare Gegend wesentlich näher bringt. Zweifellos werden Berge wie die Viescherhörner, Grünhörner, das Finsteraarhorn, Agassizhorn, Ebenefluh, das Aletschhorn und seine Genossen einen gesteigerten Besuch erfahren, wenn die Bahn bis zu dem Mönchjoch erstellt ist, und die nahe Verbindung zwischen Oberland und Wallis bildet gerade für den Bergsteiger gewiss einen grossen Vorzug.

Sehen wir nunmehr zu, welcher Art etwa die Eindrücke auf der Fahrt nach dem Jungfraugipfel sein werden.

Bis zu der Station am Eiger-Gletscher wird man nicht allein den prächtigen Blick entlang der in Fels und Eis starrenden Nordwand des Gebirges, sondern auch die Aussicht auf das sich weit ausdehnende, grüne Land haben. Durch die Felsen des Rotstockes und des Eigers ziehend, eröffnet sich dann bei der Eigergallerie der Blick hinunter auf das liebliche Thal von Grindelwald und hinüber nach dem stolzen Wetterhorn mit seiner eisgekrönten Spitze. Die Linie, welche die Bahn weiterhin verfolgen soll, können wir am besten von dem Gipfel des Mettenberges beziehungsweise des Wetterhorns aus betrachten (siehe Seite 11 und 242). Es ist eine prächtige Felswand, welche da unmittelbar an der Oberfläche durchbrochen werden soll.

Ein Stück weit jenseits der Eigerkante ist die Station Eiger, etwa 700 Meter unter dem Gipfel, gedacht. Die Aussicht, welche man von dort aus erhält, dürfte im wesentlichen derjenigen von der Berglihütte aus entsprechen (siehe Seite 107).

Der Rotstock.

Der Blick wird an den steilen Felswänden hinunter auf das untere Eismeer schweifen, aus welchem sich das Schreckhorn und Lauteraarhorn, die eisigen Wände der Viescherhörner und der Mönch erheben. Es wird dies wohl einer der grossartigsten Aussichtspunkte sein, welche die Bahn zu bieten hat. Die weiterhin nach dem Mönch zu führende Strecke können wir von dem Gipfel des Schreckhorns aus verfolgen (siehe Seite 166).

Die Station am oberen Mönchjoch, bei welcher die Errichtung von Hotels vorgesehen ist, denkt sich Guyer Zeller als den eigentlichen Tummelplatz der Fremden, welche sich hier in Schlitten-, Ski- und sonstigem Sport vergnügen sollen. Ob aber dieser Ort wirklich eine sehr grosse Anziehungskraft ausüben wird, erscheint demjenigen, der ihn thatsächlich kennt, doch fraglich. Wir haben schon gesehen, welchen unbedeutenden Eindruck die Jungfrau von dem dortigen weiten Schneeplateau aus macht (siehe Seite 203), und auch die übrigen sichtbaren Berge sind vermöge der hohen Lage des Plateaus, aus welchem sie sich nicht genügend erheben können, keineswegs besonders imponierend. Monotone, weite Schneeflächen, ohne besonders hervorragende Gipfel bilden die Signatur des Gebirges hier oben, das sich mit dem Anblick der drei Berge von der Wengern-Alp aus nicht entfernt vergleichen lässt. Es ist deshalb vom Standpunkte des Unternehmens aus gewiss ein richtiger Gedanke, dass auf den Trugberg, den Mönch und eventuell auch auf den Eiger Fusspfade geplant sind, denn dort oben erst erhält man den richtigen Eindruck von der Grösse der Natur.

Die Verbindung von dem oberen Mönchjoch nach dem Eggischhorn und dem Wallis wird wenig Schwierigkeiten machen. Zunächst ist sie als ein regelmässig eingerichteter Schlittenverkehr über das Ewigschneefeld und den Aletsch-Gletscher gedacht, was die ebene, spaltenfreie Beschaffenheit dieser Gletscher sehr wohl zulässt. An dem unteren Teile des Aletsch-Gletschers, wo die Spalten die Schlitten-

fahrt ausschliessen, ist ein Saumpfad an den seitlichen Felsen für Maultiere geplant. Als Zwischenstation ergiebt sich von selbst der Konkordiaplatz, wo der Besitzer des Hotel Eggischhorn an Stelle der alten Hütte ein kleines Hotel errichtet hat.

Bei der Fahrt von dem Mönch zum Gipfel ist nur noch eine Aussichtsgallerie, unmittelbar vor dem Jungfraujoch, an den Nordwänden des dort befindlichen Felsenkessels geplant. Wir kennen diesen Kessel von der Wengern-Alp her. (Siehe Seite 19 zur Linken.) Die Aussicht von dort oben, welche sich an den mächtigen Felsen und Eismassen hinweg über die grünen Vorberge erstreckt, wird an Grossartigkeit und reizvollen Gegensätzen gewiss nichts zu wünschen übrig lassen.

Die Eismassen des Jungfraujoches, unter welchen die Bahn nunmehr hindurch gehen soll, haben wir auf dem Marsche nach dem Schneehorn zu beobachten Gelegenheit gehabt (siehe Seite 45). Den weiterhin folgenden Anstieg an dem Felsmassiv der Jungfrau überblicken wir in seiner Gesamtheit am besten von dem Gipfel des Mönch (siehe Seite 202), wo wir die beiderseitigen Hänge des Berges vor uns haben, während der südliche Teil des zu dem Gipfel führenden Felsgrates sich von dem Konkordiaplatz (siehe Seite 21), der nördliche von der Wengern-Alp aus (siehe Seite 18) überblicken lässt. Das Plateau zwischen dem Vor- und Hauptgipfel berührt die Bahn nicht, sondern sie geht unter demselben hindurch. Bei dem nun folgenden Kehrtunnel nähert sie sich den Rotthalwänden (siehe Seite 56 und 64) und wendet sich dann den südlichen Felshängen des Gipfelmassivs zu (siehe Seite 49), wo sich eventuell eine Aussichtsgallerie anlegen liesse. Demnächst wird das kleine, 25 auf 30 Meter messende Plateau erreicht, von dem aus ein Elevator nach dem eisigen Gipfel führen soll.

Über den Blick von dort oben, den wir zur Genüge kennen, ist hier nichts weiter hinzuzufügen.

Wenn somit die Linie, welche die Bahn durchschreitet, an sich eine hochinteressante ist, so kommt dies auf der Fahrt doch kaum zur Geltung. Auf dem 10 Kilometer langen Wege von dem Eiger-Gletscher bis zu dem Gipfel hat man, die abseits gelegene Station Mönchjoch mitgerechnet, nur vier Aussichtsgallerien, zwischen

denen eine durchschnittliche Fahrzeit im Tunnel von je 20 Minuten liegt, während deren die Passagiere sich höchstens gegenseitig bewundern können. Es ist aber auch eine Frage, ob an diesen Aussichtsgallerien, welche sich im Verein mit dem Ausblick vom Gipfel gewiss in reizvollem Wechsel an einander reihen, ein wirklicher Naturgenuss möglich ist. Von dem Innern des Wagens aus wird man hier kaum ein Gesamtbild erhaschen können und wenn ein Aussteigen gestattet ist, so hat man jenes Bahnhofsgetriebe, das für die hehre Natur dort oben am allerwenigsten passt. In Betracht kommt hiebei auch, dass der Andrang zu der Bahn sich naturgemäss auf einzelne, wirklich klare Tage zusammendrängen wird, ein Umstand, der sich insbesondere auf dem Gipfel, bezw. dem dort anzulegenden Rundgange mit seinen äusserst beschränkten Platzverhältnissen störend geltend machen wird.

Im übrigen hat das ja allerdings für den rastlosen Eisenbahnreisenden nicht viel zu sagen. Die Hauptsache ist vielmehr, oben gewesen zu sein. Das wird zweifellos zum guten Tone gehören.

Wie ganz anders ist doch da der Bergsteiger daran, der allein auf dem eisigen Kamme steht, der sich seinen Genuss erkämpft hat und sich ungestört, mit offenem Herzen in die Schönheit und Grösse der Natur vertiefen kann.

Nun zunächst bleibt dies ihm unbenommen, denn es hat noch gute Weile, bis der erste Eisenbahnzug dort oben ankommt, falls dies überhaupt der Fall sein wird.

Hannibals zweiter Übergang über die Alpen.
(Aus einer alpinen Flugschrift.)

Die Überschreitung des Wetterhorns.

3703 Meter.

Trotz aller Schönheit und Pracht, welche unsere Freunde frohen Herzens in den Bergen genossen hatten, waren sie doch auch wieder gerne nach Grindelwald hinuntergestiegen. Vier Nächte auf Stroh mit allem was dazu gehört, und das ist oft mehr als man gerade wünscht, sind eine lange Zeit, bei der die Romantik des Hüttenlebens immerhin etwas schwinden kann. Schliesslich hat da auch der begeisterte Fex wieder eine gewisse Sehnsucht nach Komfort. Es giebt allerdings auch Leute, die alles, was im Gebirge mit diesem Fremdwort zusammenhängt, verdammen und verachten, und vieles ist schon über den verweichlichenden Einfluss von Grindelwald geschrieben worden. Auf der andern Seite aber hat gerade dieser gründliche Wechsel zwischen Entbehrung in den Bergen und vornehmer Behaglichkeit in dem Thale auch seine Reize, und man kann sehr

wohl seine Freude an einem erfrischenden Bad, einer wohlbesetzten Tafel und einem bequemen Lehnstuhl am offenen Feuer haben, ohne deshalb gleich ein verächtlicher Epikuräer zu sein und die Lust an dem abenteuerlichen Bergesleben zu verlieren. Unsere Freunde wenigstens grollten Herrn Boss keineswegs wegen des Komforts in dem Bärhotel, und der Ort ist darum nicht für sie zum Capua geworden.

Grindelwald hat an sich für den Bergsteiger sehr viel Anregendes. Es ist keineswegs bloss die bergsteigerische Filiale von Interlaken, sondern hat als hauptsächlichstes alpines Standquartier des Oberlandes von jeher eine selbständige Bedeutung gehabt. Man kann sogar sagen, dass von hier der grosse Eroberungszug der Bergsteiger ausgegangen ist. Die Berner Alpen waren schon in den fünfziger Jahren der Hauptanziehungspunkt für die kommende alpine Generation. Hier wurden die ersten grossen Besteigungen systematisch ausgeführt und Schule gemacht. Die dabei gewonnenen Erfahrungen haben sich insbesondere in der Oberländer Führerschaft niedergeschlagen, welche ihren natürlichen Mittelpunkt in Grindelwald hat und hier eine Periode erlebte, welche unerreicht geblieben ist. Namen wie Christian und Ulrich Almer, Ulrich und Hans Kaufmann, Peter Bohren, Johann und Peter Baumann, Peter Rubi, Christian Michel, werden in der Geschichte des Bergsteigens immer so vorbildlich bleiben, wie die Oberländer Schule überhaupt, zu der sich noch die Anderegg, von

Bergen, Jaun und Maurer aus Meiringen und die Laueners aus Lauterbrunnen gesellen.

Mag der moderne Alpinismus sich noch so viele Ziele stecken und noch so viele Neuerungen versuchen, die richtigen Unterlagen des Bergsteigens werden doch immer die Grundsätze bilden, welche von der Oberländer Schule geschaffen worden sind: Vorsicht bei aller Energie und Kühnheit, grundsätzlicher Gebrauch des Seiles, Überschreiten der Gletscher zu dreien und eine gründliche Eistechnik.

In socialer Beziehung haben die grossen Oberländer Führer die höchste Stufe erreicht. Intelligenz, allgemeine Bildung — die meisten sprechen deutsch und englisch — und ebenso bescheidenes, wie im Augenblicke der Gefahr zielbewusstes und energisches Auftreten, machen sie zu hochgeschätzten Gefährten.

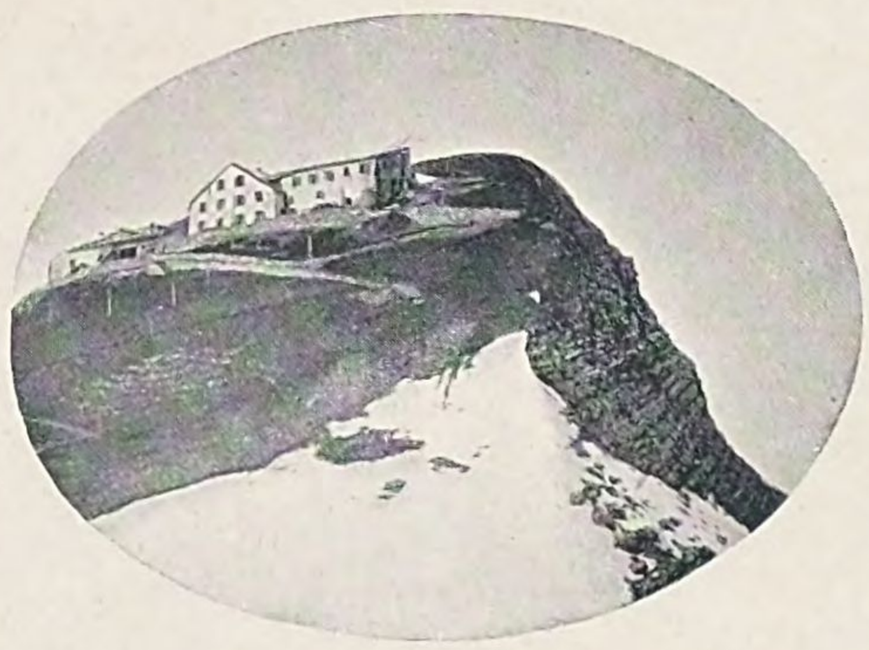
Es wird in neuerer Zeit so viel davon geredet, welche geistige Last die „ungebildeten“ Führer seien, hauptsächlich um das im übrigen in gewissen Grenzen durchaus berechtigte führerlose Gehen zu verteidigen. Dies mag bei minderwertigen Führern der Fall sein, trifft aber bei wirklich erstklassigen Männern, wie sie die Hauptrepräsentanten der Oberländer Schule sind, gewiss nicht zu. Mit solchen Leuten zu gehen ist jedem wahren Bergsteiger ein Genuss, und die Freundschaftsbande, welche dieselben mit ihren Herren verbunden haben, sind einer der schönsten Züge in der alpinen Geschichte.

Die Schönheiten Grindelwalds sind weltbekannt. Sie beruhen vornehmlich in den Gegensätzen, welche die grünen Hänge des weiten Thales mit seinen blumenreichen Matten, seinen ausgedehnten Wäldern und zahlreichen, zerstreut herumliegenden Hütten zu dem Hochgebirge bilden. Alles atmet hier ein frisches, fröhliches Leben und überall blickt Kultur und Wohlstand hervor. Dort aber ist das Gebirge durch seine beiden stolzesten Felskolosse, den Eiger und das Wetterhorn mit ihren mächtigen, düstern Wänden vertreten, über denen der ewige Schnee thront.

Diese Verhältnisse machen den Ort auch für Spaziergänger äusserst lohnend.

Der Marsch hinauf an den meist schattigen Hängen der südlichen Vorberge, welcher überall beliebig weit nach beiden Seiten ausgedehnt werden kann, gewährt einen hochinteressanten Einblick in das Gebirge, aus welchem auch die mehr versteckten Grössen, wie das Schreckhorn und Finsteraarhorn, hervortreten. Er findet seinen Höhepunkt in dem Faulhorn mit seiner gewaltigen Rundsicht und kann von hier hinüber nach der Schynigen Platte oder der grossen Scheideck sowie jenseits hinunter nach den Gestaden des Brienzer Sees ausgedehnt werden.

Die Spaziergänge nach den Hängen der Wengern-Alp, des Lauberhorns, Tschuggen und Männlichen kennen wir schon.



Hotel Faulhorn.

Grindelwald.

Beschäftigen wir uns nunmehr mit der bergsteigerischen „great atraction“ Grindelwalds, dem Wetterhorn, oder um es geographisch richtiger auszudrücken, den Wetterhörnern.

Wir haben diese Berge schon von dem Gipfel des Schreckhorns aus gesehen. Sie zeigen sich da als drei gleichförmig gebaute Schneepyramiden, welche den End- und Höhepunkt eines in nordwestlicher Richtung verlaufenden Kammes bilden. Die mittlere derselben, das Mittelhorn, ist mit 3708 Metern Seehöhe der höchste Gipfel. Das südöstlich von ihm gelegene Rosenhorn erreicht eine Höhe von 3691 Metern, und der nordwestlich nach dem offenen Land zu gerichtete Gipfel eine solche von 3703 Metern. Man sieht, in dieser Beziehung kommen sich die drei Geschwister ziemlich gleich. Anders steht es mit ihrer sonstigen Bedeutung. Während das Mittel- und Rosenhorn sich nur wenig aus dem Gebirgskamme erheben, hat der nordwestliche Gipfel, der dieses Schicksal im übrigen mit ihnen teilt, den Vorzug, den ganzen gewaltigen Absturz dieses Kammes

nach dem Thale zu für sich in Anspruch nehmen zu können, ein Umstand, durch den er zu einem selbständigen Berge erhoben wird und die Berechtigung erhält, für sich allein den Namen Wetterhorn zu führen. Auch wiederholt sich hier die Thatsache, dass der Abschluss des Gebirges nach den Vorbergen zu den grossartigsten Teil desselben bildet. Aber während jenseits des Grindelwalder Thales bei Jungfrau, Mönch und Eiger die Gebirgswand ihrer ganzen Länge nach von Eisströmen durchsetzt ist, so wird dieselbe hier durch senkrechte Felsen gebildet, welche nur unmittelbar unter dem Gipfel von dem Eise des Hühnergutz-Gletschers gekrönt sind. Es giebt wenige so imposante Felswände wie diese, und die Bewohner des Haslithales haben nicht unrecht, wenn sie dem Berge, der auch ihnen angehört, den Namen der „Haslijungfrau“ beigelegt haben.

Die drei Berge waren schon frühzeitig der Zielpunkt touristischer Unternehmungen.

Zuerst wurde das Rosenhorn am 28. August 1844 von Desor, Dollfuss, Dupasquier und Stengel vom Urbachthal aus über den Gauli-Gletscher erstiegen. Drei Tage später erfolgte die erste Besteigung des Wetterhorns durch die Führer Johann Jaun und Melchior Bannholzer, welche an der Besteigung des Rosenhorns teilgenommen hatten, von Rosenlaui aus, mit dem Abstieg über den Grindelwaldfirn und den Lauteraarsattel nach dem Aargebiet. 1845 erstieg dann der Schottländer Speer das Mittelhorn von dort her. Am 31. Juli desselben Jahres machte Agassiz die erste touristische Besteigung des Wetterhorns von dem Lauteraar-Gletscher aus. In diesem Jahre stiegen auch zwei Schweizer, Fankhausen und Dr. Roth von Grindelwald aus nach dem Sattel zwischen Wetterhorn und Mittelhorn, ohne jedoch einen Gipfel zu erreichen, ein Schicksal, das im Jahre 1854 auch von dem Engländer Blackwell geteilt wurde, dessen Fahne man später unmittelbar unter dem Gipfel des Wetterhorns vorfand.

So viel über die gewissermassen prähistorischen Besteigungen der drei Berge, welche durch diejenige des Engländers Wills auf das Wetterhorn im Herbst 1854 ganz in den Schatten gestellt worden sind. Leitete dieselbe doch die grosse bergsteigerische Ära ein, in welcher sich die Eroberung der eigentlichen Hochgipfel Schlag auf

Schlag folgte, so dass sie als ein entscheidender Wendepunkt in der Geschichte des Alpinismus angesehen werden kann. Dazu kam, dass sie auch eine besonders interessante, persönliche Bedeutung bekommen hat.

Wills, der sich mit seinem Leibführer Balmat in Interlaken befand, wollte den Sommer in würdiger Weise abschliessen und dachte zunächst an eine Besteigung der Jungfrau. Aber bei den mit Ulrich Lauener gepflogenen Verhandlungen erklärte dieser, dass dieselbe von dem Grimsel-Hospiz aus gemacht werden müsse und sechs Tage, darunter zwei Nachtlager auf dem Gletscher in Anspruch nehme, was bei der vorgeschrittenen Jahreszeit kaum angängig sei. Wills schlug nun das Finsteraarhorn und das Schreckhorn vor, aber mit demselben Resultat. So einigte man sich auf die Besteigung des näher gelegenen Wetterhorns.

Dieses Unternehmen erweckte in Grindelwald nicht allein allgemeine Sensation, sondern auch die Eifersucht der dortigen Führer.

Wills erzählt darüber die folgende denkwürdige Episode*):

„Als wir am Rande des Plateaus (etwa eine Stunde unterhalb des Gipfels) ankamen und einen kurzen Halt machten, waren wir erstaunt, zwei Gestalten zu sehen, welche an dem gefährlichen Felshange heraufkletterten, den wir soeben passiert hatten. ‚Gemsjäger!‘ rief einer der Führer, aber nach kurzer Überlegung war es klar, dass diese hier nichts zu suchen hatten. Auch sahen wir, dass der eine der Leute ein richtiges Tannenbäumchen mit Zweigen, Nadeln und allem, was dazu gehört, trug.

„Während wir nun mit unserem Frühstück beschäftigt waren, überholten uns die beiden, und als wir wieder aufbrechen wollten, sahen wir sie ein gutes Stück weit vor uns, in grösster Eile und augenscheinlich entschlossen, zuerst auf den Gipfel zu kommen. Nach all unseren Bemühungen, Ausgaben und Vorbereitungen erregte dies den heftigen Unwillen meiner Chamouni Führer. Sie erklärten, dass in Chamouni jeder, der sich in dieser Weise an die Fersen von Forschungsreisenden hängen und versuchen würde, sie ihrer wohlverdienten Ehren zu berauben, der Verachtung anheimfallen würde.

---

*) Wanderings among the high Alps.

Der friedliche Balmat wurde ganz wild und sagte etwas wie ‚coups de poings' vor sich hin. Endlich erfolgte eine energische Aussprache. Es wurde laut zwischen den beiden Partien hin und her gerufen, mit dem Erfolg, dass die räuberischen Abenteurer schliesslich versprachen, auf uns zu warten. Es zeigte sich nun, dass sie zwei Gemsjäger waren, welche von unserer beabsichtigten Besteigung gehört und sich entschlossen hatten, die Besteigung ebenfalls zu machen, um ihr Tannenbäumchen neben unserer Flagge aufzupflanzen. Sie waren sehr frühzeitig aufgebrochen, unserer Spur gefolgt und hatten uns überrannt. Balmats Ärger legte sich jetzt bald, nachdem sie seinen Wunsch, der erste auf der Spitze des stolzen Berges zu sein, als berechtigt anerkannten. Anstatt sie mit den gedrohten Faustschlägen zu traktieren, erklärte er, sie seien doch ‚bons enfants' und schenkte ihnen ein Stück Kuchen."

So war der Frieden zwischen den feindlichen Partien hergestellt, und das Tannenbäumchen wurde neben Wills' Fahne auf der Spitze aufgepflanzt.

Der eine dieser beiden Freibeuter war niemand anderes, als der junge Christian Almer, der Mann, der neben Melchior Anderegg die grösste alpine Carriere vor sich hatte. Der Mönch, das kleine Schreckhorn, das grosse Viescherhorn, das Finsteraarjoch, das Lauterbrunner Breithorn, die Jungfrau von der Wengern-Alp, das Ebenefluh-, Schmadri- und Aggassizjoch sollten zu seinen Erstlingsbesteigungen in dem Berner Oberland gehören, zu denen sich noch zahlreiche andere in allen Teilen der Alpen gesellten. Aber für sein Wetterhorn hat er die schwärmerische Vorliebe der Jugend bewahrt und es soll ihm immer ein Kummer gewesen sein, wenn er in einer Saison diesen Lieblingsberg nicht besteigen konnte. Im Jahre 1885 hatte er dann das Unglück, gelegentlich eines winterlichen Besteigungsversuches auf die Jungfrau die sämtlichen Zehen eines Fusses zu verlieren, so dass er für längere Zeit zum Krüppel wurde und seinem Berufe entsagen musste. Als nun aber 1896 der Tag seiner goldenen Hochzeit heranrückte, war er entschlossen, diese nicht ohne sein Wetterhorn zu feiern, und mit seiner 73jährigen Gattin, welche noch nie einen Berg bestiegen hatte, verliess der alte Held am 21. Juni Grindelwald, um dort oben den Hochzeitstag zu verbringen.

Almers goldene Hochzeit auf der Gleckssteinhütte.
Nach der Photographie eines Grindelwalder Photographen.

In grösserer Gesellschaft ging es zu der Gleckssteinhütte und am folgenden Tage wurde die Besteigung ausgeführt. Um $^1|_2$7 Uhr morgens erreichte man den Gipfel, den Almer vor 42 Jahren zum ersten Male bestiegen und mit seinem Tannenbäumchen geschmückt hatte. Man kam rechtzeitig wieder in dem Heimatort an, um den denkwürdigen Tag bei einem solennen Mahl feiern zu können.

„Aber der Wetterhornhütte habe ich doch Lebewohl gesagt,“ meinte da das alte Mütterchen, „die werde ich wohl nicht mehr besuchen.“

Um nunmehr zu unseren Freunden zurückzukehren, so dachte Max wie Christian Almer: was ist das Berner Oberland ohne das Wetterhorn? Selbstverständlich musste auch dieser Berg bestiegen werden, und da die Zeit drängte, so beschloss er, nach jenseits durch das Rosenlauithal abzusteigen. Er war dabei auf seine eigene Gesellschaft angewiesen, denn Dolly wollte sich mit dem Marsche über die grosse Scheideck begnügen, und Freund Berliner, welcher den Berg schon kannte, beabsichtigte, sich mit Stabeler an dem Gummihorn zu versuchen.

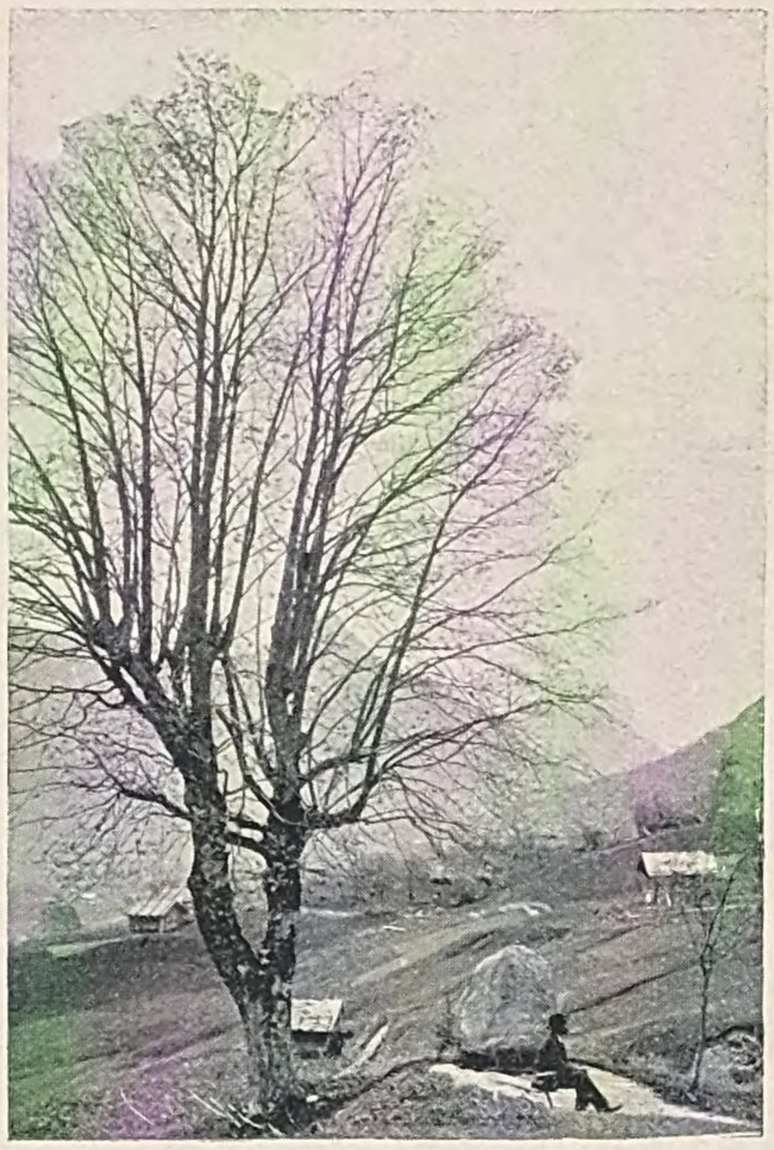
Penhalls Grab.

Der Weg nach dem oberen Gletscher führt zunächst an dem interessanten Kirchhof vorbei, den kein Bergsteiger passiert, ohne ihm einige Augenblicke zu widmen. In einer wunderbaren Umgebung gelegen, lassen die kleinen Kreuze da drinnen grosse vergangene Zeiten vor ihm auferstehen, voll Freud und Leid. Denn es ist nicht bloss der Tod, der ihn da drinnen anspricht, sondern auch das Leben, welches demselben vorausgegangen ist. Man findet dort die Gräber von manchem alten Führerveteranen wie Peter Bohren, Christian Michel und anderen. An die Katastrophen am Schreckhorn erinnern die Gräber von Elliott und Gottlieb Meyer, und ein gemeinsames Grab vereinigt William Penhall, den bekannten englischen Bergsteiger, mit seinem Führer Andreas Maurer, welche am Wetterhorn verunglückten.

Auch auf dem weiteren Wege wird die Erinnerung an die Vergangenheit durch den Denkstein an Dr. Haller wachgerufen, der

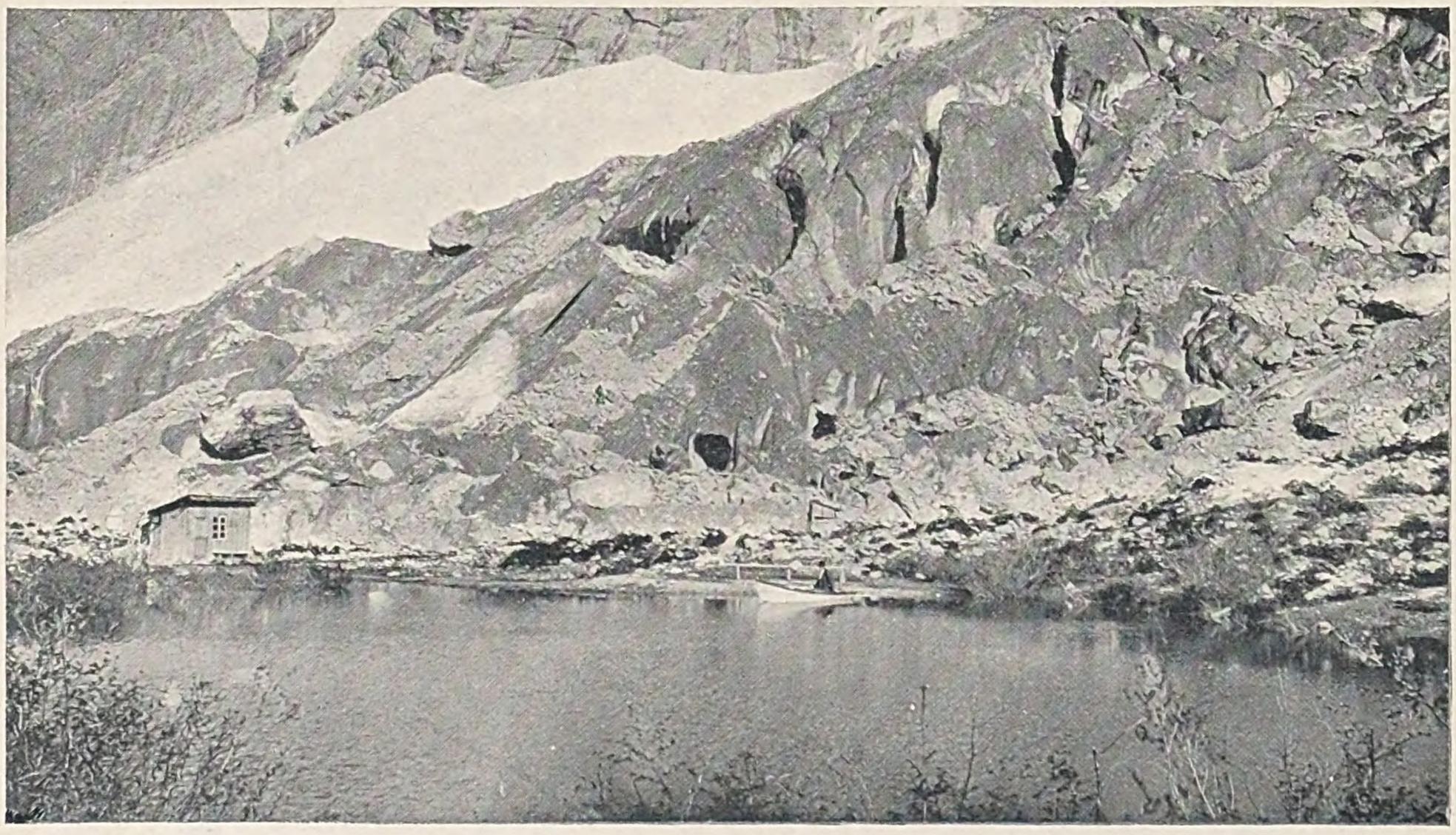
mit den Führern Peter Rubi und Fritz Roth im Jahre 1880 bei dem Marsche über die Strahlegg spurlos verschwunden ist.

Am Fusse des vielbesuchten oberen Gletschers liegt das Hotel Wetterhorn, ein Wirtshaus mit prächtiger Aussicht auf den Eiger, welche im übrigen mit in die Rechnung eingeschlossen zu sein scheint. Daneben befindet sich ein kleiner Gletschersee und die berühmte Eisgrotte, welche auf so manchem Alpenstock in der Erinnerung fortlebt. Demnächst führt der Weg nach dem Wetterhorn hinauf auf den Gletscher.



Hallers Denkstein.

„Durch diese hohlen Gassen muss er kommen.“ Dieses Wort scheint für die industriellen Grindelwalder vorbildlich zu sein. Der Bergsteiger mag es anstellen wie er will, immer wieder hat er einen der beiden Gletscher, diese grossen Zugangspforten zu dem Gebirge,



Am Fusse des oberen Grindelwald-Gletschers.

zu passieren und dabei sein Entree für Benützung der dort angebrachten Leitern zu entrichten. Dieselben führen im übrigen über einen hochinteressanten Weg. In den engen Spalten, zwischen dem glatten Gestein und dem Gletschersturz eingeschlossen, geht es hier durch das „Milchbachloch“, durch höhlenartige Grotten und Einschnitte hinauf, bis zu dem über dem Gletschersturze gelegenen,

Der Leiterweg zum oberen Gletscher.

breiten Felsenkessel. Dieses Hochthal selbst vermag sich dagegen mit demjenigen des unteren Gletschers, seinem Eismeer und den Viescherhängen nicht zu messen. Es trägt vielmehr bei aller Grossartigkeit doch einen etwas monotonen Charakter, dem auch die Schreckhörner, welche verhältnismässig wenig aus dem hohen Kamme hervorzuragen scheinen, keinen besonders imposanten Eindruck zu geben vermögen.

Das demnächstige Überschreiten des Thales hinüber nach den Wänden des Wetterhorns erscheint völlig unschwierig, denn der

Hotel Wetterhorn mit Eiger.

Der obere Grindelwald-Gletscher.

Gletscher ist nahezu eben. Trotzdem berichtet uns auch hier die Geschichte von einem Unfall.

Im September 1896 ging der Engländer Betjemann mit Rudolph Bernet aus Grindelwald hier hinüber. Auf der Wetterhornseite war es notwendig, eine aus Lawinenschnee bestehende Brücke, welche den ganzen Sommer über benützt worden war, zu überschreiten. Bernet, der der Sache nicht recht traute, ging voraus und bat seinen Herrn, der nicht angeseilt war, zu warten. Nahezu an dem anderen Ende der Brücke angekommen, stürzte diese ein. Es gelang nun

Bernet, der etwa vier bis fünf Meter tiet gefallen war, trotz ziemlicher Verletzungen sich wieder herauszuarbeiten. Aber als er glücklich oben anlangte, war sein Herr verschwunden. In der Annahme, dass derselbe Hilfe suchend nach dem Chalet am Milchbachloch gegangen sei, ging auch er dorthin zurück, ohne ihn jedoch vorzufinden. Jetzt erst wurde der Gedanke an einen Unglücksfall rege, und der Führer eilte in Begleitung anderer sofort nach der Unglücksstelle

Die Gleckssteinhütte mit dem kleinen Schreckhorn.

zurück. Es war zu spät. Man fand den Engländer nach einigem Suchen in der Spalte liegend und von herabgestürztem Schnee bedeckt. Er lebte zwar noch, verschied aber bald darauf.

Der Marsch entlang der Felsen des Wetterhorns ist insofern interessant, als der allmählich ansteigende Weg sich schliesslich so verengt, dass es nur mittelst einer hohen Leiter möglich ist, an dem glatten Felsen hinauf nach der darüber befindlichen Gleckstein-Alp zu kommen.

Die dort befindliche Hütte, welche nach etwa fünfstündigem Marsche von Grindelwald aus erreicht wird, ist wie alle Schweizer

Hütten zwar nicht luxuriös, aber recht behaglich eingerichtet. Sie gewährt einen interessanten Blick auf die mächtigen Felsen des Wetterhorns, die beiden Schreckhörner und den massigen Mettenberg.

Max verbrachte hier in Gesellschaft seines Führers Ulrich Kaufmann, eines eigen stillen, aber ebenso unternehmenden und kühnen Mannes, der insbesondere durch seine Touren in Neuseeland bekannt geworden ist, einen sehr interessanten und angenehmen Abend.

Ulrich Kaufmann.

Werfen wir nunmehr auch einen kurzen Blick in die Vergangenheit, wie sich die Unterkunft hier früher ausnahm. Es ist in unserer Zeit, wo luxuriöse Klubhotels nachgerade wie die Pilze an allen Ecken und Enden der Alpen aus der Erde hervorschiessen, nicht ohne Interesse, auch einmal der einfachen Verhältnisse zu gedenken, welche in dieser Beziehung früher bestanden.

Wills liess sich darüber in seiner humorvollen Weise folgendermassen aus:

„Unser Schlafgemach, der sogenannte Gleckstein, bestand aus einer niedrigen Höhle, welche von zwei oder drei Felsen gebildet wird. Der eine derselben war so neben die andern gefallen, dass eine Art Dach entstand. Im Laufe der Zeit hatte sich ausserdem die Erde ringsum so angefüllt, dass der Boden draussen zwei oder drei Fuss höher war, als im Innern der Höhle. Ebenso füllte Erde die Löcher und Risse an den Stellen aus, wo die Felsen sich berührten. Der Schutz war also ein vollkommener. Nur ein enger Eingang blieb übrig und dieser war mit Steinen blockiert. Im Innern hatten die Jäger, welche ihr Beruf hierher führte, den Boden mit einem dicken

Lager von kurzem Bergheu bedeckt, was dem Raum einen unerwarteten Anstrich von Wärme und Behaglichkeit gab. Er war zwar klein genug, um einem halben Dutzend Menschen Obdach zu gewähren, aber wir mussten es eben versuchen. Meine erste Sorge war, vor Einbruch der Dunkelheit die mitgenommenen Decken etwas zu inspizieren, und das war gut, denn als wir uns niederlegten, zeigte es sich bald, dass wir nicht ganz ‚unter uns' waren.

„Es wurde nun zunächst ein Feuer im Freien angezündet und Kaffee gekocht. Das Nachtessen war nicht gerade luxuriös: ein Krug schwarzer Kaffee, ein Stück kaltes Kalbfleisch und ein Laib saures Brot. Aber es war ein lustiges Mahl, und die grossen, glänzenden Sterne sahen mit einem lustigen Zwinkern aus ihren schelmischen Augen herab, als ob sie den Spass verständen. Der Mond schien nicht, und die weiten Gletscher glänzten schwach durch die Nacht, wie die Zinnen phantastischer Schlösser.

„Als das Nachtessen vorüber war, wurde die Kaffeeschüssel in dem schäumenden Bache gewaschen, das Feuer sorgfältig ausgetreten, ein Licht angezündet und einer nach dem andern kroch durch das Loch am Eingang hindurch.

„Man hatte mir den vermeintlichen Ehrenplatz am andern Ende der Höhle gegeben, aber der Boden war dort am höchsten und das Dach am niedrigsten. Als wir uns alle eingerichtet hatten, wurde das Licht ausgelöscht, und wir waren im Dunklen.

„Ich lag verzweifelt unbequem, und da die Öffnung am Eingang verbarrikadiert war, so war die Luft unerträglich dick. Ein langer Kerl, ich glaube es war Lauener, hatte seinen Kopf auf meine Beine gelegt und als ich sie wegrückte, um ihn los zu werden, folgte er im Schlaf und liess es sich nicht nehmen, mich als Kopfkissen zu benützen. Ein halbes Dutzend Mal rückte ich so weiter, aber immer mit demselben Resultat. Endlich war ich in der Ecke angelangt und konnte nicht mehr weiter. Das Dach war kalt und feucht, keine sechs Zoll von meinem Gesicht weg und die Luft zum Ersticken. Wenn ich unter dem Eingang gelegen hätte, so wäre ich hinaus ins Freie gegangen. Jetzt hätte ich das aber nur thun können, wenn ich über vier oder fünf Körper hinweggestiegen wäre, welche im ersten, süssen Schlafe lagen. Es war ein jämmerliches Lager, aber

Das Wetterhorn von der Glecksteinhütte.

trotz allem wurde ich doch von der Feierlichkeit des Ortes ergriffen: die ganze Nacht lag ich in tiefer Dunkelheit, unter einem ausgehöhlten Felsen, auf einem Bett von Steinen und keine sechs Fuss von meinem Kopfe rauschte ein schäumender Gletscherbach vorbei, das einzige Geräusch in dieser Todesstille. Dazwischen hinein donnerten hin und wieder die Lawinen.

„Endlich hielt ich es nicht mehr länger aus, stieg über die Schlafenden hinweg, stiess die Steine am Eingang beiseite und kroch hinaus ins Freie. O wie herrlich diese frische Luft war! Die Sterne schienen so klar, wie ich sie nie scheinen sah, wie feuerige Kugeln an dem dunklen Himmelszelt, und die Gletscher erglänzten in dem weichen Lichte der abnehmenden Mondsichel.“

Die weite, von Firnbecken und Eisrinnen durchsetzte Felswand, welche es von der Hütte hinauf zu dem Sattel geht, ist von jener durch eine breite Geröllhalde getrennt. Sie ist nicht besonders

steil, so dass man meist ohne eigentliches Klettern vorwärts kommt, immerhin aber verlangt sie Aufmerksamkeit, und Steinfälle oder Lawinen sind wenigstens bei zweifelhaftem Wetter nicht ausgeschlossen. So fielen hier einst Penhall und sein Führer Maurer, zwei absolut sichere Gänger, augenscheinlich einer Lawine zum Opfer.

Wie dieser Unglücksfall, bei welchem sonst niemand zugegen war, sich ereignet hat, lässt sich nur vermuten. Die einzige Auskunft darüber stammt von dem Doktor Barrett, welcher die nach den Vermissten ausgesendete Hilfskolonne begleitete. Derselbe hatte ein Teleskop bei sich und betrachtete von der Glecksteinhütte aus den Weg zum Sattel. „Ohne Schwierigkeiten", so schreibt er*), „fanden wir die Spuren der Gesuchten auf den unteren Schneeflächen und verfolgten dieselben erst aufwärts und dann nach rechts einen breiten Schneehang entlang. Sie waren bis nahe zu dem grossen Couloir deutlich erkennbar, dort aber sahen wir mit Schrecken, dass sie von einer Lawinenrinne durchkreuzt waren und jenseits derselben aufhörten. Es war leider klar, dass es sich für uns nur darum handelte, die Leichen zu Thal zu bringen.

„Wir gingen jetzt am Fusse der Felswand entlang, über welche die Lawine herabgestürzt war. In der Nähe angekommen, sahen wir, wie ihre Trümmer sich in einem weiten, spitzigen Kegel hoch an den Felsen hinauf erstreckten. Auf der Oberfläche desselben war ein dunkler Gegenstand zu erkennen, und ein Ausruf des Führers, der zuerst das Glas dorthin richtete, sowie die Blässe seines Gesichtes verrieten, dass wir gefunden, was wir gesucht."

Nach der Ansicht Barretts war die Katastrophe zweifellos durch die Lawine hervorgerufen worden, welche die beiden mit sich gerissen hatte. Zu bemerken ist, dass das Wetter an dem Unglückstage infolge von Föhn sehr ungünstig gewesen war.

Begeben wir uns nunmehr einen Augenblick lang in Gedanken auf den Gipfel des Schreckhorns, um von dort aus die verschiedenen Wege zu dem Gipfel zu studieren. Wir sehen da, wie sich der stolze Berg in einem massiven Felskamme, der bis unmittelbar unter den

---

*) Alpine-Journal, Vol. XI.

Das Wetterhorn vom Gipfel des Schreckhorns.

schneebedeckten Gipfel hinaufreicht, von den gewellten Vorbergen abhebt. Auf der andern Seite erstreckt sich ein steiler Schneehang von dem „Sattel“ zu ihm in die Höhe.

Der normale Anstieg führt über das von unserem Standpunkte aus verkürzte Schneefeld zur Linken, beziehungsweise höher oben über die mehr rechts gelegenen Felsen zu dem Sattel und von hier gerade hinauf zu dem Gipfel.

Eine Abkürzung dieses Weges wurde im Jahre 1865 von Christian Almer erschlossen, welcher sich mehr nach rechts hielt und in dem breiten Schneecouloir anstieg, welches von dem uns zugewendeten Grindelwald-Gletscher nach dem Sattel führt.

Das Schreckhorn vom Sattel des Wetterhorns.

Einen besonders schwierigen Weg fanden im Jahre 1878 Baumann, Vernon und Foster. Dieselben hielten sich von dem gewöhnlichen Wege aus nach links und passierten den von dem Gipfel herabkommenden Felsrücken vermutlich da, wo jenseits desselben ein kleines Stück des Hühnergutz-Gletschers hervorsieht. Dieser Gletscher wurde bis zur Mitte der von uns abgewendeten Nordwand durchquert und dann ziemlich gerade gegen den Gipfel angestiegen.

Als Max auf dem Sattel ankam, wurde er von einem wütenden Sturm empfangen. Die Aussicht war im wesentlichen verhüllt und nur das stolze Schreckhorn mit seinen weiten, eisigen Wänden trat einen Augenblick lang aus den Nebeln hervor.

Der Anstieg auf der Gipfelpyramide nahm verhältnismässig

lange Zeit in Anspruch, denn der Hang, den es da hinaufgeht, ist insbesondere zum Schluss wesentlich steiler, als es von unten aussieht. Auch machte der anfänglich gute Schnee bald blankem Eise Platz, das viele Stufen verlangte. Prächtig war zum Schluss die Überwindung der Schneewächte, welche sich den ganzen Gipfelkamm entlangzieht und weit überhängt. Nachdem sie durchschlagen war und der Himmel durch das Loch hindurchblickte, ging es etwa drei Meter hoch senkrecht in die Höhe.

Der Gipfel bestand aus einem mehrere Meter breiten Schneerücken, welcher auf der einen Seite wegen der Wächte Vorsicht verlangte und auf der andern anfangs allmählich, dann aber steil in die Tiefe stürzte.

Die Aussicht war zum grössten Teil verhüllt, aber das Stück, welches die Wolken offen gelassen hatten, war wahrlich grossartig genug, um die Besteigung zu lohnen. Es erstreckte sich von den Höhen der Wengern-Alp bis hinüber zu der immer imponierenden Viescherwand. Im Vordergrund zog sich der Schreckhornkamm mit dem kaum aus ihm hervortretenden Mettenberge nach dem Thale hinab. Über den Viescherhängen erhob sich der schneebedeckte Trugberg im Spiele der Wolken, daneben der eisige Mönch und der mächtige Eckpfeiler des Gebirges, der düstere Eiger. Von der Jungfrau ist nur wenig ausser den beiden Gipfeln zu sehen. Sie hält sich hinter den Genossen versteckt. Zur Rechten des Eiger konnte man hinüberblicken nach den Hängen des Gspaltenhorns und der Blümlis-Alp, und das vor denselben liegende grüne Land der Wengern-Alp hob sich prächtig von den eisigen Hängen des Gebirges ab.

Im übrigen herrschten die Nebel, und ein furchtbarer Sturm tobte so, dass die beiden froh waren, als sie bei dem Abstiege zum Sattel bald abfahren konnten. Dann folgte ein endloser Marsch durch den Schnee. Unter Umgehung des Mittelhorns ging es, stets absteigend, nach dem Wetterkessel, einem ausgedehnten Gletscherbecken, welches der Länge nach durchschritten werden muss. Dabei gab es wenig zu sehen. Nur das Wellhorn trat hin und wieder als eine breite, wenig steile Felspyramide aus den Wolken hervor.

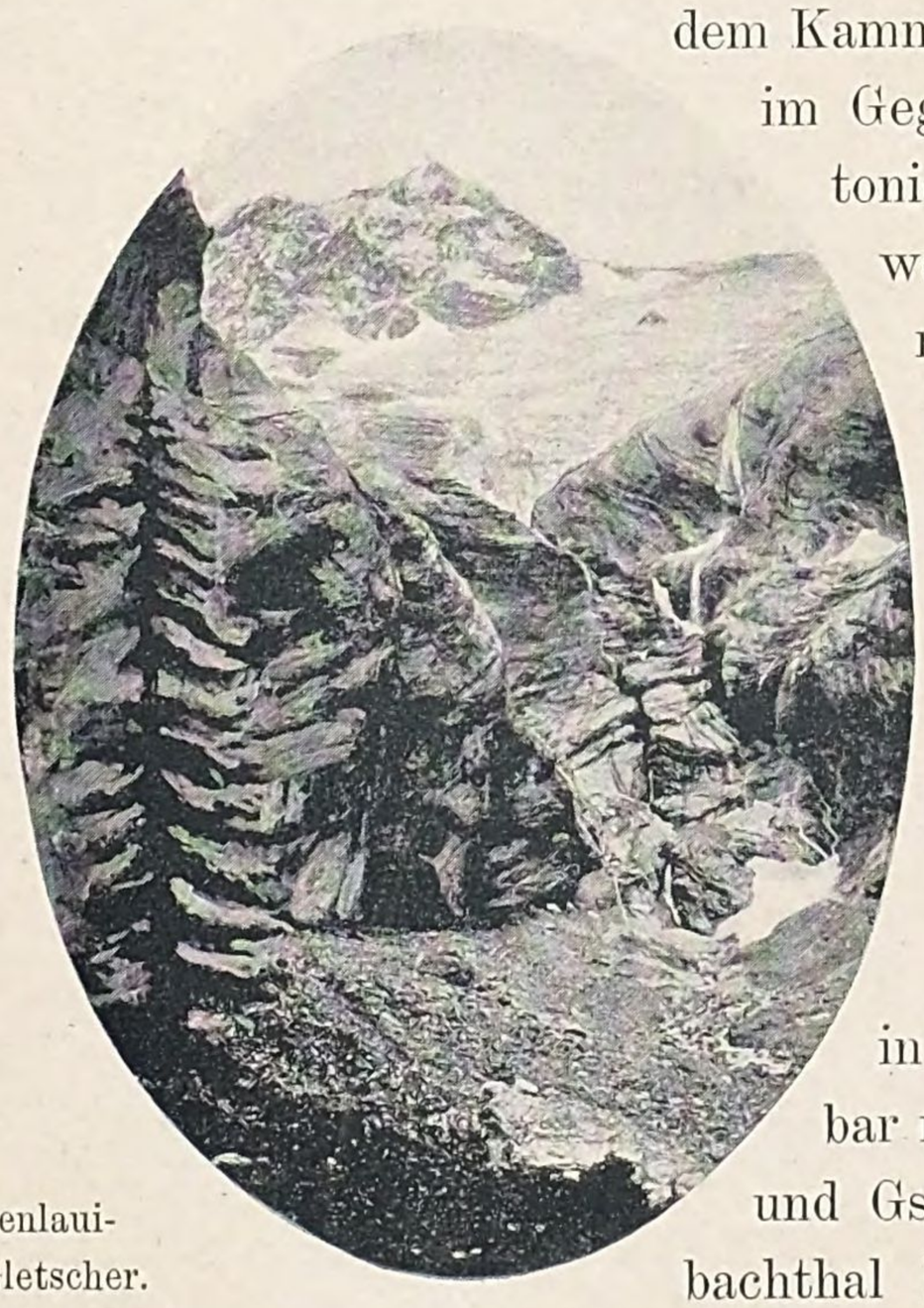
Der direkte Abstieg über den Rosenlaui-Gletscher ist wegen der grossen Zerklüftung der Eismassen äusserst schwierig, und man

Eiger und Mönch vom Gipfel des Wetterhorns.

Dossenhütte mit Gstellihorn.

ersteigt deshalb, über dem Gletschersturze angekommen, den Kamm zur Rechten, um nach der jenseits gelegenen Dossenhütte zu gelangen, von der aus ein Pfad zu Thal führt.

Ein solcher zeitweiser Anstieg während des Abstieges ist immer eine missliche Sache. Aber wenn man erst dort oben auf dem Kamme angelangt ist, so entfaltet sich im Gegensatz zu der bisherigen Monotonie des Schnees auf dem Weiterwege eine solche Masse wechselreicher Bilder, und der Wanderer tritt schliesslich in eine so wunderbar liebliche Landschaft hinein, dass man diesen Abstieg von dem Wetterhorn in gewissem Sinne mit einem Überschreiten der Alpen nach Italien vergleichen kann, so gross sind die Gegensätze.



Der Rosenlaui-Gletscher.

Die Dossenhütte befindet sich in einer prächtigen Lage. Unmittelbar neben ihr erheben sich das Dossen- und Gstellihorn, und über das tiefe Urbachthal hinweg schweift der Blick weit

hinaus in das Land mit seinen Bergen und Thälern. Dann führt der Pfad einen zackigen Felskamm entlang nach dem Urbachsattel und an den steilen Wänden hinunter nach dem mächtigen Felsenkessel am Fusse des prächtig zerklüfteten Rosenlaui-Gletschers. Hoch erheben sich dort drüben die steilen Felsen des Wellhorns und hier die gezackten Engelhörner, dolomitähnliche Gebilde. In der Tiefe macht der Kessel einen eigenen, überaus düsteren Eindruck. Er besteht aus ausgedehnten, glatten Felsen, welche das Eis einst abgeschliffen. Gletscherbäche rieseln an dem nackten Gestein herunter, und alles atmet Öde und Verlassenheit. Es ist der richtige Hexenkessel.

Rosenlauibad.

Dann gewinnt bald die berühmte, romantische Anmut des Rosenlauithales die Oberhand.

Hochinteressant ist die Schlucht, welche die abfliessenden Gewässer des Gletschers gebildet haben. Sie ist kaum einige Meter breit, und wenn man auf der Brücke darüber hinwegschreitet, so sucht das Auge vergeblich die Wasser zu sehen, welche dort unten in der Tiefe rauschen.

Das Rosenlauibad ist hinter einem kleinen Hügel mitten im Walde versteckt. Abseits von dem Menschenstrome gelegen, welcher dort drüben über der Scheideck rastlos hin und her zieht, ist es kein prunkhaftes, fashionables Hotel, sondern ein anheimelndes, freundliches Gasthaus, das dieselbe wohlthuende Ruhe in seinem Innern atmet, wie die Natur draussen.

Max traf Dolly hier wohlbehalten an, und am andern Morgen ging es fröhlich hinunter durch das herrliche Thal mit seinen idyllischen Schönheiten, seinen Kaskaden, Wäldern, Wiesen und romantischen Felsen, über denen hoch in den Lüften das eisige Wetterhorn thront.

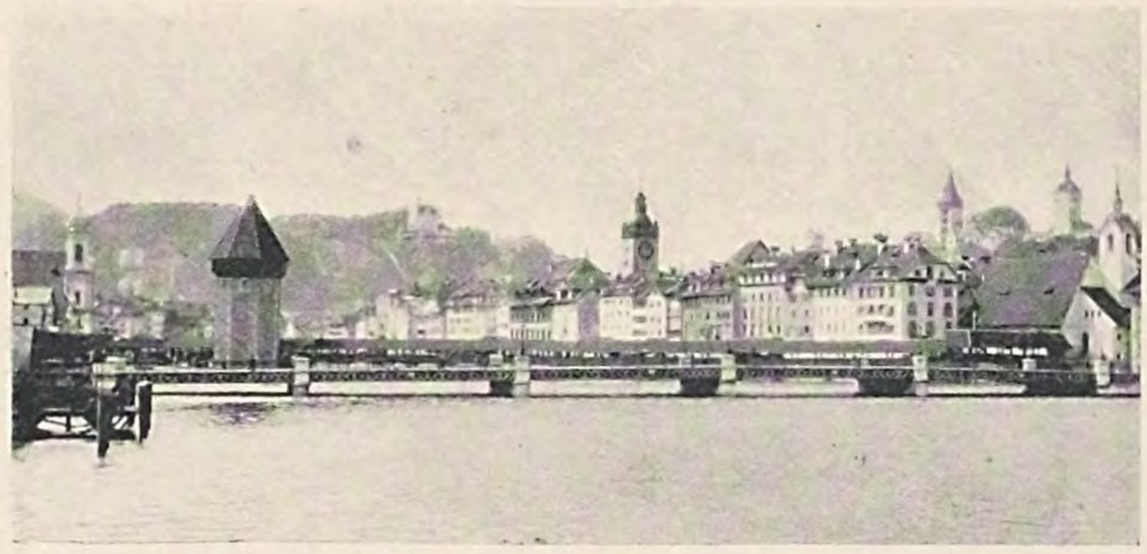
Am Ausgange des Thales, da wo es hoch oben in die Hänge des Haslithales einmündet, erweitert sich dann der bisher enge Blick hinunter nach Meiringen und hinüber zu dem Brünig mit den ihn umgebenden Höhen. Unmittelbar zu den Füssen des Wanderers aber

Rosenlauithal.

stürzen sich die gewaltigen Reichenbachfälle mit Donnern und Tosen in die Tiefe. Sie gelten für die schönsten Wasserfälle der Schweiz.

In Meiringen war wieder der Anschluss an den grossen Menschenstrom erreicht. Ein kurzer Besuch wurde der wilden Aareschlucht abgestattet, und dann ging es hinüber über den Brünig.

Bald entschwand das schöne Oberland den Blicken — um in der Erinnerung wieder aufzuerstehen.



Luzern.

Anmerkung.

Um das Gebirge in seinem Zusammenhange zu verstehen und ein plastisches Bild von den einzelnen Bergen in ihrer Eigenart, ihren Grössen- und Neigungsverhältnissen zu erhalten, thut der Leser gut, die einzelnen Photographien an der Hand der Karte, auch in Bezug auf scheinbare Kleinigkeiten, eingehend miteinander zu vergleichen und zu studieren. Er wird dadurch in die Lage gesetzt, vieles zu sehen, was ihm sonst entgeht, und er wird den Bergen schon im Bilde jene Individualität abgewinnen können, welche sie dem Erfahrenen zu alten Freunden macht. Von besonderem Nutzen wird dies für den Bergsteiger und den führerlosen Gänger sein.

Um dieses Studium zu erleichtern, ist hier angegeben, wo sich Bilder von den hauptsächlichsten, in dem Buche behandelten Bergen befinden.

Jungfrau von

Interlaken. Titelblatt		Seite
Scheideck		4
Wengern-Alp	gegenüber	18
Konkordiaplatz		21
Schneehorn		47
Vorgipfel		49
Schilthorn		56
Mürren		57
Ober-Steinberg		64
Jungfraufirn		86
Schreckhorn	gegenüber	166
Mönch		202
Oberem Mönchjoch		203

Mönch von

		Seite
Mettenberg		11
Wengern-Alp		14
Unterhalb des Schneehorns		45
Mürren		57
Jungfrau	gegenüber	78
Schreckhorn	„	166
Nordosten		194
Wetterhorn	gegenüber	242

Eiger von

Wengern-Alp		7
Mettenberg		11
Mürren		54
„		57
Jungfrau	gegenüber	78
Grindelwald		144
Oberem Eismeer	gegenüber	148
Schreckhorn	„	166
Mönch	„	210
Hotel Wetterhorn	„	232
Wetterhorn	„	242

Finsteraarhorn von

Jungfrau	81
Nordgrat	101
Schreckhorn	163
Mönch	205

Aletschhorn von

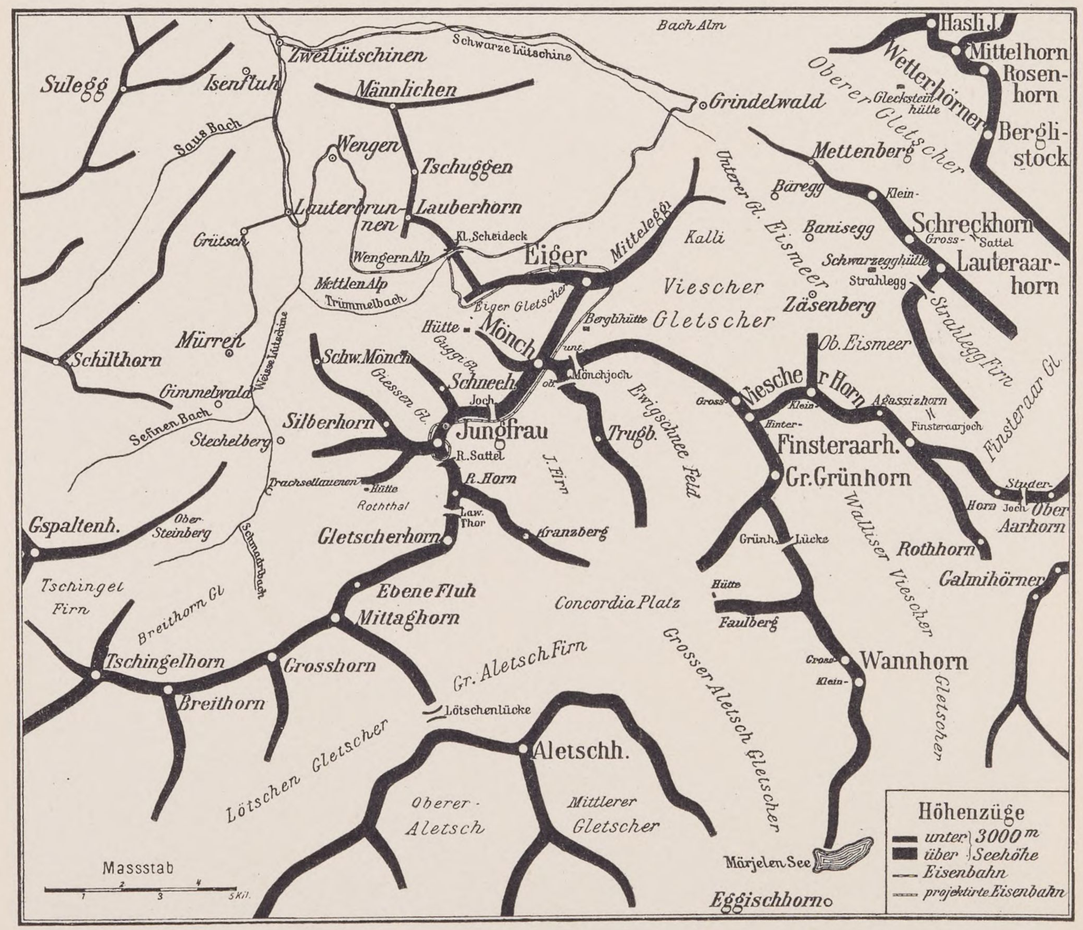
Jungfrau	80
Mönch	209

Schreckhorn von

	Seite
Finsteraarhorn	103
Unterhalb der Berglihütte	107
Norden	142
Strahleggpass	151
Vorgipfel	155
Mönch	207
Wetterhorn-Sattel	241

Wetterhorn von

Schreckhorn	158
Grindelwald	225
Glecksteinhütte	237
Schreckhorn	239
Rosenlauithal	gegenüber 244



Skizze

des

Centralstockes der Berner Alpen.

Bayerische
Staats-
Bibliothek
München

Buchbinderei
HEINR. KOCH
Stuttgart.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wundt, Theodor,

Die Jungfrau und das Berner Oberland von Theodor Wundt In Luftigen Höhn. Skizzen aus dem Bergsteigerleben. Herausgeben von der Sektion Berlin des deutschen und österreichischen Alpenvereins

Berlin (1897)

4 Geo.u. 128 k
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11790567-5